

## ANZEIGEN UND BESPRECHUNGEN

### Übersicht

1. Allgemeines . . . . .	527
2. Festschriften – Gesammelte Aufsätze – Kongreßakten . . . . .	532
3. Historische Hilfswissenschaften . . . . .	554
4. Rechtsgeschichte . . . . .	558
5. Mittelalter (chronologisch) . . . . .	566
6. Frühe Neuzeit (chronologisch) . . . . .	594
7. 19. und 20. Jahrhundert (chronologisch) . . . . .	623
8. Italienische Landesgeschichte (Nord-, Mittel-, Süditalien) . . . . .	642

John Dickie, *Delizia. Die Italiener und ihre Küche. Geschichte einer Leidenschaft*. Aus dem Englischen von Sebastian Vogel, Frankfurt a. M. (S. Fischer) 2009, 443 S., ISBN 978-3-10-013908-5, € 22,95. – Die bebilderten Quadrate des 1681 vom Bologneser Giuseppe Maria Mitelli entworfenen Schlaraffenland-Spiels zeigten Spezialitäten aus verschiedenen italienischen Städten. Mit einer gewürfelten Fünfzehn gewann der Spieler Brot aus Padua, eine Elf brachte ihm das genuesische Käsegebäck *gattafura*, bei einer Neun waren es die als *cantucci* bekannten Mandelkekse aus Pisa und mit einer Siebzehn erzielte er Nougat aus Cremona. Drei Vierer führten zum römischen Büffelmilch-Frischkäse *provatura*, während der Hauptpreis in der Mitte des Spielplans für drei Sechsen vorgesehen war – die *mortadella* aus Bologna. Angst vor dem Verhungern und Träume von Überfluss – die beiden Pole zwischen denen die Mehrheit der italienischen Bevölkerung lebte. In vielen Gegenden aßen Bauern und arme Stadtbewohner Bohnen und Rüben, Zwiebeln, Porree und Knoblauch, insbesondere in Gebirgsregionen waren Kastanien von grundlegender Bedeutung. Da Rezepte von den ärmeren Bevölkerungsgruppen vor allem mündlich tradiert wurden, führt die kulinarische Welt der Armen „ein historisches Schattendasein“ (S. 161). Das Schlaraffenland-Brettspiel kann aber nicht nur als Ausdruck von Träumen und Sehnsüchten armer Bevölkerungsgruppen, sondern auch als Indikator für städtische Spezialitäten interpretiert werden, die als charakteristisch für die italienische Küche gelten können. Seit

Anfang des zweiten Jahrtausends vereinnahmten etwa hundert italienische Großstädte die Produkte ihrer ländlichen Gebiete und nutzten sie zum Aufbau einer reichhaltigen Esskultur. Eine immer größere Zahl von Produkten wurde im späten Mittelalter und in der Renaissance mit bestimmten Knotenpunkten im Netzwerk der italienischen Städte in Verbindung gebracht, beispielsweise *bistecca alla fiorentina*, *prosciutto di Parma*, *saltimbocca alla romana*, *pizza napoletana*. Die besten Köche wanderten innerhalb eines Netzwerks italienischer Städte, die von einem produktreichen ländlichen Gebiet umgeben waren. Ihre so erworbenen Kenntnisse bildeten die Grundvoraussetzung für ein System gastronomischer Vielfalt und Spezialisierung. Leitthema ist, wie bereits angedeutet, die Bekämpfung des „machtvollen Mythos des Ländlichen“ – dem Mythos vom italienischen Essen als Bauernessen. Dieses stadtorientierte Konzept bestimmt letztlich auch die Struktur des Bandes. Jedes Kapitel erzählt eine in sich abgeschlossene Geschichte, die in einer bestimmten Stadt angesiedelt ist. Gemeinsam zeigen diese Mosaiksteine des städtischen Lebens ein Bild, das die Jahrhunderte vom Mittelalter bis in die Gegenwart überspannt. „Das Ergebnis soll sowohl eine Geschichte des italienischen Essens als auch eine Geschichte Italiens im Spiegel seines Essens sein“ (S. 21), zugleich „eine Geschichte der italienischen Tischzivilisation und nicht nur eine Geschichte dessen, was die Italiener auf ihre Tische stellen“ (S. 18). Gleichzeitig bemüht sich der englische Historiker, Romanist und „Casa nostra“-Autor um die Darstellung des Zusammenhangs zwischen kulturellem Wandel und Essgewohnheiten. So werden manche lokale Spezialitäten, wie die nur zu Ostern gegessene *cassata*, inzwischen über das ganze Jahr hinweg angeboten. Der Autor beschreibt die Auswirkungen von Migration und Säkularisierung auf die italienische Küche und skizziert den gastronomischen Diskurs der verschiedenen Teile Italiens während des vergangenen Jahrtausends. Die einleitend gestellte Frage: Wie kommt es, dass die Italiener so gut essen? beantwortet der Vf. mit dem besonderen Stellenwert des Essens für Italiener: „Essen bereichert ihr Gefühl dafür, woher sie kommen und wer sie sind“. Viele Italiener reagieren in der Regel skeptisch, wenn sich Ausländer in so heikle Themen wie die italienische Küche oder die Mafia mischen. Dickie hat sich in beiden Bereichen zugleich ernsthaft und unterhaltsam zu Wort gemeldet und den Lesern mit „Delizia“ einen beachtlichen Lesegenuss beschert. Kerstin Rahm

Klaus Arnold/Markus Behmer/Bernd Semrad (Hg.), *Kommunikationsgeschichte. Positionen und Werkzeuge. Ein diskursives Hand- und Lehrbuch, Kommunikationsgeschichte 26*, Berlin (LIT) 2008, 458 S., ISBN 978-3-8258-1309-3, € 39,90. – „So viel Zukunft war nie [...]“. Unter diesem Motto konstatieren die drei Herausgeber einleitend das wachsende Interesse an kommu-

nikationshistorischen Fragestellungen, das sich in einer steigenden Zahl von Publikationen und verstärkter Zuwendung geisteswissenschaftlicher Nachbar-disziplinen zur Kommunikationsgeschichte zeigt. Die Beiträge des „diskursiven Handbuches“, die im Folgenden nur in Auswahl skizziert werden können, sollen Einblicke in die Vielfalt theoretischer Ansätze und angewandter Methoden bieten. Den Anfang des ersten Teils „Theoretische Positionen“ bildet ein Beitrag von Horst Pöttker (S. 19–44), mit der Frage, „ob wir eigentlich noch historische Wissenschaften brauchen“ und ob Geschichtsbewusstsein im Interesse der Lebensgestaltung von Individuen und Gesellschaft liege. Systematisches Erinnern ist nach seiner Ansicht produktiv, da die Vergangenheit als „anthropologisches Experimentierfeld“ betrachtet werden könne, auf dem zu lernen sei, zu welchen Leistungen und Fehlleistungen Menschen in der Lage seien. Individuen, Institutionen und Gruppen könnten generell keine Identität bilden, wenn sie nicht wüssten, woher sie kommen. Die Vergegenwärtigung von Vergangenheit sei für die Gesellschaft eine Kulturleistung. Geschichtsforschung und auch Geschichtsvermittlung sollten aber immer einen klaren Gegenwartsbezug herstellen, und aktuell „lebensdienlich“ sein. Geschichte müsse zudem mit Hilfe von stimmigen Fakten und in einem Verstehen ermöglichenden Zusammenhang erzählend vermittelt werden. Rainer Gries (S. 45–72) plädiert für eine verstärkte Integration kulturwissenschaftlicher Ansätze in die kommunikationshistorische Forschung, um synchrone und transnationale Verknüpfungen aufzuzeigen und Verbindungen und Entwicklungen über lange Zeiträume hinweg zu erkennen. Rudolf Stöber (S. 135–154) beschäftigt sich mit dem Faktor Zeit, indem er zunächst in verschiedene Zeitkonzepte einführt, danach den Einfluss der Zeit auf die Medien und im Umkehrschluss den Einfluss der Medien auf „soziale Zeit“ und das Zeitempfinden untersucht. Susanne Kinnebrock (S. 209–234) resümiert die perspektivischen Neuorientierungen sowie die verschiedenen Ansätze der historischen Gender Studies und macht sie am Beispiel der Entwicklung des Journalismus als Beruf greifbar. Rainer Gries (S. 235–258) gibt einen Überblick über Konzepte der Generationenforschung und beschäftigt sich mit dem Leistungsvermögen des generationellen Paradigmas in der Anwendung auf die Medien- und Kommunikationsgeschichte. Den Auftakt zum zweiten Teil „Methoden und Werkzeuge“ bildet eine Einführung von Edgar Lersch und Rudolf Stöber (S. 289–322) in die Quellenkunde mit einer Synopse von Quellen und Archiven zur Mediengeschichte. In den folgenden drei Aufsätzen werden Methoden kommunikationshistorischen Forschens in den Blick genommen. Jürgen Wilke (S. 323–342) setzt sich für die Einbeziehung quantitativer Methoden der empirischen Sozialforschung ein und beschreibt ihre Vorgehensweisen, Anwendungsbereiche, Zielsetzungen und Funktionen. Markus Behmer (S. 343–362) benennt die An-

wendungsmöglichkeiten der Oral History, während Christoph Classen (S. 363–382) praktische Handreichungen zur qualitativen Diskursanalyse konzipiert. Michael Meyen (S. 383–400) diskutiert Quellen historischer Medien-nutzungsforschung. Ziel der Herausgeber ist es, Einblicke in ein dynamisches Forschungsfeld, Anknüpfungspunkte für Theoriediskurse und auch Anregungen für Forschungsprojekte zu geben. Kerstin Rahn

Pieter Spierenburg, *A history of murder. Personal violence in Europe from the Middle Ages to the Present*, Cambridge (Polity Press) 2008, 274 S., ISBN 978-0-745643786, € 22,50. – Die internationale historische Kriminalitätsforschung ist etwa 50 Jahre alt und hat eine große Fülle von Erkenntnissen zur Kultur-, Alltags- und Mentalitätsgeschichte vor allem des späteren Mittelalters und der frühen Neuzeit zutage gefördert, die ohne diesen neuen Weg zu den Quellen kaum zu erschließen gewesen wären. Sehr viel Wertvolles ist in diesem halben Jahrhundert veröffentlicht worden, was aber noch weitgehend fehlt, sind Überblicksdarstellungen. Zu unterschiedlich waren und sind die Ansätze und Konzepte der historischen Kriminalitätsforschung, als dass man größere integrierende Darstellungen hätte erwarten können. Pieter Spierenburg, Professor für Historische Kriminologie am Erasmus Center for Early Modern History in Rotterdam und zweifellos der profilierteste niederländische Spezialist für dieses Thema, hat jetzt eine Überblicksgeschichte von Mord und Totschlag zwischen dem frühen 14. und dem 20. Jh. vorgelegt. Spierenburg hat sich aus gutem Grund für die chronologische Darstellung eines einzigen Delikttyps durch die Jahrhunderte entschieden: denn anders als andere Vergehen und Verbrechen unterlagen Mord und Totschlag weder zeitlich noch räumlich ernsthaften Definitionsschwankungen, zudem hatten Tötungsdelikte überall die höchste Chance, von aktenführenden Obrigkeiten wahrgenommen und registriert zu werden. Ausgangspunkt und Leitfaden für Spierenburgs Darstellung ist die Beobachtung, dass Tötungsdelikte in Europa seit dem späten Mittelalter kontinuierlich abgenommen haben und zwar sowohl in ihrem Anteil an der Menge der begangenen Verbrechen als auch nach der Häufigkeit allgemein, üblicherweise errechnet nach der Formel ein Delikt auf 100 000 Einwohner. Der Trend, den Spierenburg annimmt, ist kaum zu bestreiten, auch wenn wirkliche statistische Annäherungen punktuell nicht vor dem 16. Jh., in Serien nicht vor dem 18. Jh. möglich sind. Spierenburgs Europa, für das dieser Trend gilt, ist allerdings vor allem ein Trend in einem Kerneuropa, das Großbritannien, Frankreich, die Niederlande, Skandinavien, das Heilige Römische Reich und am Rande Italien umfasst und nur manchmal Spanien, den Balkan und Osteuropa in den Blick nimmt. Diese Auswahl wurde nicht willkürlich getroffen, sondern ergab sich aus der Dichte der bereitstehenden Vorarbeiten. Die

Geschichte der Tötungsdelikte wird dargestellt von der akzeptierten, von Sippen und Familien getragenen Privatfehdekultur des Spätmittelalters über die beginnende Kriminalisierung eines solchen Vorgehens durch erste kirchliche und staatliche Interventionen seit dem frühen 15. Jh. bis hin zum schrittweisen Abschluss der staatlich-juristischen Normsetzung zwischen 1532 (Halsgerichtsordnung Karls V.) und etwa 1650, die die interpersonale Gewalt scharfen Sanktionen unterwarf. Zeitgleich mit der obrigkeitlichen und sozialen Ausgrenzung der Tötungsdelikte machte die Fehde sukzessive dem Duell Platz, das sich seinerseits bis zum 18. Jh. immer stärker formalisierte und an Fairnesskriterien (z. B. Waffengleichheit, Kampf bis zur ersten Wunde) zu orientieren begann. Kausal verbunden mit diesem Rückgang war der säkulare Wandel weg vom körperbezogenen individuellen und männlichen Ehrbegriff hin zu subtilen internalisierten Formen kollektiver Sozialkontrolle über allgemein verbindliche Verhaltensregeln. Seit dem 18. Jh. nahmen die Tötungsdelikte stetig weiter ab, bis sie schließlich im 20. Jh. zu einer marginalen Deliktform geworden waren. Europa zerfiel in dieser Periode in zwei Zonen, von denen die „äußere“ (Irland, Osteuropa, Balkan und Mittelmeerraum) der Entwicklung mit deutlichem Abstand hinterherhinkte. Diesen Trend konnten selbst die Weltkriege mit ihrer Verrohung nur kurz aufhalten; erst für die letzten Jahrzehnte wird eine Trendumkehr diskutiert, allerdings auf sehr niedrigem Niveau. Weitere Kapitel beleuchten Frauen als Mörderinnen, wahnsinnige Mörder, Kindestötungen (Mord an per se Unschuldigen) und den sogenannten indirekten Selbstmord (Mord, um selbst hingerichtet zu werden). Wie zu erwarten ist der Giftmord in diesem System schwer unterzubringen. Klarer als sonst ist hier die Tötungsabsicht, doch fehlt das gewaltsame Moment, das andere Tötungsdelikte auszeichnet, zudem sind Giftmorde nicht vor dem 19. Jh. sicher nachzuweisen. Das Buch wird im Bereich der deutschen historischen Kriminalitätsforschung keinen ganz leichten Stand haben, gilt doch hier der quantitative Zugang als weitgehend überholt. Auch Spierenburgs eher oberflächlich diskutierte Orientierung an der Zivilisationstheorie von Norbert Elias, hilfsweise an der von Emile Durckheim, wird dort Widerspruch herausfordern, gehörte doch ein kräftiges Elias-Bashing noch vor kurzem fast zum guten Ton der Frühneuzeitforschung. Ernster wird man Einwände von Seiten der historischen Statistiker nehmen müssen, die, sicher zu Recht, die fehlende Statistikfähigkeit der meisten spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Überlieferung kritisieren. All dies ändert nichts an der Tatsache, dass Pieter Spierenburg ein wertvolles, inhaltsreiches und äußerst anregendes Buch geschrieben hat. Er verbindet seine eigene reiche Forschungspraxis zur Kriminalität in den Niederlanden mit einer schier unglaublichen Kenntnis der europäischen historischen Delinquenzforschung, ihrer Trends, ihrer Ansätze und ihrer Ergebnisse. Niemand, der sich

ernsthaft mit Gewaltkriminalität in der europäischen Geschichte auseinander setzt, auch nicht der Anfänger, der einen Einstieg sucht, wird an diesem Buch vorbeikommen. Peter Blastenbrei

Riccardo Fubini, *Politica e pensiero politico nell'Italia del Rinascimento*. Dallo stato territoriale al Machiavelli, *Studi di storia e documentazione storica* 2, Firenze (EDIFIR, Edizioni Firenze) 2009, 303 S., ISBN 978-88-7970-433-5, € 16. – Riccardo Fubini, bis 2008 Ordinarius für „Storia del Rinascimento“ an der Universität Florenz, hat im Lauf seiner umfangreichen und bis auf das Jahr 1964 zurückreichenden Forschungstätigkeit eine überwältigende Zahl von Studien zur Politik und politischen Kultur des Quattrocento veröffentlicht, besonders zu Florenz (Überblick: <http://www.meri.unifi.it/CMpro-v-p-110.html>), wobei sein Blick stets auch dem italienischen Renaissance-Humanismus und dessen bedeutendsten Vertretern gilt (darunter Petrarca, Coluccio Salutati, Leonardo Bruni, Pius II., Lorenzo Valla). Die zentralen Themen seiner Forschungen spiegeln sich in der vorliegenden Sammlung von 13 neueren Beiträgen wider, die als einzelne Kapitel geboten werden. Von diesen wurden elf (dazu noch Cap. 5a) zwischen 1996 und 2006 bereits an anderer Stelle veröffentlicht, während zwei erstmals vorliegen: Cap. 5b („Stati d'Italia e ducato di Borgogna“, S. 110–121) und Cap. 12 („Savonarola riformatore: radicalismo religioso e politico all'avvento delle guerre d'Italia“, S. 249–271). Das Buch ist in zwei Hauptteile gegliedert, deren Titel die thematischen Schwerpunkte umreißen: Parte I, „Politica e diplomazia in Italia al costituirsi dello Stato regionale“ (Cap. 1–6, S. 15–140); Parte II, „Istituzioni, costituzione, idee politiche a Firenze“ (Cap. 7–13, S. 141–289). Alle Beiträge beziehen zeitgenössische Quellen bzw. Stellungnahmen zu dem dargestellten Sachverhalt mit ein. Fubini setzt sich kritisch mit bestimmten die jeweilige Problemstellung betreffenden Sichtweisen der historischen Forschung auseinander (s. z. B. S. 153, S. 249), die, wie wiederholt angemahnt, in einigen Aspekten revisions- oder ergänzungsbedürftig seien (s. z. B. S. 37–38, S. 43). Wie vom Autor in der „Introduzione“ (S. 7–12) erläutert, gilt der erste Teil dem „nesso fra ‚politica‘ e ‚pensiero politico‘“, mit Blick auf den frühneuzeitlichen ‚Stato‘ (der nicht mehr ‚città‘ ist), und dessen Außenwirkung, besonders auf dem Gebiet der Diplomatie. Cap. 2 und 3 sind wichtige Beiträge zur Institution des *ambasciatore* im 15. Jh.: Cap. 2, „L'istituzione diplomatica e la figura dell'ambasciatore nel XV secolo“ (S. 43–58); Cap. 3, „L'ambasciatore nel XV secolo; due trattati e una biografia (Bernard de Rosier, Ermolao Barbaro, Vespasiano da Bisticci)“ (S. 59–76). Cap. 4 und besonders Cap. 5, „Italia e Europa“ mit den Abschnitten a) „Milano fra Francia ed Impero. Situazione interna, dipendenze estere (secoli XIV–XVI)“ (S. 107–110), und b) „Stati d'Italia e ducato

di Borgogna“ (S. 110–121), lenken den Blick auf die besondere Rolle Mailands im Spannungsfeld seiner internen und externen Politik. – Im zweiten Teil behandelt Fubini die schon im Quattrocento angelegten Veränderungen des politischen Systems von Florenz, das sich bereits in die Richtung eines „Stato“ entwickle. Hierzu geht er ausführlich auf die politischen Theorien namhafter Florentiner (Salutati, Bruni, Guicciardini, Savonarola, Machiavelli) ein, deren Werke er auch aus philologisch-rhetorischer Sicht bewertet, z. B. in Cap. 7, „Propaganda e idee politiche da Coluccio Salutati a Leonardo Bruni“ (S. 143–163). Zwei Kapitel sind Lorenzo de' Medici gewidmet: Cap. 9, „La figura di Lorenzo de' Medici“ (S. 187–203) und Cap. 10, „Lorenzo de' Medici tra eulogia e storia. La ‚*Laurentii Medices vita*‘ di Niccolò Valori“ (S. 205–226). – In beiden Teilen des Buchs versteht Fubini ‚Stato‘, „... anche nella sua proiezione esterna, nel rapporto con le vicine tradizioni, comunali e signorili, trecentesche, e nell'assestarsi ... di un sistema politico interregionale ed interstatale“ (S. [7]). Aus dieser Perspektive korrigiert bzw. ergänzt er die bisher dominierende Sichtweise mit ihrer Konzentration auf soziale und administrative Gegebenheiten als Voraussetzung für die Entstehung der italienischen Staatsgebilde des 15. und 16. Jh. Alle Beiträge basieren auf einer Fülle von historischen, institutionellen und prosopographischen Fakten und Zusammenhängen, vor allem was Florenz betrifft, und stellen damit hohe Anforderungen an den Leser, dem jeder einzelne Beitrag ein weit gespanntes und differenziertes Panorama der politischen und kulturellen Wirklichkeit der italienischen Renaissance vermittelt. Ein *Indice dei nomi* (S. 291–303) beschließt den Band.

Ursula Jaitner-Hahner

Peter Schreiner, *Byzantinische Kultur. Eine Aufsatzsammlung. II: Das Wissen*, a cura di Niels Gaul e di Silvia Ronchey, *Opuscula collecta* 6, Roma (Edizioni di Storia e Letteratura) 2009, XXVI, 252 S. (getrennte Zählung), ISBN 978-88-8498-211-7, € 38. – Peter Schreiner ist zweifelsohne einer der bedeutendsten Byzantinisten unserer Zeit. Nach langen Jahren als Universitätslehrer in Köln, der Vertretung der deutschen Byzantinistik in zahlreichen internationalen Fachgremien und der langjährigen Herausgeberschaft der *Byzantinischen Zeitschrift* ist es verwunderlich, daß seine gesammelten Schriften nicht bei einem deutschen Verlag erschienen sind. Bedingt durch seinen langjährigen Aufenthalt in Rom verfügte er freilich immer über eine besondere Bindung zu Italien. So ist den „Edizioni di Storia e Letteratura“ zu danken, daß sie die umfangreiche Aufsatzsammlung (von den geplanten vier Bänden sind bisher nur zwei erschienen) in ihr Programm aufgenommen haben. Der erste Band (Peter Schreiner, *Byzantinische Kultur. Eine Aufsatzsammlung. I: Die Macht*, Roma 2005) behandelte auf der Basis von 21 Aufsätzen des Vf. Makro-

geschichte und Politik des byzantinischen Reichs in einem weiten Bogen vom Bilderstreit bis ins 15. Jh. Schwerpunkte liegen auf dem Spannungsverhältnis von Macht und Religion, auf dem Herrscherbild und der Struktur des kaiserlichen Hofes, auf der Balkan- und Orientpolitik sowie auf der Topographie Konstantinopels einschließlich des Fremdbildes der Hauptstadt. Einen vielleicht noch stärkeren Forschungsschwerpunkt Peter Schreiners dokumentiert der vorliegende zweite Band, nämlich die byzantinische Gelehrtenkultur und die griechischen Handschriften. Dabei handelt es sich, wie das eindrucksvolle Vorwort von Silvia Ronchey belegt, um die Basis seiner historischen Forschung: „Eppure, senza filologia non c'è storia ... Per questo, a sua volta, la filologia non esiste senza la paleografia“ (S. IX–X). Die 16 Beiträge werden in einer detaillierten und kenntnisreichen Einführung von Niels Gaul präsentiert (S. XIII–XXVI). Der erste Beitrag „Cristianesimo e paganesimo nella storiografia bizantina“ begründet plausibel das Fehlen einer Kirchengeschichtsschreibung in weiten Teilen der mittelbyzantinischen Zeit mit der vollständigen Interessengleichheit von Politik und Religion. In mehreren folgenden Beiträgen greift der Vf. auf seine intensiven Kenntnisse der griechischen Handschriften in der Vatikanischen Bibliothek zurück. Der Vat. gr. 977 (Aufsätze II und III) zeigt exemplarisch die byzantinische Methode der Textüberarbeitung durch verschiedene Gelehrte, der Vat. gr. 914 (Beitrag IV) schildert die Zusammenstellung von Autographen Isidors von Kiew in einem „Gelehrtenkodex“. Eine besondere Bedeutung hat Peter Schreiner der Auswertung von Eingangs-, Rand- oder Schlußnotizen in Handschriften beigemessen. Im Vat. gr. 2126 beschreibt Johannes Chortasmenos (Beginn 15. Jh.) die Restaurierung des vorliegenden Kodex (Beitrag VII), im Vat. Pal. gr. 90 schildert derselbe einen letztendlich gescheiterten Büchertausch (Beitrag VIII). Der Aufsatz IX gibt auf der Basis von Notizen im Vat. Pal. gr. 287 und im Vat. Pal. gr. 371 Einblicke ins byzantinische Schulleben. Technischen und finanziellen Aspekten der Handschriftenproduktion widmen sich die Aufsätze X „Zur Pergamentherstellung im byzantinischen Osten“ und XI „Kosten der Handschriftenherstellung in Byzanz“. Interessanterweise lag die Herstellung von Handschriften in Byzanz überwiegend in der Hand professioneller Schreiber (vereinzelt auch Schreiberinnen), klösterliche Skriptorien spielten nur eine untergeordnete Rolle, auch wenn zahlreiche Mönche als „Auftragsschreiber“ fungierten (vgl. Beiträge XIII, XIV und XVI). Das Phänomen des „Wissenstransfers“ wird unter den Aspekten des Schicksals griechischer Handschriften (Aufsätze XII und XV) und des Austauschs literarischer Motive und Ideen (Aufsatz V) behandelt. Zurecht wird – neben den bekannten Aktivitäten der Humanisten – die wichtige Rolle der italienischen Handelsstädte mit ihren Niederlassungen in Konstantinopel und im byzantinischen Reich betont. Literaturgeschichtlichen

Charakters ist schließlich die Studie zur Kaiserbiographie in Byzanz (Beitrag VI). Die vorliegende Aufsatzsammlung in ihrer thematischen Breite dokumentiert nicht nur das reiche Forschungsspektrum des Vf., sondern bietet gleichzeitig vielfältige Einblicke in die byzantinische (Gelehrten-)Kultur. Wie bei allen „gesammelten Werken“ stellt sich die Frage nach dem Wert einer Sekundärveröffentlichung. Diese kann hier als sehr gewinnbringend bezeichnet werden. Viele der Beiträge sind in nicht einfach zugänglichen Fest- und Kongressschriften erschienen, „addenda et corrigenda“ (wohl vom Vf. selbst) bringen wichtige Korrekturen und weiterführende bibliographische Nachträge, ein Personen- und Ortsregister sowie ein Handschriftenregister, das auch die Handschriften von Band I umfaßt, erschließen die einzelnen Beiträge. Es bleibt zu hoffen, daß die überwiegend deutschsprachigen Beiträge auf diesem Weg auch in Italien rezipiert werden, und daß die sehr nützlichen Bände Eingang in deutsche und internationale Bibliotheken finden. Der Herausgeberin Silvia Ronchey ist für ihr Engagement und die profunde Würdigung von Person und Werk besonders zu danken. Es ist allerdings unverständlich, warum die Einleitung eines deutschen Byzantinisten in Englisch abgefaßt wurde. In einem hochspezialisierten und internationalen Fach mit langjähriger deutschsprachiger Forschungstradition wie der Byzantinistik sollten Deutschkenntnisse noch vorausgesetzt werden.

Thomas Hofmann

Hans-Michael Körner/Florian Schuller (Hg.), *Bayern und Italien. Kontinuität und Wandel ihrer traditionellen Bindungen, Lindenberg i. Allgäu* (Fink) 2010, 344 S., Abb., ISBN 978-3-89870-637-7, € 19,80. – Seit rund 2000 Jahren, von der Römerzeit bis heute, gibt es zwischen Bayern und Italien intensive Verbindungen. Diese beleuchtete eine Historische Woche der Katholischen Akademie in Bayern vom 17. bis 20. Februar 2010 und griff damit zugleich das Thema der in diesem Jahr stattfindenden Landesausstellung des Hauses der Bayerischen Geschichte auf. Wie das Vorwort eingangs bemerkt, umfasst der Themenkomplex „Bayern und Italien“ eine große zeitliche wie inhaltliche Breite, der sich auch die Zusammenstellung der insgesamt 15 Beiträge verpflichtet fühlt. In ihr schlägt sich zudem das seit einiger Zeit in der geschichtswissenschaftlichen Forschung erweiterte Interesse nieder, das bei der Untersuchung zwischenstaatlicher bzw. interterritorialer Beziehungen nicht nur diplomatie- und politikgeschichtlichen Fragestellungen nachgeht, sondern auch rechts- und verfassungsgeschichtliche, kirchen- und kunstgeschichtliche, sozial- und wirtschaftsgeschichtliche, musik- und philosophiegeschichtliche Fragestellungen mit einbezieht. Wie fruchtbar diese Erweiterung ist, wird an den nachfolgend vorgestellten Beiträgen deutlich sichtbar. Karlheinz Dietz gibt einen Abriss über die verschiedenen Phasen, in denen das

heutige Bayern Teil des römischen Imperiums wurde und blieb. Jörg Jarnut beleuchtet die Beziehungen im Dreiecksverhältnis zwischen den Agilolfingern, Franken und Lombarden vom 6. bis zum 8. Jh. Stephan Freund widmet sich ebenfalls den Agilolfingern und zeigt, dass bereits unter Herzog Theodo ab 715 erste Strukturen einer bayerischen Kirchenorganisation geschaffen wurden. Gleich zwei Beiträge beschäftigen sich mit der Person Ludwigs des Bayern: Michael Menzel schildert die Auseinandersetzungen Ludwigs mit dem Papsttum und seine Italienpolitik und widerspricht in einem zweiten Beitrag der These, dass München unter Ludwig dem Bayern sowohl kaiserliches Machtzentrum wie intellektuell-philosophischer Mittelpunkt des Reiches gewesen sei. Den eher seltenen Fall, wie im deutschsprachigen Raum lebende Italiener zu Vermittlern zwischen Bayern und Italien, aber auch wichtige geistige Impulsgeber wurden, untersucht Claudia Märtl am Beispiel des Humanisten Enea Silvio Piccolomini, dem späteren Papst Pius II., seinen Netzwerken und dem Nachwirken seiner literarischen Werke in Bayern. Wirtschaftsgeschichtlichen Beziehungen geht Mark Häberlein in seinem Beitrag zum *Fondaco dei Tedeschi* und dem Italienhandel oberdeutscher Kaufleute nach; italienische Impulse für das Lauten- und Geigenmacherhandwerk im Füssener Land zeigt Richard Bletschacher auf. Die kirchenpolitisch bedeutsame Rolle Bayerns für das Papsttum im Zeitalter von Reformation und Gegenreformation und die Gründe dafür arbeitet Klaus Unterburger heraus. Frank Büttner erläutert, wie und in welchen Phasen der italienische Barock in Bayern Eingang fand. Einen weiten Bogen vom 17. bis ins 20. Jh. schlägt Alexander Koller, der Rombesuche und -aufenthalte zahlreicher Bayern verfolgt. Der Beitrag von Wolfgang E. J. Weber zeigt italienische Einflüsse aufklärerischen Denkens in Bayern im Lauf des 18. Jh. auf. Mit der persönlichen Romerfahrung Kronprinz Ludwigs von Bayern und den sich daraus für seine Kunstpolitik ergebenden Konsequenzen setzt sich Friedegund Freitag auseinander. Katharina Weigand vergleicht die Konkordate von 1817 und 1924. Der höchst interessanten Frage der Rezeption des italienischen Faschismus durch die bayerische Politik bis 1934 nimmt sich Jörg Zedler an. Den meisten Beiträgen ist dabei gemeinsam, dass sie weniger neue Ergebnisse aus Detailforschungen präsentieren als vielmehr einen konzentrierten, dabei höchst sachkundigen Überblick zu einschlägigen Themenkreisen geben. Insgesamt bieten die Aufsätze damit eine Fülle von Einzelaspekten der spannenden und vielschichtigen bayerisch-italienischen Beziehungen.

Bettina Scherbaum

Gregorio Magno e la Sardegna. Atti del convegno internazionale di studio, Sassari, 15–16 aprile 2005, a cura di Luigi G. G. Ricci, Archivum Gregorianum 11, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2007, XI, 245 pp., ISBN

978-88-8450-286-5, € 45. – Il quattordicesimo centenario della morte di Gregorio Magno è stato occasione per un rinnovamento degli studi sulla figura di tale pontefice, anche grazie alla costituzione di un Comitato Nazionale per le Celebrazioni relative a tale anniversario. Tra le altre iniziative promosse da tale organismo vi è stato un convegno tenutosi a Sassari tra il 15 e il 16 aprile 2005, di cui il presente volume raccoglie gli Atti, solo in parte dedicati allo specifico taglio territoriale rammentato nel titolo. Una prima sessione del convegno, infatti, ha affrontato tematiche, per così dire, generali. Di ciò sono testimonianza i primi quattro contributi, come bene evidenziano gli stessi titoli: Claudio Leonardi (†), *L'epistolario di Gregorio Magno e l'ecumene cattolico*, pp. 3-10; Lellia Cracco Ruggini, *Le amicizie ,europee' di Gregorio Magno e la sua ,politica delle reliquie'*, pp. 11-29; Giorgio Cracco, *Vangelo e strutture ecclesiali in Gregorio Magno (a partire dalla Sinodica)*, pp. 31-58; Pietro Meloni, *La missione del vescovo in san Gregorio Magno*, pp. 59-68. Sono, questi, contributi di grande interesse nell'indagare il profilo biografico di Gregorio Magno, un profilo tanto sfaccettato da stimolare negli autori riflessioni anche ben oltre la figura del pontefice vissuto tra sesto e settimo secolo, grazie al suo profilo che „delinea una identità papale che non era né nella tradizione del papato dei secoli precedenti, né nella teoria e nella prassi dei suoi tempi“ (p. 37). Un papato assai poco istituzionale, distante sia dai predecessori papi costantiniani sia, in particolare, da alcuni suoi successori, come Gregorio VII o Pio XI: sono questi confronti esplicitamente istituiti da Giorgio Cracco nel suo contributo e di cui non mancano tracce e cenni negli altri, volti a evidenziare la ricca esperienza personale di Gregorio, che portò ad un pontificato dalla spiccata originalità. La seconda sessione del Convegno è specificamente rivolta alla Sardegna evocata dal titolo del libro, con contributi di taglio e di dimensioni anche assai distanti tra loro, alcuni dei quali bene evidenziano l'utilità del ricco epistolario gregoriano anche come fonte storica per tematiche di taglio territoriale mentre altri si soffermano su vicende propriamente legate all'isola ma a partire da altre fonti: Mauro G. Sanna, *L'epistolario sardo-corso di Gregorio Magno*, pp. 69-116; Raimondo Turtas, *La situazione politica e militare in Sardegna e Corsica secondo il *Registrum epistularum* di Gregorio Magno*, pp. 117-141; Giuseppe Meloni, *La Sardegna tra istituzioni bizantine e istituzioni giudicali*, pp. 143-149; Lisania Giordano, *I crimina di Gianuario*, pp. 151-160; Tommasino Pinna, *Ideologia religiosa e ordinamento sociale. Per una lettura dell'epistola gregoriana ai nobili e possidenti della Sardegna*, pp. 161-174; Carmelina Urso, *Donne di Sardegna nel *Registrum epistularum* di Gregorio Magno*, pp. 175-202 e infine Giampaolo Mele, *Appunti storici sul canto „gregoriano“ e la liturgia in Sardegna dal secolo VI al XII. Rotte di culto e cultura*, pp. 203-227. Seguono, curati da Andrea Lai, gli indici degli autori an-

tichi e medievali, delle opere anonime e dei personaggi, degli studiosi, l'indice geografico e, infine, quello dei manoscritti. Mario Marrocchi

Religiosità e civiltà. Le comunicazioni simboliche (secoli IX–XIII). Atti del convegno internazionale Domodossola, Sacro Monte e Castello di Mattarella 20–23 settembre 2007, a cura di Giancarlo Andenna, Indici a cura di Elisabetta Filippini, Storia/Ricerche, Milano (Vita e Pensiero) 2009, XVI, 460 pp., ill., ISBN 978–88–343–1824–9, € 35. – Le settimane internazionali della Mendola del 2007 sono state caratterizzate da importanti novità non solo per lo spostamento del consueto luogo d'incontro (dal passo trentino della Mendola al Sacro Monte di Domodossola) e per la riduzione dei giorni effettivi di lavoro (passati a soli tre) ma soprattutto per le nuove tematiche di studio ed il nuovo approccio metodologico coraggiosamente proposto dagli organizzatori. Ma proseguiamo con ordine. Questo convegno è stato il primo di un ciclo di tre incontri a cadenza biennale che, significativamente etichettati come „Le Settimane internazionali della Mendola. Nuova Serie (2007–2011)“, prevedono lo studio dei rapporti tra „religiosità e civiltà“ (nel caso specifico partendo dal tema delle „comunicazioni simboliche“ nell'arco cronologico che va dal IX al XIII secolo). Il legame con le tradizionali Settimane della Mendola è stato mantenuto dal fatto che, come lo stesso Giancarlo Andenna spiega nell'introduzione al convegno, anche con metodologie nuove e con approcci scientifici diversi (ripresi dalle feconde esperienze della storiografia tedesca attiva nelle Università di Münster, di Göttingen e di Dresden) è possibile ripercorrere una parte delle consuete tematiche istituzionali, giuridiche, sociali ed ecclesiologiche. Dunque tradizione ma soprattutto innovazione: in quanto tale ambizioso progetto apre finalmente la storiografia italiana a prospettive di ricerca ormai da tempo attivate in ambito internazionale ma che poco spazio hanno invece avuto nel ‚Belpaese‘. Specifici studi interdisciplinari hanno dimostrato come la comunicazione simbolica (per mezzo della quale la religiosità è portata per sua stessa natura ad esprimersi) sia caratterizzata da una flessibilità, una pluralità ed una modificabilità del suo impiego a seconda delle varie esigenze ed in riferimento alle diverse situazioni contingenti. Essa dunque risponde a codici simbolici che possono venire configurati in maniera diversa a seconda dei contesti e delle specifiche motivazioni politiche, giuridiche, sociali, economiche ecc. Per tale motivo il suo studio da parte della storiografia è più che legittimo ed anzi direi addirittura auspicabile. In tale senso il convegno della Mendola, con la sua indagine della comunicazione simbolica in ambito religioso nei suoi fondamenti teoretici, nei suoi strumenti di comunicazione, nelle sue dimensioni spazio-temporali e corporee, nei suoi diversi ambiti sociali e culturali di applicazione ed infine nei suoi limiti e nelle sue trasgressioni, risulta di grande

interesse. Nonostante questo però un po' di scetticismo in merito ai risultati da esso conseguiti già è emerso all'interno della tavola rotonda posta a conclusione dei lavori. In particolare, come giustamente (e con grande lucidità) ha sottolineato Cosimo Damiano Fonseca, forse sarebbe stato necessario un più „saldo e robusto ancoraggio alla statuto epistemologico che è proprio delle discipline storiche“ in quanto certi modelli „devono emergere e non essere precostituiti da percorsi epistemologici, magari di tipo sistemico, elaborati in altra sede e con metodi funzionali e congeniali ad altre discipline. Con esse lo storico intrattiene, senza alcun dubbio, un colloquio, instaura raffronti, effettua comparazioni, ma solo ed esclusivamente dal suo punto di vista componendo e scomponendo, costruendo e decostruendo in rapporto agli interrogativi che egli si pone e che vengono, volta a volta, sollecitati anche dal tipo di documentazione che rinviene ed adopera“ (p. 427). Forse proprio una maggiore attenzione in tal senso sarebbe auspicabile per i prossimi incontri.

Mirko Vagnoni

Gerd Althoff (Hg.), *Heinrich IV., Vorträge und Forschungen 59*, Ostfildern (Thorbecke) 2009, 379 S., ISBN 978-3-7995-6869-2, € 54. – Ausgehend von dem Befund, „dass die positiven Wertungen der historischen Forschung des 19. und 20. Jh. sich fundamental und diametral von Wertungen unterscheiden, mit denen die Zeitgenossen die Amts- wie die Lebensführung Heinrichs IV. bedachten“ (S. 9), mahnt der Hg. wie schon in seiner 2006 erschienenen Biographie zum selben Kaiser einen neuen Zugang an. Unabhängig von dem Wahrheitsgehalt der zeitgenössischen Bewertungen (den Althoff insgesamt recht hoch veranschlagt) sei es „geboten, diese Nachrichten ... zur Kenntnis zu nehmen als Argumente in den politischen Auseinandersetzungen und als Indizien für das herrschende politische Klima“ (S. 11). Wenn auch dieser Zugang noch nicht grundsätzlich innovativ ist und per se auch nicht unbedingt Fortschritte in der Forschung verspricht, so ist es doch dem breiten Zugriff, der durch die Auswahl von Themen und Referenten zum Ausdruck kommt, zu verdanken, dass sich das Bild des umstrittensten Saliers in Teilen nun klarer zeichnen lässt. Christel Meier stellt die schriftlichen Wertungen der Zeitgenossen in den Kontext der lateinischen und volkssprachlichen Dichtung. Leitmotiv ist der *rex iniquus*, dessen Auftreten sie systematisch analysiert und der vornehmlich in Zeiten der Krise und des Umbruchs Konjunktur habe. In der Dichtung wird dabei die Definition des gerechten Königs in der Regel von einem konkreten Einzelfall abstrahiert, sie wird gewissermaßen „philosophischer“. Matthias Becher konstatiert, dass „den Lebenswandel des Herrschers diffamierende Berichte“ im Mittelalter erst für Heinrich IV. belegt sind (S. 42). Da der Herrscher als immun gegolten habe, hätten sich persönliche Angriffe auf

Personen seiner direkten Umgebung, insbesondere auf die Königin, beschränkt. Im chronologischen Zugriff analysiert Becher daher die zahlreichen Ehebruchsvorwürfe gegen Königinnen. Diese (stets nur unter schwachen Herrschern formulierten) Vorwürfe hätten mittelbar auch den König selbst getroffen, denn sie hätten dessen Ehre beschädigt und verdeutlicht, dass er nicht einmal sein eigenes Haus, geschweige denn sein Reich in Ordnung halten können. Rudolf Schieffer kann zeigen, dass Gerold Meyer von Knonau in seinen Jahrbüchern bisweilen Quellen, die den Herrscher in ein schlechtes Licht rücken, eliminiert und mit dieser Selektion bis heute die Forschung beeinflusst habe. Claudia Zey entwirrt die engen personellen Verflechtungen der geistlich-intellektuellen Elite des Reiches, die in Bamberg ihre Ausbildung genossen hatte. Deren vielleicht nicht zutreffenden Polemiken gegen die Kaiserin Agnes, Adalbert von Hamburg-Bremen und generell gegen den Königshof als „Tummelplatz von Verdächtigungen“ belegten den „negative[n] Eindruck, den das höfische Treiben bei Beteiligten bzw. Betroffenen hinterließ“ (S. 125). Ludger Körntgen relativiert die vermeintliche ‚Entsakralisierung‘ des Königtums unter Heinrich IV. und kommt zu dem Ergebnis, dass es eher dem gewandelten Kontext und der gewachsenen Macht des Papstes geschuldet war, dass nun einzelne Momente des sakralen Königtums nicht mehr als Argumente gegen päpstliche Angriffe zur Verfügung standen. Sakrales Königtum sei „ein Komplex verschiedener Vorstellungen und Motive, die in den wechselnden historischen Konstellationen jeweils verschieden akzentuiert ... werden können“ (S. 159). Tilman Struve versteht die positiven Wertungen Heinrichs IV. aus der Feder von dessen Anhängern in der Regel als bloße Reaktionen auf die polemischen Angriffe von Seiten der Gregorianer. Claudia Garnier sieht unterschiedliche Auffassungen darüber, welche Bitte gerecht ist und ob diese angemessen vorgetragen wurde, als Anlass für die unüberbrückbaren Streitigkeiten zwischen Heinricianern und ihren Gegnern, denn die Anhörung und Berücksichtigung gerechter Bitten seien „elementare Anforderungen der Herrscherethik“ (S. 208). Steffen Patzold betrachtet die Berichte über Heinrichs IV. vermeintliche Ausschweifungen als Anzeichen von Wahrnehmungsmustern und von Methoden politischer Kommunikation. Er kann an den Quellen verdeutlichen, dass und in welcher Weise die Vorwürfe – in ihrer schriftlichen wie mündlicher Verbreitung und unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt – allgemein die Ehre des Königs berührten und dass sie es ihm deshalb erschweren, Ruf und Autorität in seinem Reich zu wahren. Gerd Althoff schenkt in einer eigens an dieser Stelle eingefügten Replik auf Patzolds Beitrag den Klagen über Heinrichs IV. ausschweifendes Sexualleben Glauben; vor allem betont er den Stellenwert dieser Vorwürfe in den politischen Krisen seiner Regierungszeit. Hubertus Seibert kommt zu dem Ergebnis, dass Heinrich IV. in

vergleichsweise geringem Umfang Klöster gefördert und den Religiösen kaum Zugang zu ihm ermöglicht habe. Vielmehr habe er sie „rücksichtslos für seine Herrschaftsführung instrumentalisiert“ und von ihnen militärische, diplomatische und wirtschaftliche Dienste eingefordert und allein die Vergabe von zwölf Reichsabteien 1065 zu verantworten. Den Begünstigten, vor allem Anno von Köln und Adalbert von Hamburg-Bremen, räumt Seibert dabei wohl einen zu geringen Einfluss auf diese Übertragungen ein. Stefan Weinfurter zeigt, wie Ende des 11. Jh. eine Zeit großer Veränderungen, Unsicherheiten und überhitzter Heilssehnsucht angebrochen sei, die neue religiöse Ordnungsvorstellungen des Reiches und der Welt begründet hätten. Auf diesem Humus habe ein Enthusiasmus zur gemeinschaftlichen Verpflichtung für Glaube und Reich gedeihen können, die stärker gewesen sei als Treueide gegenüber dem alternden Heinrich IV. und zum Ausgangspunkt geworden seien für die Einbindung der Adelselite in die Herrschaftskonzeption Heinrichs V. In der Zusammenfassung systematisiert Hermann Kamp die in den einzelnen Beiträgen angesprochenen Facetten der Vorwürfe nach ihrer Herkunft, Bedeutung, ihrer Konstruktion, Verbreitung und Funktion und verknüpft die Vorwürfe mit vermeintlich authentischen Fehlern des Kaisers, die die Verbreitung von Vorwürfen stimuliert haben könnten. Zuletzt verortet er diese Herrscherkritik in der krisenhaften Gesamtsituation des ausgehenden 11. Jh. Mit dieser Systematisierung verdeutlicht Kamp, wie vielseitig die Anregungen der Tagung trotz ihrer zunächst recht eng anmutenden Konzeption sind. Die Vorwürfe wurden, ob wahr oder nicht, als aussagekräftiges Medium der Kommunikation ernst genommen. Darin liegt die Stärke des Buches.

Florian Hartmann

Werner Hechberger/Florian Schuller (Hg.), *Staufer & Welfen. Zwei rivalisierende Dynastien im Hochmittelalter*, Regensburg (Pustet) 2009, 277 S., ISBN 978-3-7917-2168-2, € 24,90. – Seit der Wegweisenden Dissertationsschrift Werner Hechbergers wird das Verhältnis zwischen den beiden mächtigsten Dynastien im römischen-deutschen Reich des 12. und frühen 13. Jh. als wesentlich weniger antagonistisch gesehen, als es die Meistererzählungen der vorigen Jahrhunderte nachhaltig und überaus wirksam dem kulturellen Gedächtnis ganzer Generationen implementiert hatten. Aus der Abkehr von diesem traditionellen Geschichtsbild ergeben sich neue Fragestellungen und Perspektiven, die in der Forschung bereits aufgezeigt worden sind und nun in dem anzuzeigenden Band zu einem „plastische[n] Gesamtbild“ zusammengefügt werden. Manfred Weitlauff („Das ‚welfische Jahrhundert‘ in Bayern und sein kirchenrechtlicher Hintergrund“, S. 11–29) bietet einen prägnanten Überblick über den familiären und zeithistorischen Kontext. Bernd Schneidmüller (1125 – Unruhe als politische Kraft im mittelalterlichen Reich, S. 31–49), zeigt

an den widersprüchlichen Quellen zu Königswahl Lothars III., dass die „gesteuerte Erinnerung im zeitlichen Abstand“ Geschichtsbilder vornehmlich zur Erklärung der je eigenen Gegenwart komponiert und daher eine „klare Rekonstruktion, was 1125 wirklich passierte“, letztlich unmöglich wird. In einem zweiten Beitrag deutet Schneidmüller (Heinrich der Löwe. Innovationspotentiale eines mittelalterlichen Fürsten, S. 51–65) die innovative Herrschaftsmodernisierung des Löwen, die der eigenen Zeit voraus war, als eine wesentliche Voraussetzung für die mangelnde Unterstützung in seinen Herzogtümern und daher für sein Scheitern. Rudolf Schieffer („Heinrich der Löwe, Otto von Freising und Friedrich Barbarossa am Beginn der Geschichte Münchens“, S. 67–77), reduziert den Föhringer Brückenstreit als die Ersterwähnung Münchens auf einen üblichen regionalen Konflikt, der keine Rivalität zwischen Staufern und Welfen, sondern vielmehr deren Kooperation erkennen lässt. Knut Görich (Konflikt und Kompromiss: Friedrich Barbarossa in Italien, S. 79–97) beschreibt Barbarossas Konflikte in Italien als eine unvorhergesehene Verkettung unterschiedlicher Problemfelder, auf denen ihm im Zwang, seine und des Reiches Ehre zu wahren, der Handlungsspielraum eng beschnitten war. Als Gegenleistung für seine Selbstdemütigung vor Alexander III. in Venedig habe er zur Wahrung seiner Ehre die Unterwerfung des Lombardenbundes erwartet und den Frieden an der Weigerung des Bundes fast scheitern lassen. Görich deutet in seinem zweiten Beitrag (Jäger des Löwen oder Getriebener der Fürsten? Friedrich Barbarossa und die Entmachtung Heinrichs des Löwen, S. 99–117) an, dass Barbarossa seine Königswahl 1152 seinen welfischen Verwandten verdankte, die ihn gegen Konrads III. Sohn Friedrich unterstützten, dessen Wahl zum Mitkönig Konrad für 1152 bereits detailliert vorbereitet hatte. Gewissermaßen als Gegenleistung habe Barbarossa den Löwen dann stets gefördert, ihn auch 1180 nur auf Betreiben seiner Fürsten fallen lassen müssen. Das sei sogar dem staufischen Lager als Niederlage erschienen, sodass man mit der Fiktion des Kniefalls von Chiavenna eine Erklärung konstruiert haben könnte, die den Sturz des Löwen mit der Ehre Barbarossas vereinbar machte. Willibald Sauerländer (Dynastisches Mäzenatentum der Stauer und Welfen, S. 119–141) unterscheidet ausgehend von dem Hinweis, dass stauerzeitliche Kunst nicht mit staufischer Kunst gleichgesetzt werden dürfe, zwischen einem „immer an die imperialen Ansprüche gebundenen“ Mäzenatentum als Ausdruck symbolischer Herrschaftspraxis und Politik bei Friedrich Barbarossa und einem an dynastischen Interessen eines Territorialfürsten orientierten Mäzenatentum Heinrichs des Löwen, das in der Hoffnung auf die Krone ewigen Lebens mit seinen frommen kunstvollen Stiftungen den Kaiser als Mäzen überstrahlt habe. Gerd Althoff (Kaiser Heinrich VI., S. 143–155), relativiert die vermeintliche, viel zitierte Grausamkeit des Kaisers,

die er in allen Einzelfällen als regelkonforme Reaktion auf die regelwidrige Wiedereröffnung von Konflikten nach ihrer gütlichen Beendigung und demütigem Unterwerfungsritual deutet. Hinzu käme die „ohnehin im Normannenreich praktizierte Härte der Strafen, die auf Abschreckung zielte“. Peter Csendes beschreibt „Die Doppelwahl vom 1198 und ihre europäische Dimension“ (S. 157–171). Wolfgang Stürner (Kaiser Friedrich II. als Herrscher im Imperium und im Königreich Sizilien, S. 173–188) analysiert die je sehr unterschiedlichen Herrschaftskonzeptionen Friedrichs II. in Deutschland, im Königreich und in Reichsitalien. Thomas Frenz skizziert unter der alt bekannten Frage „Das Papsttum als der lachende Dritte?“ in groben Zügen die Geschichte der territorialen Grundlagen des Kirchenstaates und „Die Konsolidierung der weltlichen Herrschaft der Päpste unter Innozenz III.“ (S. 191–201). In seinem zweiten Beitrag über „Die Söhne Friedrichs II. und das Ende der Staufer“ (S. 203–215) fasst Stürner das Ende der staufischen Herrschaft unter Konrad IV., Manfred und Konradin zusammen. Werner Hechberger (Bewundert – instrumentalisiert – angefeindet. Staufer und Welfen im Urteil der Nachwelt, S. 217–238) skizziert das wechselvolle, von den Interpreten subjektiv verzerrte Nachleben von Stauern und Welfen in der Geschichtsschreibung und Geschichtspolitik bis ins 21. Jh. und stellt die ständigen Umdeutungen und Neubewertungen in ihren historischen Kontext. In der Gesamtschau bietet dieses Buch eine überaus lesenswerte Mischung von Themen und Beiträgen, unter denen gegenüber den innovativen Aufsätzen mit sehr bemerkenswerten Ergebnissen insgesamt allgemein gehaltene Überblicksdarstellungen überwiegen ohne erkennbare Thesenbildung, aber dafür unter Berücksichtigung neuer Forschungsergebnisse. Viel Neues erfährt man daher in der Mehrzahl der Beiträge nicht, allerdings scheint das auch nicht der Anspruch dieses gut lesbaren Buches zu sein. Es endet mit einer Chronik wichtiger Daten zur staufisch-welfischen Geschichte (S. 240–41), einem Personenregister und den Anmerkungen aller Beiträge, die – zum Leidwesen derjenigen Leser, die sich intensiver mit der Materie und der Forschung auseinandersetzen wollen, – in Büchern dieses Verlages leider allzu oft an das Ende des Buches verbannt werden.

Florian Hartmann

La costruzione della città comunale italiana (secoli XII – inizio XIV). Pistoia, 11–14 maggio 2007 (Centro italiano di studi di storia e d'arte. Pistoia, Ventunesimo convegno internazionale di studi), Pistoia 2009, XII, 434 S., 20 Abb., keine ISBN, € 33. – Giovanni Cherubini, Introduzione (S. 1–11), leitet den für die Geschichte der italienischen Stadt und deren baulicher Substanz wichtigen Tagungsband ein und hebt hervor, daß die Städte Süditaliens – die nicht die Souveränität der nord- und mittellitalienischen Städte erlangten – kein Sonder-

fall seien, sich vielmehr gut in das übrige europäische Städtebild einfügten. Die Kommunen Italiens hingegen seien ein absoluter Sonderfall der Stadt des Mittelalters in Europa. – Cristina La Rocca, *L'eredità e la memoria dell'antico nelle città comunali* (S. 13–43), nennt die Veränderungen, die die Forschung in den italienischen Städten und den Leitvorstellungen ihrer Bewohner zwischen Spätantike und hohem Mittelalter ausgemacht hat, und resümiert, daß eine Rückbesinnung auf die Antike erst seit dem Erscheinen Friedrich Barbarossas in Italien zu beobachten ist. – Aldo A. Settia, *Cerchie murarie e torri private urbane* (S. 45–66), schildert verschiedene Anlässe, die die Städte dazu bewogen haben, sich durch Errichtung einer Stadtmauer zu schützen, stellt den um einiges preiswerteren, in seinem defensiven Wert aber oft ebenso effektiven Bau von Wall, Graben und Palisaden daneben (z. B. Alessandria 1174 gegen Friedrich Barbarossa oder Parma 1247 gegen Friedrich II.) und fragt, ob der symbolische und materielle Wert der Stadtmauern von der Forschung nicht etwas überhöht werde. S. vermutet weiter, daß die Türme der antiken Stadtmauern, die von den mittelalterlichen Herrschern an hochstehende Personen übertragen wurden, das Vorbild für die Errichtung der Wohntürme des 11. und 12. Jh. gewesen seien. Gewiß hätten diese in den kurzen Perioden städtischer Auseinandersetzungen eine militärische Rolle gespielt, doch seien sie in erster Linie Machtsymbole der sie besitzenden Familien gewesen. – Italo Moretti, *I palazzi pubblici* (S. 67–90), weist darauf hin, daß die Forschungsliteratur über die Kommunalpaläste Italiens unbefriedigend sei, und unterscheidet einen älteren, lombardischen Bautyp, mit offenen Arkaden zu ebener Erde, über die sich im ersten Stock ein gleich großer Saal erhebe, vom jüngeren, toskanischen Typ, der oft – wie der Palazzo Vecchio in Florenz – ein wehrhaftes Äußeres zeige und von dem es in einer Stadt auch mehrere zugleich geben könne (P. der Kommune, des *Podestà* bzw. des *Capitano del Popolo*). – Élisabeth Crouzet-Pavan, *La cité communale en quête d'elle-même: la fabrique des grands espaces publics* (S. 91–130), weist darauf hin, daß in den Städtebildern der Malerei des frühen 14. Jh. noch Straßenszenen vorherrschten, während die Kommunen schon lange mit der Anlage großer Plätze begonnen hätten. Deren Bautätigkeit an einer Reihe von Beispielen unter die Lupe nehmend, stellt die A. fest, daß das eigentlich Neue in der Urbanistik der kommunalen Welt Italiens in der Verbindung von repräsentativen öffentlichen Bauten mit großen, öffentlichen Plätzen zu sehen sei, bei deren Anlage neben den ökonomischen auch repräsentative Bedürfnisse eine Rolle gespielt hätten. – Étienne Hubert, *Urbanizzazione, immigrazione e cittadinanza (XII – metà XIV secolo)*. *Alcune considerazioni generali* (S. 131–145), schildert die seit dem 12. Jh. von Kirchen und Privatleuten gepflegte Praxis, im Stadtbereich gelegenen Grundbesitz zu parzellieren und Zuzüglern als Baugrund zur Verfü-

gung zu stellen, und nennt die von den Kommunen für eine Einbürgerung gestellten Bedingungen. – Thomas Szabó, *Genesi e sviluppo della viabilità urbana* (S. 147–166), weist darauf hin, daß die Kommune, gestützt auf das römische Recht, das städtische Straßennetz unter Kontrolle nahm, Außentrepfen und Arkaden abreißen oder von vornherein als öffentlichen Raum bauen ließ, um eine ungehinderte Zirkulation für alle zu garantieren, daß die kommunalen Behörden zudem Straßen und Plätze durch Versteinung als öffentlichen Boden kennzeichneten und sie, seit dem 13. Jh., auch zu pflastern begannen. – Franco Franceschi, *I paesaggi della produzione* (S. 167–194), beschreibt die Produktionsstätten der verschiedensten Gewerbe, beobachtet – entlang von Flüssen oder Bächen – eine räumliche Konzentration von Färbern und Müllern, auch die teilweise ‚Verbannung‘ von Gewerben, von denen Brandgefahr ausging, in bestimmte Zonen, stellt aber fest, daß die obrigkeitlich, von Seiten der Kommune oder der Zünfte, verordnete räumliche Zusammenlegung von Handwerken weniger verbreitet und erfolgreich war als allgemein angenommen wird. – Roberto Greci, *Luoghi ed edifici di mercato* (S. 195–215), geht von der These Pirennes aus, nach der der Markt die Stadt des Mittelalters entstehen ließ, um dann festzustellen, daß es in den Städten Italiens den Markt, seit der Antike, schon immer gab, in der kommunalen Zeit jedoch neu angelegte Märkte hinzukamen und daß verschiedene Städte gleich über mehrere verfügten, um mit den Angaben Bonvesins de la Riva zu schließen, der in seinen *De magnalibus Mediolani* von 300 Bäckereien, 1000 Läden, 440 Metzgern usw. in der Stadt berichtet. – Andrea Zorzi, *La costruzione della città giudiziaria* (S. 217–241), schildert am Beispiel verschiedener Städte die bauliche und topographische Genese der kommunalen Strafgerichtsbarkeit, die mit der Errichtung des *Podestà*-Palastes begann und in Gefängnisbauten ihre Fortsetzung fand, um dann auf die Räume der – geduldeten – Bluttrache und die Lokalisierung der Richtstätten einzugehen. – Anna Benvenuti, *Sotto la volta del cielo. Luoghi, simboli e immagini dell'identità cittadina* (S. 243–256), behandelt die *Visio Aegidii regis Pataviae* des Paduaner Notars Giovanni da Nono, die nach der ‚Tyrannei‘ des Ezzelino da Romano und der Scaligeri der Stadt eine glückliche Zukunft weissagte, und geht auf die sakrale Topographie verschiedener Kommunen ein. – Dario Canzian, *L'identità cittadina tra storia e leggenda: i miti fondativi* (S. 257–291), untersucht die Gründungsmythen von Tournai, Magdeburg, Mailand, Venedig, Padua und weiteren Städten und kommt zum Schluß, daß darin jeweils Antworten auf konkrete historische Situationen zu sehen seien. – Roberta Mucciarelli, *Demolizioni punitive: guasti in città* (S. 293–330), stellt fest, daß sich nach der Zerstörung Mailands durch Barbarossa die von den Kommunen schon früher praktizierte Verbannung des Schuldigen und die Zerstörung seiner Wohnstätte in den Parteien-

kämpfen zu einem viel benutzten Instrument entwickelten, das besondere Techniken sowie Fachleute erforderte und im Siedlungsgefüge Leerräume schuf, die von der Kommune verpachtet, verkauft oder für die Anlage von Plätzen genutzt wurden, die oft aber Jahre oder Jahrzehnte lang als Ruinen oder Lücken an den einstigen Vorgang erinnerten und der Stadttopographie neue Namen bescherten, mit der Zeit jedoch als unvereinbar galten mit dem *honor civitatis*. – Francesca Bocchi, La „modernizzazione“ delle città medievali (S. 331–347), legt dar, daß die – wörtlich zu nehmende – Modernisierung der mittelalterlichen Stadt sich vom 13. zum 14. Jh. vollzog: Denn die Grundregeln der städtischen Ordnung und Hygiene waren durch die Statuten um die Mitte des 13. Jh. bereits festgelegt und wurden im 14. Jh. bis ins Detail durchgesetzt, was sich u. a. an der Entsorgung des Schmutzwassers beobachten läßt, das von der Straße in die unterirdische Kanalisation verbannt wurde. Die damals festgelegten Ordnungsstrukturen seien in der Folgezeit lediglich in Einzelheiten verbessert worden, besäßen in ihrem Grundbestand jedoch bis heute Gültigkeit. – Salvatore Tramontana, L'altra Italia. La costruzione delle città nel Mezzogiorno e in Sicilia (S. 349–366), schildert das Schicksal der Städte Süditaliens, von denen viele in nachantiker Zeit untergingen, andere seit dem 10. Jh. neu gegründet wurden. Sie seien in ihrer Mehrzahl ummauert gewesen, wobei der Mauerring ein Verteidigungs- und Herrschaftsinstrument bzw. einen Fiskalbezirk darstellte, in dessen Innerem sich die Paläste der königlichen Administration und nur selten der städtischen Repräsentanten befanden, die sich in der Regel in Kirchen versammelten. Die zeitgenössischen Chronisten des Südens betrachteten das Treiben der Kommunen Nord- und Mittelitaliens mit Mißtrauen und Kritik, der T. die Beobachtung der Forschung an die Seite stellt, daß die Zukunft Europas vom 11. bis 14. Jh. den Städten zu gehören schien, während sie in der Folgezeit vom Territorialstaat gestaltet werden sollte. – Carmela M. Rugolo, L'altra Italia: Bari (S. 367–390), schildert die wechselvolle und von wiederholten Aufständen gezeichnete Geschichte Baris von der Eroberung der Stadt durch die Sarazenen im Jahre 847 bis hin zu ihrer durch Wilhelm I. befohlenen Zerstörung im Jahre 1155. – Mauro Ronzani, Conclusioni (S. 391–398), geht in seiner Zusammenfassung auch auf die im Band nicht abgedruckten Beiträge der Tagung ein. Thomas Szabó

Monique Bourin/Giovanni Cherubini/Giuliano Pinto, Rivolte urbane e rivolte contadine nell'Europa del Trecento. Un confronto, Firenze (Firenze University Press) 2008, 443 S., ISBN 978–88–8453–882–6, € 28,50. – Der Band vereinigt 16 Vorträge eines Florentiner Kongresses aus dem Jahre 2006, der die Aufstände in Europa in Stadt und Land zwischen dem 13. und 15. Jh. thematisierte – einen besonders in den 60er und 70er Jahren viel behandelten

Forschungsgegenstand, um den es in letzter Zeit ruhiger geworden ist. Der Schwerpunkt der Vorträge liegt in Italien, doch kommen auch die Verhältnisse im übrigen Europa zu Wort. Nach Samuel K. Cohn Jr., *La peculiarità degli Inglesi e le rivolte del tardo Medioevo* (S. 1–15), habe es in England weniger Volksaufstände und weniger die Neigung gegeben, bestehende Hierarchien anzugreifen, als auf dem Kontinent. Marc Boone, *Le comté de Flandre dans le long XIVe siècle: une société urbanisée face aux crises du bas Moyen Âge* (S. 17–47), zeigt, daß in Flandern auf Grund der Dichte der Städte die Aufstände fast ausschließlich ein städtisches Gesicht trugen. Monique Bourin, *Les révoltes dans la France du XIVe siècle: traditions historiographiques et nouvelles recherches* (S. 49–71), gibt einen Überblick über die Forschungsergebnisse bezüglich der drei Rebellions-Zyklen des 14. Jh. in Frankreich. Hipólito Rafael Oliva Herrero, *Révoltes et conflits sociaux dans la Couronne de Castille au XIVe siècle* (S. 73–91), geht der nicht leicht zu fassenden Institution der *Hermandades* in Kastilien nach. Pierre Monnet, *Les révoltes urbaines en Allemagne au XIV siècle: un état de question* (S. 105–152), bietet ein detailliertes, differenziertes Bild über die Aufstände in Deutschland und deren historiographische Deutung. Giovanni Cherubini, *L'Italia* (S. 93–104), gibt einen allgemeinen Überblick über die Thematik in Italien. Alessandro Barbero, *Una rivolta antinobiliare nel Piemonte trecentesco: il Tuchinaggio del canavese* (S. 153–196), macht eine Untersuchung über die Rebellen (Tuchini) im Piemont. Paolo Grillo, *Rivolte antiscontee a Milano nelle campagne fra il XIII e XIV secolo* (S. 197–216), behandelt die Aufstände gegen die harte Steuerpolitik der Visconti in Mailand. Rinaldo Comba, *Boschi e alpeggi fra certosini e contadini nell'Italia centro settentrionale: fine XII secolo – inizi XV* (S. 217–250), geht den Konflikten um das Gewohnheitsrecht zwischen der bäuerlichen Bevölkerung und den Kartäusern nach. Valeria Braidi, *Le rivolte del pane: Bologna 1311* (S. 251–276). Franco Franceschi, *I Ciompi a Firenze, Siena e Perugia* (S. 277–304), vergleicht die berühmten Ciompi-Aufstände der drei Städte. Francesco Panero, *Signori e servi: una conflittualità permanente* (S. 305–321), gibt im europäischen Rahmen einen Überblick über die ständigen Konflikte zwischen unfreien Landarbeitern (servi) und ihren Herren. Giulia Barone, *Le componenti religiose delle rivolte* (S. 323–336), weist darauf hin, daß religiöse Motivationen bei den Aufständen nicht immer nachweisbar seien. Giuliano Pinto, *Congiuntura economica, conflitti sociali, rivolte* (S. 337–349), kommt zu dem Ergebnis, daß sich, entgegen dem allgemein postulierten Zusammenhang zwischen schlechter Wirtschaftskonjunktur und daraus resultierenden sozialen Unruhen und Aufständen, die allgemeinen Lebensbedingungen nach der Mitte des 14. Jh. gebessert hätten. Der Faktor Wirtschaft alleine reiche damit für die Erklärung der Aufstände nicht aus. Jean-

Claude Maire Vigueur, *Le rivolte cittadine contro i „tiranni“* (S. 351–380), untersucht am Beispiel von Ferrara und Padua in Norditalien, von Florenz, Pisa, Perugia und Viterbo in Mittelitalien die Aufstände gegen die dortige Stadtoberkeit. Die Initiative sei stets von einem kleinen Kreis adliger oder wohlhabender Bürger – nicht vom ‚Volk‘ – ausgegangen und die Aufstände hätten sich im wesentlichen immer gegen die harten Steuern und die ruinöse Kriegspolitik gerichtet. Andrea Zorzi, *Politiche giudiziarie e ordine pubblico* (S. 381–420), betont, daß die Errichtung einer gerechteren Justiz – was von der Forschung nicht genügend beachtet würde – jeweils die erste Forderung der Aufständischen gewesen sei und daß nach Niederschlagung der Erhebungen von der jeweiligen politischen Führung repressivere Strukturen zur Erhaltung der öffentlichen Ordnung geschaffen wurden. Ein Namens- und Ortsverzeichnis beschließt den Band.

Thomas Szabó

*Offices, écrit et papauté (XIII<sup>e</sup>-XVII<sup>e</sup> siècle), études réunies par Armand Jamme et Olivier Poncet*, Collection de l'École française de Rome, 386, Rome (École française) 2007, 959 S., ISBN 978-2-7283-0792-0, € 121. – In diesem 2. Bd. der Table ronde zum Thema „offices et papauté“ (zum 1., 2005, vgl. die Rez. von Volker Reinhardt QFIAB 86, S. 741f.) liegt der Schwerpunkt auf dem Schriftwesen, seiner Entwicklung, der Wert- (bzw. Gering)schätzung der Dokumente und ihrer Aufbewahrung und damit auf der Finanzverwaltung, an der Kurie, aber auch in den Provinzen des Kirchenstaats, vgl. die Einleitung der beiden Herausgeber (S. 1–13). Nicht wenige aufwendige Langzeitstudien verdeutlichen die unterschiedliche Entwicklung in diesen. Hervorzuheben sind die beiden grundlegenden Artikel von Armand Jamme (1) zum Rechnungswesen in den Provinzen im späten Mittelalter (S. 97–251), (2) zum Amt des Kurienmarschalls (S. 313–392), mit den Listen der Biogramme der Kurienmarschälle von ca. 1250 bis 1430 (S. 364–379), sowie derjenigen der (Vize-)Theaurare in den Provinzen von 1272–1407 (S. 162–251). Dazu ergänzend Maria Teresa Caciorgna (S. 47–71), die die These von Waley, daß Johann XXII. keinerlei Kontrolle über den südlichen Kirchenstaat erreicht habe, widerlegt. – Mit der Besoldung der (genauer: von) päpstlichen Bediensteten aus Quellen der Kammer befassen sich Anne-Marie Hayez (S. 427–448, grundlegend), Philippe Genequand (S. 449–495) und Antonio Menniti Ippolito (S. 545–558); die anderen Einkommensquellen: Benefizien, Sporteln/Trinkgelder und Privilegien, werden kaum beachtet bzw. falsch eingeschätzt. Die Ämterkäuflichkeit kommt nur am Rande vor: Anna Esposito (S. 497–515) untersucht die Bildung von Konsortien zur Finanzierung einer Stelle und die Verpflichtungen, die die Amtsinhaber diesen gegenüber eingingen. Francesco Guidi Bruscoli (S. 517–543) handelt über die Einkünfte aus der Versteigerung von

Ämtern in der Kirchenstaatsverwaltung (Thesaurare) und der Verpachtung von Monopoleinnahmen unter Paul III. – Wie reserviert man gerade in Akten der Finanzverwaltung Bezeichnungen von „Amtsträgern“ aufnehmen sollte, zeigen schön Philippe Bernardi an einem *magister operum* (kein Chefarchitekt, sondern Bauunternehmer bzw. Lieferant von Baumaterial, S. 407–425), Valérie Theis an den Bezeichnungen für Bauleute generell (S. 643–666) und Pierre-Marie Berthe an denen für Prokuratoren (S. 685–704), naiv hingegen Étienne Anheim (S. 393–406) bei seiner Suche nach *officia* als Ansatz für die Entwicklung der „Figur des Hofkünstlers“. – Wie sehr die Umstände, die Amtsauffassung, aber auch die Nachfrage die Schriftproduktion und -verwahrung beeinflussten, kann man bei Kirsi Salonen (Pönitentiarie, S. 253–265), Pierre Jugie (Schriftproduktion der Kardinäle, S. 73–96), Giampiero Brunelli (Militärwesen, S. 301–310) und Anne-Cécile Tizon-Gemie (Nuntiaturreporte, S. 267–272) nachlesen. Eine Vorstellung von der einstigen Fülle und Vielseitigkeit des Schriftverkehrs zwischen der Kurie und der Peripherie vermittelt Barbara Bombi (S. 667–683) anhand eines Notariatsregisters. Guido Castelnovo (S. 17–46) behandelt die Entwicklung des Schriftwesens im Fürstentum Savoyen an der Nahstelle zwischen zwei ganz unterschiedlichen Rechtskulturen. Clément Pieyre (S. 559–568) zeigt an einem krassen Beispiel (Francesco Barberini, 1625 in Frankreich), daß die alte Figur des *cardinalis a latere* als Friedensengel nicht nur extrem kostspielig und (wie so oft) nutzlos, sondern damals durch die Nuntiaturen überholt war. – Mit den informellen Beziehungen (Netzwerken) und der zugehörigen Schriftproduktion befassen sich v. a. Stefano Tabacchi (S. 569–599), Erminia Irace (S. 273–299) und Olivier Rouchon (S. 601–639). T. kritisiert an der Reinhard-Schule die Überbetonung der personalen Verflechtungen für alle Sektoren der Verwaltung und mangelnde Sensibilität für Veränderungen. Die Einstellung der Amtsträger zu ihrem Amt und zu ihrem Dienstherrn habe sich sowohl in der Zentral- wie in der Provinzialverwaltung gewandelt, der *cursus honorum* durch mit großen Mühen verbundene Ämter und die Remuneration durch Pfründen habe durchaus zur Entwicklung einer der ganzen Institution geltenden Loyalität erzogen. Irace zeigt, wie schwer sich die Kommune Perugia mit der engeren Anbindung der Provinz- an die Zentralverwaltung tat: man versuchte, durch Verstärkung der informellen Beziehungen zur Kurie die alte Autonomie zu bewahren. Anders verlief nach Rouchon der Prozeß der Mediatisierung in der Exklave der Legation Avignon: man begriff allmählich die Pflicht, den Haushalt zu veröffentlichen, als Chance, die eigenen Honoratiorengeschlechter zu entmachten und mit der Kurie über die Steuerlast zu verhandeln. – Ein weiteres wichtiges Thema ist die Entwicklung der Archive: die komplizierten Anfänge des vatikanischen Archivs (Olivier Poncet, S. 737–762) und seiner ersten Archivare

Lonigo und Cartari (Orietta Filippini, S. 705–736 und S. 763–787). Einen Überblick über die Archive der Provinzen und ihre Bestände liefert Andrea Gardi (S. 789–809 sowie Appendix S. 829–837), als Voraussetzung seiner Darstellung für das Archiv der Legation Bologna (S. 789–837); das wechselhafte Schicksal des entsprechenden Archivs Avignon untersuchen Rouchon und Bernard Thomas (S. 839–891). – Durch eine gemeinsame Bibliographie hätten sich die zahlreichen Wiederholungen (und Verschreibungen der deutschen Titel!) vermeiden lassen. Ein gut organisiertes Namensregister, S. 893–935, beschließt den reichhaltigen Band. Brigide Schwarz

Donne di potere nel Rinascimento a cura di Letizia Arcangeli e Susanna Peyronel, I libri di Viella 85, Roma (Viella) 2008, 832 S., ISBN 978–88–8334–365–0, € 55. – Die hier vorgestellten „Donne di potere“ – Fürstinnen, Souveräne kleiner autonomer Staaten, Verwandte und Freundinnen von Päpsten und Kardinälen – kümmerten sich um die Organisation von Höfen und Akademien, nahmen Regierungsgeschäfte wahr, am politischen Leben teil und fungierten nicht zuletzt als Investorinnen und Unternehmerinnen. Der auf einen Convegno an der *Università degli Studi di Milano* im November 2006 zurückgehende Sammelband mit nahezu dreißig Studien will allerdings keine Biographien-Sammlung hochgestellter Frauen vorlegen, sondern die „Normalität“ in der Beziehung zwischen italienischen Aristokratinnen der Renaissance, die nach Aussage von Johannes Burkhardt den Männern ebenbürtig waren, und der Macht darstellen. Intention der beiden Herausgeberinnen ist es, auch den „anderen“ weiblichen Machtvariablen der Renaissance beispielsweise in Form der sozialen Macht (der Fähigkeit, Netzwerke zu bilden), der diskursiven Macht und der Macht der Emotionen Ausdruck zu geben. Eine Vielfalt von Quellen – wie Chroniken und genealogische Werke, notarielle Quellen, Testamente und Eheverträge sowie zahlreiche Korrespondenzen der Protagonistinnen – liegen den hier vorgelegten Beiträgen zu Grunde, die im Folgenden in Auswahl skizziert werden. Stanley Chojnacki (S. 25–44) eröffnet den ersten „Tra famiglia e patrimoni: ricchezza materiali e immateriali“ betitelten Hauptteil. Er untersucht die Wege, mit denen Frauen der venezianischen Elite in der Renaissance Macht ausübten und beschreibt die Umstände, die es ihnen ermöglichten, dies zu tun. Evelyn Welch (S. 45–66) beschäftigt sich mit weiblicher Finanzautorität und führt aus, dass an den Höfen von Mailand, Mantua, Ferrara und Neapel die Gemahlin eines Herrschers bereits zu Lebzeiten ihres Mannes Zugang zu Investments, Kapital und Besitz hatte. Für die Frauen der Este, der Sforza und der Gonzaga war weniger ihre Mitgift als Landbesitzungen, Gewinne aus Investitionen, Darlehen, Geschenke oder auch Spielerlöse relevant. Einkommen und Vermögen bestimmten letztlich auch die

Reputation der Aristokratinnen in der Öffentlichkeit, denn die Juwelen, die sie trugen, zeigten ihre Fähigkeit, ihre Schulden zu zahlen. Diane Ghirardo (S. 129–144) untersucht die erfolgreichen unternehmerischen Aktivitäten der Papsttochter Lucrezia Borgia, die ab September 1513 in Norditalien bis zu 20000 Hektar scheinbar wertloses Sumpfland erwarb, es mit Hilfe von Entwässerungsgräben und Kanälen trockenlegen ließ, um es anschließend als Weide- oder Anbauland äußerst gewinnbringend zu nutzen. Netzwerke der Macht und weibliche Räume an Höfen stehen im Mittelpunkt des zweiten Hauptteiles. Simona Feci (S. 195–223) setzt sich mit der Beziehung zwischen Frauen und Macht an der römischen Kurie zwischen dem Pontifikat Sixtus' IV. und Paul III. Farnese auseinander. Nadia Covini (S. 247–280) reflektiert die Rolle Bianca Maria Viscontis als eine der hervorragenden Politikerinnen und Diplomatinen ihrer Zeit. Der dritte Hauptteil konzentriert sich auf die Beziehung von Frauen und politischer Macht. Christine Shaw (S. 465–480) beschreibt den exzeptionellen, letztlich erfolglosen Versuch der Dogenwitwe Bartolomea Campofregoso in dem Wettbewerb um die Kontrolle des Dogenamtes und der städtischen Hauptbefestigung von Genua (Castelletto) mitzuhalten und sich selbst als potentielle Kastellanin ins Spiel zu bringen. Marco Folini (S. 481–512) beschäftigt sich mit der Regierung, den architektonischen Projekten und den Festivitäten der Herzogin Eleonora von Aragon. Bruce L. Edelstein (S. 743–764) schildert auf der Grundlage archivalischer Quellen, v. a. eines präzise geführten Güterinventars die bevorzugten Investment-Typen der Herzogin von Toledo: den Verkauf von Getreide und die Akquisition von Immobilien, welche ihr große Gewinne brachte. Er folgt der These, dass die ökonomischen Aktivitäten der Herzogin mit dem politischen Programm ihres Mannes Cosimo I. abgestimmt waren. Summa summarum: ein spannender und lesenswerter Tagungsband.

Kerstin Rahn

Baronio e le sue fonti. Atti del Convegno internazionale di studi, Sora 10–13 ottobre 2007, hg. von Luigi Gulia, *Fonti e studi baroniani* 4, Sora (Centro di Studi Sorani „Vincenzo Patriarca“) 2009, LVIII, 964 S. (keine ISBN), € 60. – Zum 400. Todestag des Kirchenhistorikers Cesare Baronio fanden 2007 in Italien drei Tagungen statt. Eine Tagung in Frosinone und Sora war vor allem kunsthistorisch ausgerichtet (*Arte e committenza nel Lazio nell'età di Cesare Baronio*, hg. von Patrizia Tosini, Rom 2009). Die Vorträge einer römischen Tagung sind im Druck (*Cesare Baronio tra santità e scrittura storica*, hg. von Giuseppe Antonio Guazzelli, Raimondo Michetti und Francesco Scorza Barcellona), während die Ergebnisse der dritten Tagung, die wiederum in Baronios Geburtsort Sora stattfand, nun vorliegen und anzuzeigen sind. Aufgrund des Umfangs dieses tausendseitigen Bandes können nur einige High-

lights angesprochen werden, besonders solche, die sich im engeren Sinn dem Tagungsthema gemäß mit Baronios Quellen beschäftigen und dabei Neues, noch nicht anderswo Publiziertes bieten. Stefano Zen gibt einen Überblick über Baronios dichtes Netz von Korrespondenten und Beratern, die ihm bei der Quellenbeschaffung und -auswertung halfen. Seine Kontakte scheinen sich dabei, neben Italien, auf Frankreich konzentriert zu haben, doch tauchen auch Korrespondenten aus Würzburg und Augsburg (Nicolaus Serarius, Markus Welser) sowie aus Tournai, Roermond und Madrid auf. Die Beziehungen zu französischen Gelehrten im besonderen (v. a. François de Claret, Fronton du Duc sowie Nicolas Le Fèvre) behandelt magistral Jean-Louis Quantin in seinem Beitrag. Giuseppe Finocchiaro wirft die Frage auf, aus welchen Gründen Baronio verschiedene protestantische Werke und andere verbotene Bücher besaß, wobei man derzeit noch nicht sagen kann, ob er sie aus wissenschaftlichem Interesse gelesen hat oder aufgrund seiner Mitgliedschaft in der Indexkongregation. Finocchiaro greift zurück auf den von ihm herausgegebenen Band „I libri di Cesare Baronio in Vallicelliana“ (Roma 2008) (dort wird anhand eines neuentdeckten Inventars Baronios Privatbibliothek im Umfang von rund 750 Büchern vorgestellt). In einer Sektion zu Baronios Verwendung von spätantiken und mittelalterlichen literarischen Quellen in den *Annales ecclesiastici* beschäftigen sich weiterhin Massimiliano Signifredi mit Johannes Chrysostomos, Lidia Capo mit den Quellen zu den Langobarden und Paolo Golinelli mit Heinrich IV. und der Canossa-Episode. Wichtige nichtliterarische Quellen, die Baronio in die *Annales* einfließen ließ, behandeln Giuseppe Antonio Guazzelli (die römischen Kaisermünzen) und Danilo Mazzoleni (christliche Inschriften). Massimiliano Ghilardi zeigt, daß Baronio wiederholt die Katakomben selbst in Augenschein genommen hat. Die Nützlichkeit des Bandes wird dadurch gemindert, daß ihm trotz seiner imponierenden Größe kein Register beigegeben wurde.

Stefan Bauer

Aram Mattioli/Gerald Steinacher (Hg.), Für den Faschismus bauen. Architektur und Städtebau im Italien Mussolinis, Kultur – Philosophie – Geschichte. Reihe des Kulturwissenschaftlichen Instituts Luzern 7, Zürich (Orell Füssli) 2009, 405 S., ISBN 978-3-280-06115-2, € 29,90. – Der Sammelband geht auf eine interdisziplinäre Tagung über die Architekturpolitik im faschistischen Italien zurück, die im Oktober 2008 an der Universität Luzern stattgefunden hat. Er verdeutlicht das steigende Interesse, das gegenwärtig in der Forschung die Architektur und der Städtebau im faschistischen Italien, aber auch in den anderen Diktaturen des 20. Jh., insbesondere im Dritten Reich und in der Sowjetunion finden. Daraus resultiert die erst in Ansätzen zu beantwortende Frage, ob es jenseits der unterschiedlichen Ideologien eine übergreifende Ar-

chitekturpolitik totalitärer Herrschaft gegeben hat. Der Band besteht aus sechzehn Beiträgen, die man in drei Teile gliedern kann. Der erste besteht aus jenen Beiträgen, die sich um die Darstellung eines größeren Zusammenhangs bemühen, sei es in Form von generalisierbaren Erkenntnissen über „Architektur und Städtebau in einem totalitären Gesellschaftsprojekt“ (Aram Mattioli) oder über den „Diktatorischen Städtebau in der Zwischenkriegszeit“ (Harald Bodenschatz), sei es durch die Untersuchung der Frage, in welchem Umfang der Faschismus seine Architekturprinzipien – von den staatlichen Repräsentationsbauten über die politische Alltagsarchitektur bis hin zur Verkehrsinfrastruktur – über die Alpen in das Dritte Reich exportiert habe. (Christoph Cornelißen). Der zweite Teil besteht aus Einzelstudien zur Architekturpolitik im italienischen Kernland: Zunächst behandelt Wolfgang Schieder den „Umbau Roms zur Metropole des Faschismus“. Anschließend vergleicht Vittorio Magnago Lampugnani die „Città universitaria in Rom, die Mostra d'Oltremare in Neapel und die E42“ und untersucht die städtebaulichen Strategien, die diesen drei Projekten zugrunde lagen. Während die „Città universitaria“ als „hoffnungsvolles Vermittlungsexperiment“ zwischen den unterschiedlichen architektonischen Richtungen im Faschismus begann, endeten die Auseinandersetzungen um das ehemalige Gelände für die 1942 geplante Weltausstellung „in einer wüsten gegenseitigen Beschimpfung, die auch vor vulgären rassistischen Unterstellungen nicht zurückschreckte.“ (S. 108) Dann widmet sich Daniela Spiegel den „neuen Städten in den Pontinischen Sümpfen“, die sie als „zu Stein gewordene Architekturpolemik des Faschismus“ qualifiziert. Der nächste Beitrag behandelt die „Autostrade“ und die damit verbundenen „Straßenräume im faschistischen Italien“ (Silvia Hess), die sich von den Bauprinzipien im Dritten Reich unterschieden: „Während im nationalsozialistischen Deutschland gerade das ‚Anschmiegen‘ der Autobahn, einer ‚schönen Technik‘, an die Landschaft propagiert wurde, scheint sich in Italien zumindest vordergründig niemand um die Ästhetik einer Straßenführung gekümmert zu haben. Betrachtet man italienische Autostrade-Bilder oder grafische Darstellungen, entdeckt man jedoch das Ideal einer möglichst geraden Linie, einer Drettissima, die sich durch die Landschaft zieht“ (S. 153). Vielleicht war hier das Vorbild der antiken römischen Straßen wirksam, das sich an dem Grundprinzip orientierte, daß die kürzeste Verbindung zwischen zwei Punkten stets eine Gerade ist. Im folgenden Aufsatz analysiert Jonas Briner den Bahnhof Santa Maria Novella in Florenz als Beispiel für „ein Experiment mit der rationalistischen Architektur“. Zum Abschluß des zweiten Teils untersucht Klaus Tragbar die „politischen Motive der Umgestaltung historischer Städte in der Toskana“, die ihre Bezugspunkte in Dante Alighieri und der faschistischen Inszenierung mittelalterlicher Mythen fanden. Der dritte Teil des

Sammelbands widmet sich der faschistischen Architekturpolitik in den Grenzregionen Julisch Venetien und in der Provinz Bozen, die als Resultat des Ersten Weltkriegs zu Italien kamen, sowie in den italienischen Kolonien. In Julisch Venetien seien die Faschisten als „Brandstifter und Bauherren“ (Rolf Wörsdörfer) in Erscheinung getreten. Daran anschließend untersuchen Alexander de Ahsbahs und Gerald Steinacher die „Totenburgen des italienischen Faschismus“, die im Mittelpunkt eines politischen Gefallenenkults standen. Anschließend behandeln Harald Dunajtschik und Aram Mattioli die italienische Neustadt von Bozen als „Gegenstadt für eine Parallelgesellschaft“. Nach einem Vergleich der faschistischen Siedlungspolitik in Libyen und Südtirol (Roberta Pergher) untersucht Eliana Perotti die „architektonischen und städtebaulichen Strategien“ der italienischen Kolonialherrschaft auf den Inseln des Dodekanes. Den Schlußpunkt des dritten Teils setzen Aram Mattioli mit seinen Ausführungen über die „imperiale Raumordnung in Italienisch-Ostafrika“ und Simone Bader mit ihrem Beitrag „Faschistische Moderne in Afrika. Auto und Architektur in Asmara“. Die Frage, ob die Architektur im Faschismus Kunstwerke von bleibendem Wert geschaffen habe, wird in der Öffentlichkeit auch weiterhin kontrovers diskutiert werden. Die beiden Hg. meinen, daß jedes positive Urteil über diese Bauwerke „wissenschaftlich unhaltbar“ und „bizarrr“ (S. 10) sei. In Anlehnung an den Architekten Daniel Libeskind meint Mattioli, schließlich sei auch das Kolosseum nicht mehr zu bewundern, wenn es im historischen Kontext der Gladiatorenkämpfe betrachtet werde. Eine solche Argumentation bedeutet, daß die Funktion und damit letztendlich die Moral das ausschlaggebende Kriterium von Kunst wäre. Wer das ebenso wie der Rezensent für fragwürdig hält, entspricht nicht dem Wissenschaftsverständnis der Hg. Jenseits dieser Apodiktik lassen sich dem mit instruktiven Abbildungen und Photos angereicherten Sammelband freilich viele interessante Interpretationsansätze, Einzelergebnisse und Anregungen entnehmen, die der Forschung neue Impulse geben werden. Michael Thöndl

Paolo Cherubini/Alessandro Pratesi, *Paleografia latina. L'avventura grafica del mondo occidentale*, *Littera Antiqua* 16, Città del Vaticano (Scuola Vaticana di Paleografia Diplomatica e Archivistica) 2010, 785 S., ISBN 978-88-85054-20-2, € 50; separat: *Tavole di Paleografia latina*, a cura di Paolo Cherubini/Alessandro Pratesi, a.a.O. 2004, 143 S. und 130 Taf., ISBN 88-85054-12-9, € 65. – Wie die meisten Vertreter seiner Gattung ist dieses Lehrbuch der lateinischen Paläographie aus dem Unterricht hervorgegangen und für diesen bestimmt, in diesem Fall für die angesehene Ausbildungsstätte des Vatikanischen Archivs. Der gründlich ausgeschöpfte Heimvorteil eines einmaligen Reservoirs an Anschauungsmaterial sichert dem Werk von vornhe-

rein eine konkurrenzlose Materialgrundlage (vgl. S. 722–725 das Verzeichnis der Handschriften des Vatikanischen Archivs und der Bibliothek). In einer Vorbemerkung (S. XI) stellt der 88-jährige Koautor Alessandro Pratesi in nobler Weise fest, daß er die Entstehung des Werks zwar von Anfang an mit Rat und Tat begleitet hat, daß aber die Hauptlast der Ausarbeitung bei seinem jüngeren Kollegen lag. Das Werk ist mit Abstand das umfangreichste seiner Art (vgl. etwa Bischoff<sup>2</sup>1986 mit 377, Stiennon<sup>2</sup>1991 mit 367, Petrucci<sup>2</sup>1992 mit 226 Seiten, jeweils einschl. Abbildungen). Der lineare Durchgang durch die Schriftgeschichte vom *Lapis niger* (um 600 v. Chr.) bis zu den Typen der ersten Inkunabeldrucker ist mit fünf Hauptabschnitten klar und übersichtlich strukturiert: Dalle origini al tardoantico; La frammentazione altomedievale; Il ritorno all'unità: dalla rinascita carolingia alla rinascita del secolo XII; Il periodo della cultura scolastica e della società cittadina; L'età umanistica. Erklärtes Programm ist eine reine Schriftgeschichte, die durchweg in präzisen Analysen und zahlreichen Nachzeichnungen der Buchstabenformen erläutert wird, unter Einbeziehung der jeweiligen Interpunktions- und Abkürzungssysteme. Dabei werden für jede Entwicklungsphase regionale Differenzierungen von Island bis Sizilien herausgearbeitet und ansatzweise auch die Schriftarten der Urkunden und der Inschriften berücksichtigt. Stellenweise werden auch die Schriftaneignung und der Schreibunterricht einbezogen (S. 415–418 für das Früh- und Hochmittelalter, S. 609–613 für das Spätmittelalter). Dagegen bleiben die Kodikologie, die Dekoration und andere Begleiterscheinungen der Schriftgeschichte erklärtermaßen ausgeklammert. Das mehr als 80 Seiten umfassende Literaturverzeichnis zeigt, daß die internationale paläographische Forschung, erfreulicherweise auch die deutschsprachige, breit und auf dem neuesten Stand verarbeitet ist; ein paar Lücken, die man hier und dort noch findet, registriert man angesichts des immensen Stoffs mit Verständnis (an mehreren Stellen hätte man gerne das methodisch und sachlich innovative Buch von Irmgard Fees, *Eine Stadt lernt schreiben. Venedig vom 10. bis zum 12. Jh.*, Tübingen 2002 gesehen; bei den knappen Bemerkungen zum Pecienwesen [S. 471f.] sollte das grundlegende Werk von Giovanna Murano, *Opere diffuse per exemplar e pecia*, Turnhout 2005 nicht fehlen usw.). Die ausgewerteten Literaturmassen haben dazu geführt, daß den wissenschaftlichen Kontroversen, insbesondere den Debatten zur schriftgeschichtlichen Terminologie und Klassifizierung breiter Raum gegeben wird (z. B. S. 19–25: allgemein und übergreifend; S. 423–425 zur späten *carolina*; S. 438–441 zu *textualis* vs. *gotica*), wobei die Autoren sich dankenswerterweise bemühen, wenigstens einige Trümmer der gelehrten Schlachten zu entsorgen (z. B. S. 545: Varianten der *textualis*). Damit entsprechen sie einer schon seit längerem innerhalb und außerhalb der Zunft zu beobachtenden Tendenz zunehmender Skepsis, die der

im terminologischen Dschungel herumirrende Laie nur mit Erleichterung verfolgen kann. Mit allen anderen Traktaten seiner Art teilt auch dieses Werk ein lineares Konzept der Schriftgeschichte, nach dem den altrömischen Schriftarten mit 120 Seiten dieselbe Aufmerksamkeit zuteil wird wie etwa den gotischen mit 110 Seiten, was zwar den Vorstellungen von der höheren Gleichberechtigung aller historischen Epochen entspricht, aber im krassen Gegensatz zu der exponentiellen Zunahme der zu bewältigenden Überlieferungsmassen steht, die schon in karolingischer Zeit einsetzt (vgl. S. 358 Anm. 2 nach C.L.A. und Bischoff: von den Anfängen bis Ende 8. Jh. rund 2000 erhaltene Hss., gefolgt von rund 7000 alleine aus dem 9. Jh.) und seit dem 13. Jh. schwindelerregende Ausmaße annimmt. – Der schon vorab erschienene Abbildungsband enthält 130 Schriftbeispiele in technisch hervorragenden schwarz/weiß Reproduktionen jeweils mit Identifizierung und Drucknachweis des Texts, Bibliographie, paläographischer Gesamteinordnung sowie kompletter Transkription mit minutiösen textkritischen und paläographischen Anmerkungen. Leider weist auch dieser Teil das Mißverhältnis zur Realität der Überlieferung auf: 19 Tafeln für die wenigen Zeugnisse altrömischer Schriftarten gegen nur 15 (Nr. 90-104) für Tausende von gotischen Handschriften. Das ist hier umso mehr zu bedauern, weil sachkundig kommentierte Abbildungen immer noch die besten, um nicht zu sagen die einzigen praktisch brauchbaren Hilfsmittel sind, welche die professionelle Paläographie dem outsider für die Datierung und Lokalisierung seiner Handschriften an die Hand gibt. Martin Bertram

I manoscritti datati delle province di Grosseto, Livorno, Massa Carrara, Pistoia e Prato, a cura di Marisa Boschi Rotiroli, *Manoscritti datati d'Italia* 16, Firenze (SISMEL – Edizioni del Galluzzo) 2007, IX, 112 S., 68 Taf., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-8450-246-9, € 102; I manoscritti datati della Biblioteca Queriniana di Brescia, a cura di Nicoletta Giovè Marchioli e Martina Pantarotto, ebenso 18, ebd. 2008, IX, 86 S., 82 Taf., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-8450-306-0, € 110; I manoscritti datati della Biblioteca Medicea Laurenziana di Firenze 1: *Plutei* 12-34, a cura di Teresa De Robertis, Cinzia Di Deo e Michaelangiola Marchiaro, ebenso 19, ebd. 2008, IX, 131 S., 114 Taf., 1 CD-ROM, ISBN 978-88-8450-298-8, € 125. – Es ist das Wesen umfassend angelegter Repertorien, dass bei der Veröffentlichung winzige Bestände neben umfangreiche zu stellen sind, die drei hier anzuzeigenden neuen Bände der florierenden Reihe bieten dafür Beispiele. Das Material des ersten gehört zu fünf Provinzen, einschlägige Handschriften sind in 16 Institutionen vorhanden, die sich auf neun Orte verteilen. Außer vier der Hauptstädte (mit Ausnahme von Carrara und Massa) sind das Castiglione del Terziere, Fivizzano, Massa Marittima, Montemerano und Pescia. Insgesamt 68 „datierte“ Handschriften werden

verzeichnet, das heißt solche, in denen entweder ein Datum für die Niederschrift auffindbar ist oder ein Schreiber sich nennt; für sechs weitere wird knapp erläutert, weswegen man sie – entgegen erstem Anschein – nicht berücksichtigt hat. Pistoia bietet die größte Zahl: 18 in der Biblioteca comunale Forteguerriana und noch einmal 3 in der Biblioteca comunale „Carlo Magnani“, 12 im Archivio capitolare, dazu 4 weitere in der Biblioteca capitolare Fabroniana; 11 Codices sind aus der Biblioteca Roncioniana in Prato behandelt. Eine einzige Handschrift wird dem 12. Jh. zugeschrieben, aus dem nächsten stammen drei, aus dem 14. sieben, der überwiegende Teil ist späteren Datums. Besondere Erwähnung verdienen die elf Bücher aus dem Besitz von Sozomeno da Pistoia, die seine humanistischen Interessen unter Beweis stellen, die meisten von ihm selbst geschrieben und eins sogar von Coluccio Salutati herrührend (Nr. 33–34, 36–43, 45). Ebenfalls bemerkenswert sind die sechs Bände des Rota-Auditors Gimignano Inghirami aus Prato, teils mit eigenen Werken (Nr. 60–65). – Aus der Biblioteca Queriniana, die einen Großteil ihres heutigen Bestandes an älteren Handschriften den Klosteraufhebungen der napoleonischen Zeit verdankt, werden 77 Codices vorgestellt, 14 weitere sind erwogen und verworfen worden. Wirklich alt – vom ausgehenden 9. Jh. – ist nur der Kommentar zu den Paulus-Briefen des Florus de Lyon. Dem 12. und 13. entstammt je ein Band, neun gehören dem 14. an, der Rest dem 15. Entsprechend der hauptsächlichen Provenienz überwiegen bei den Inhalten Liturgie und Theologie, aber es finden sich auch mehrere humanistische Miszellenhandschriften, dazu manches Juristische, etwa eine kuriose Sammlung aus der Mitte des 14. Jh., die ein Student angelegt zu haben scheint: *Consilia*, Distinktionen und eine alphabetisch geordnete Blütenlese von *dicta doctorum et glossatorum* (Nr. 39). – Zum historischen Kern der Biblioteca Medicea Laurenziana, erkennbar an den Plutei-Signaturen, zählen 499 lateinische Handschriften aus dem Mittelalter, davon werden jetzt 96 behandelt (17 dagegen mit Gründen verworfen), dazu drei aus dem Beginn des 16. Jh. mit direktem Bezug zu dem großen Medici-Sohn Leo X., zwei mit Widmungen an den Papst und eine weitere aus seinem Besitz; ihm lassen sich außerdem zehn ältere zuweisen, ausschließlich theologischen oder kirchenhistorischen Inhalts. Überhaupt ist im Index der Personen eindrucksvoll, wie viele Mitglieder der Familie Medici als Auftraggeber oder frühe Besitzer auftauchen. Ein prominenter Besteller war auch Kardinal Giuliano Cesarini, der auf dem Basler Konzil eine Kurzfassung der Summa theologiae Thomas' von Aquin anfertigen ließ (Nr. 72). Vor das 14. Jh. werden in diesem Bestand fünf Bände datiert, wieder stammt der Löwenanteil aus dem 15., darunter viel Auftragsarbeit aus dessen Ende. Was die Inhalte angeht, ist das enorme Überwiegen von Texten aus dem kirchlichen Bereich erstaunlich, ihr Anteil wird 80–90% ausmachen; entsprechend

spärlich sind Zeugnisse für die Ausbreitung der humanistischen Interessen. Auffallend ist ferner, dass die idealistischen Kreuzzugspläne Marino Sanudos des Älteren vom Beginn des 14. Jh. noch in der Mitte des folgenden des Abschreibens für würdig befunden wurden (Nr. 63). – In allen drei Bänden bringt die Einleitung sachkundig die notwendigen Informationen über Geschichte und Bestände der Bibliotheken oder Archive mit einschlägigem Material. Die dann folgenden Beschreibungen sind stets äußerst knapp gehalten, in manchem Fall möchte man doch mehr erfahren: Der Inhalt von Miszellenhandschriften mit relativ kurzen Texten wird nur in Auswahl wiedergegeben (nach Bedeutung? mit welchem Kriterium?), zumal die nicht „datierten“ Teile in künstlich zusammengesetzten Codices werden recht stiefmütterlich behandelt. Sorgfältige Register erschließen den Informationsreichtum. Von jeder aufgenommenen Handschrift bietet der Abbildungsteil des jeweiligen Bandes eine Seite in Schwarz-Weiß, die beigelegte CD-ROM bringt dieselben Aufnahmen in Farbe, oft auch eine oder mehrere zusätzlich; so kann man sich selbstverständlich einen besseren Eindruck verschaffen. – Wir wollen nicht aufhören, darauf hinzuweisen, wie wenig sachdienlich es ist, wenn die Mitarbeiter dieses aus einer attraktiven Idee entstandenen Unternehmens ihre Augen vor genau datierten Handschriften im jeweiligen Bestand verschließen, nur weil sie ihren Ursprung in einer Verwaltungsbehörde genommen haben: Der Biblioteca Roncioniana in Prato gehören die Mss. R VIII 33–43 (326–336) mit den Aufzeichnungen von *Stephanus Gerii de Prato* aus den Jahren 1401–18, der Großteil des Materials stammt aus seiner Tätigkeit an der päpstlichen Kurie (es sind jedoch keine förmlichen Register), aber daneben finden sich persönliche Nachrichten (s. Repertorium Germanicum 3 S. 11\*–13\*, 15\*). Diese Codices sind nicht berücksichtigt worden, ebenso wie das bei manchen anderen datierten in früheren Bänden der Reihe zu beobachten war. Der Historiker, der Paläograph bedauert diese Einschränkung, geht es hier doch um Schrift und um Schreiber – nicht allein die Eigenschaft als literarisches Produkt darf ausschlaggebend für die Entscheidung über Aufnehmen oder Verwerfen sein.

Dieter Girgensohn

Proceedings of the Twelfth International Congress of Medieval Canon Law, Washington, D.C. 1–7 august 2004, ed. by Uta-Renate Blumenthal, Kenneth Pennington, and Atria A. Larson, Monumenta Iuris Canonici C 13, Città del Vaticano 2008, XXXVII, 1135 S., ISBN 978–88–210–0844–3, 160 €. – LAW, COUNCILS, AND CANONICAL THOUGHT IN SPAIN AND NORTH AFRICA: Jane E. Merdinger, Malfeasance and Misdemeanors in St. Augustine's North Africa (S. 3–16); Roldán Jimeno, Late Antiquity and Early Medieval Hispanic Conciliar Decisions in the Bishopric of Pamplona (S. 17–28);

Roser Sabanés Fernández, Los Concilios Ilderdenses de la Provincia Eclesiástica Tarraconense en la Edad Media (a. 546–1460) (S. 29–55); Bart Wau- ters, Francisco Suárez and the Formation of the Law (S. 57–71). – TEXTS FROM REGINO OF PRÜM TO GRATIAN'S DISCIPLES: Wilfried Hartmann, A New Edition of the Handbook for Visitation by Regino of Prüm (S. 75–87); Martin Brett, Editing the Canon-Law Collections between Burchard and Gra- tian (S. 89–107); Christian Lohmer, Pseudoepigraphica of Peter Damian: Truly and Falsely Attributed Works of a Church Reformer (S. 109–126); Nico- lás Álvarez de las Asturias, Algunos aspectos de la tradición manuscrita de la Collectio Lanfranci (S. 127–143); Szabolcs Anzelm Szuromi, The Tran- sition from Cathedral Teaching to University Instruction of Canon Law in the Eleventh and Twelfth Centuries (Some notes on Anselm's Collection as com- pared to Ivo's Works) (S. 145–159); José Miguel Viejo-Ximénez, Variantes textuales y variantes doctrinales en C.2 q.8 (S. 161–190); Pier V. Aimone, Some Remarks on a Critical Edition of the *Summa* of Simon of Bisignano (S. 191–206). – THE LIFE AND LEGACY OF CANONS AND COLLECTIONS: Mary E. Sommar, Dionysius Exiguus' Creative Editing (S. 209–222); Anne Lefebvre-Teillard, La lecture de la *Compilatio prima* par les maîtres pari- siens du début du XIIIe siècle (S. 223–250); Thomas Wetzstein, Audivimus (X 3.45.1) and the Double Failure of Raymundus de Peñafort (S. 251–287); Broni- sław Wenanty Zubert OFM, Die Bedeutung der Klausel ‚Si Puella Apparet Cognita‘ in der Kanonistik des Ausgehenden Mittelalters (S. 289–309); Silvia Di Paolo, Le Extravagantes Communes nell'età dell'incunabolo: la bolla Unam sanctam da Francesco Pavini a Jean Chappuis (S. 311–376). – CANON LAW AND THE OTHER LAWS: Henry Ansgar Kelly, Medieval Jus commune versus/uersus Modern Ius commune; or, Old ‚Juice‘ and New ‚Use‘ (S. 377–406); Lotte Kéry, Canon Law and Criminal Law: The Results of a New Study (S. 407–421); Giovanni Minnucci, Diritto canonico, diritto civile e teologia nel I libro del *De nuptiis* di Alberico Gentili (S. 423–445); Helmuth G. Wal- ther, Zur Rolle der Kanonistik in den Consilia der Nürnberger Ratsjuristen zum Reichsrecht (S. 447–488). – PAPAL TEXTS: Anne Duggan, The Decretals of Archbishop Øystein of Trondheim (Nidaros) (S. 491–529); Werner Ma- leczek, Die Rekonstruktion des dritten und vierten Jahrgangs der Register Papst Innocenz' III., vor allem aus kirchenrechtlichen Sammlungen (S. 531–566); Tilmann Schmidt, Publikation und Überlieferung des *Liber Sextus* Papst Bo- nifaz' VIII. (S. 567–579); Peter Herde, On Editing Formularies for Papal Let- ters of Justice and Letter Collections (Thirteenth–Fifteenth Centuries) (S. 581–594). – CANON LAW AND POPES IN ACTION: Detlev Jasper, Zu den Synoden Papst Leos IX. (S. 597–627); Georg Gresser, *Sanctorum patrum auctoritate*: Zum Wandel der Rolle des Papstes im Kirchenrecht auf den päpst-

lichen Synoden in der Zeit der Gregorianischen Reform (S. 629–646); Harald Müller, *De breviandis litibus*: Das teure Prozessieren vor dem Papst in spätmittelalterlicher Kanonistik und Kirchenreform (S. 647–666); Jürgen Petersohn, Kirchenrecht und Primatstheologie bei der Verurteilung des Konzilsinitiators Andreas Jamometić durch Papst Sixtus IV.: Die Bulle ‚Grave gerimus‘ vom 16. Juli 1482 und Botticellis Fresko ‚Bestrafung der Rotte Korah‘ (mit Edition des Quellentextes) (S. 667–698). – CANON LAW AND THE LITURGY, THOUGHT, AND PRACTICES OF MEDIEVAL CHRISTENDOM: Roger E. Reynolds, Challenges and Problems in the Editing of Early Medieval Liturgical-Canonical Texts (S. 701–720); Richard Kay, Ritual and Rationale: The Pastoral Functions of Synodal Ordines (S. 721–742); Dominique Bauer, Canonical Collections and Historical Context: Proposal of Method and Example of ‚Juridisation‘ (S. 743–762); Jessalynn Bird, The Wheat and the Tares: Peter the Chanter’s Circle and the *Fama*-Based Inquest against Heresy and Criminal Sins, c. 1198-c.1235 (S. 763–856); James A. Brundage, Professional Canonists and Their Clients: Problems in Legal Ethics (S. 857–874); Jürgen Miethke, Lupold of Bebenburg: A Canonistic Theory of State in the Fourteenth Century (S. 875–895); Enrico Spagnesi, Le allegazioni e i trattati di Lapo da Castiglionchio (S. 897–931). – CANONS AND COUNCILS ON THE EVE OF THE REFORMATION: Heike Johanna Mierau, Synoden als Ort kirchenrechtlicher Debatten: Der Nürnberger Streit über die Seelsorge der Bettelorden, Nikolaus von Kues und die Bamberger Synode von 1451 (S. 935–964); Nelson H. Minnich, The Official Edition (1521) of the Fifth Lateran Council (1512–1517) (S. 965–978); Herbert Schneider, Die Reformen vor der Reformation: Zum Stand der Erforschung spätmittelalterlicher Synodalgesetzgebung im Deutschen Reich (S. 979–994). – MEDIEVAL CANON LAW AND MODERN THOUGHT, TECHNOLOGY, AND INSTITUTIONS: Charles J. Reid, Jr., ‚When the Popes Ruled in England, Those Were Called the Dark Ages‘: Images of the Medieval Papacy and Medieval Canon Law as Instruments of Repression in Nineteenth-Century American Judicial Thought (S. 997–1035); Alberto Melloni and Paolo Bernardini, Mansi Plus: Progetto di digitalizzazione della *Amplissima Collectio* di G.D. Mansi e L. Petit (S. 1037–1059); Anna Wolodarski, The Collection of Canon Law Fragments in the National Archives of Sweden (S. 1061–1095); Rudolf Schieffer, Die Monumenta Germaniae Historica und das Kirchenrecht (S. 1097–1104). – Index of People (S. 1105–1118); Index of Works (S. 1119–1123); Index of Manuscripts (S. 1125–1135).

Roger E. Reynolds, *Studies on Medieval Liturgical and Legal Manuscripts from Spain and Southern Italy*, Variorum Collected Studies Series CS 927, Aldershot [u.a.] (Ashgate) 2009, XIV, 314 S., Abb., ISBN 978–0–7546–

5997–6, S. 75 – Die vierte in derselben Reihe erschienene Aufsatzsammlung des kanadischen Spezialisten für frühmittelalterliche Liturgie und Kanonistik umfaßt insgesamt 18 seiner Aufsätze, die in den Jahren 1993 bis 2003 erschienen waren, acht davon in der Zeitschrift *Medieval Studies*, der Rest weit gestreut in z. T. abgelegenen Einzelbänden. In der vorliegenden Sammlung sind diese Arbeiten in zwei Abteilungen gegliedert: Visigothica (I–VII) und Beneventana (VIII–XVIII). In seiner knappen Einleitung rechtfertigt der Vf. diese Gegenüberstellung, indem er auf historische und liturgische Analogien zwischen dem westgotischen Spanien und dem langobardischen Süditalien hinweist, die sich auf beiden Seiten in einer eigenen Schriftentwicklung spiegeln. Für den Leser dieser Zeitschrift kommt insbesondere der Beneventana-Teil mit 4 Beiträgen zur Liturgie (VIII–XI) und sieben (XII–XVIII) zur Kanonistik in Frage. Wenn dieses Verhältnis quer zur Gesamtüberlieferung liegt, die mit 70% und mehr von liturgischen Texten dominiert wird (vgl. XVIII Anm. 3), so liegt das einfach daran, daß der nicht unbeträchtliche kanonistische Anteil erst mit den hier vorliegenden Beiträgen ans Licht gehoben wurde; vgl. die übersichtliche Zusammenfassung in *Canonistica Beneventana* (XII, 1997); überraschenderweise ist danach in Montevergine sogar noch ein Beneventana-Fragment aus einer Hs. des *Decretum Gratiani* hinzugekommen (XVIII). Eins der beiden Addenda (zu IV) gibt eine präzise Recherche von Paola Maffei zur Provenienz eines Bibelfragments in westgotischer Schrift im Besitz ihres verstorbenen Vaters wieder. Zu der in II, S. 939 erwähnten *Collectio Hispana* in Hs. Urgell 2005 vgl. jetzt die eingehende Beschreibung bei A. García y García, *Catálogo de los manuscritos jurídicos de la Biblioteca Capitular de la Seu d’Urgell* (2009), S. 3–6 mit Abb. 14a–d. – Wie schon die früheren Arbeiten des Vf. so sind auch die in diesem Band versammelten in ständiger und enger Zusammenarbeit mit der führenden Beneventana-Autorität Virginia Brown entstanden. Nachdem diese jüngst verstorben ist, kommt ihr Nachlass einschließlich zahlreicher noch auf dem Weg befindlicher Vorhaben nun bei Roger Reynolds in die denkbar besten Hände; vgl. seinen lesenswerten Nachruf in *Medieval Studies* 71 (2009) S. IX–XX.

Martin Bertram

Stefan Killermann, *Die Rota Romana. Wesen und Wirken des päpstlichen Gerichtshofs im Wandel der Zeit, Adnotationes in ius canonicum 46*, Frankfurt am Main [u. a.] (Peter Lang) 2009, XIX, 671 S., ISBN 978–3–631–59334–9, € 94,40. – Der Autor kennt seinen Gegenstand als insider und Praktiker; er war von 1985 bis 1995 als Beamter an dem römischen Obergericht tätig, promovierte mit einer Erstfassung der vorliegenden Arbeit an der lateranensischen Universität zum *doctor utriusque iuris*, war dann mehrere Jahre lang Advokat an der Rota und ist inzwischen Official im Bistum Eichstätt. Aus der

ursprünglichen Dissertation ist nun ein umfangreiches und gut organisiertes Handbuch geworden, in dem die gesamte Geschichte der Rota in acht Hauptkapiteln dargestellt wird. Dabei liegt der Schwerpunkt auf der neuesten Zeit: die Hälfte der Kapitel (S. 5–8) und mehr als die Hälfte der Seiten (S. 177–404) sind dem Jahrhundert von der Wiedererrichtung der Rota im Jahre 1908 (nach der faktischen Suspension seit 1870) bis heute gewidmet. Das ist angesichts der persönlichen Erfahrungen des Autors selbstverständlich, für die meisten seiner Leser wohl vorrangig und auch dem wißbegierigen Historiker früherer Zeiten willkommen, der hier solide und verständliche Orientierung zu einer heutigen Institution findet, die sich dem Laien nicht leicht erschließt. Die eigenständige Struktur des Werks läßt sich am besten im Vergleich mit den zwei älteren Gesamtdarstellungen aufzeigen, die der Vf. selber als „die bis heute grundlegenden und vollständigsten Abhandlungen über die Geschichte der Rota Romana“ hervorhebt (S. 4). Franz Egon Schneider hatte 1914 seine konzise Darstellung der Verfassung der Rota „nach geltendem Recht auf geschichtlicher Grundlage“ in einen historischen und einen systematischen Teil zerlegt; ein ergänzender Band, der eigens dem Verfahren der Rota gewidmet werden sollte, ist leider nie erschienen. Emmanuele Cerchiaris materialreiches Werk aus den Jahren 1919–1921 umfaßt in Teilbänden eine systematisch angeordnete, aber historisch begründete Darstellung (*Relatio*) des Personals und des Verfahrens, biographische Notizen für die Auditoren bis 1870, eine nach Pontifikaten angeordnete umfangreiche Dokumentensammlung sowie Formulare für die einzelnen Verfahrensschritte. Vereinfacht gesagt, hat Killermann die bei seinen Vorgängern separierten Aspekte sämtlich in eine einheitliche, zeitlich fortschreitende Darstellung integriert. Dabei sind die beiden Vorgänger keineswegs überholt, weil Killermann in seinen ersten drei Kapiteln oft das Material von Cerchiaris heranzieht und häufig die Feststellungen von Schneider übernimmt. Andererseits werden die beiden älteren Werke durch die Verarbeitung neu erschlossener Quellen und jüngerer Literatur vielfach weitergeführt und modernisiert. Der Mediävist mag bei der Einschätzung des 15. und 16. Jh. als „Blütezeit“ (Untertitel von Kapitel 2 und S. 106, in Anlehnung an Schneider) angesichts der „schweren Schäden“ und „Schattenseiten“, die schon Nikolaus Hilling, *Die römische Rota und das Bistum Hildesheim* (1908), S. 60–66 mit deutlichen Worten beklagt hatte, ein Fragezeichen setzen; er wird sich vielleicht über die durchgehende Bezeichnung der Rota als „Auditorium“ wundern, die, wenn überhaupt, dann wohl erst in der Neuzeit an die Stelle des einhelligen Terminus *audientia* in den mittelalterlichen Quellen trat. Solche Marginalien beeinträchtigen aber in keiner Weise die Tatsache, daß auch in den beiden Mittelalterkapiteln (1 und 2, S. 32–107) durchweg sachkundige und zuverlässige Information geboten wird, die auf vollständiger Ver-

arbeitung auch abgelegener und allerneuester Literatur beruht und auch für den Spezialisten hilfreich ist. Unter den umfangreichen Anhängen (ab S. 415) findet man tabellarische Curricula aller Auditoren und Dekane seit 1908 (S. 421–484), also eine Fortsetzung der bis 1870 reichenden biographischen Notizen von Cerchiaro; besonders ansprechend ist ein Abbildungsteil (S. 487–501), u. a. mit einer Farbproduktion der Madonna della Rota von Antoniazio Romano, die leider im Appartamento Nobile del Palazzo Pontificio verborgen wird; und schließlich das Verzeichnis der verarbeiteten Quellen und Literatur, das mit seinem Umfang von 100 Seiten (523–618) die breite Grundlage und die Verarbeitungsleistung dieses Werks vor Augen führt, das fortan sowohl für Juristen wie für Historiker ein unverzichtbares Orientierungsmittel für die lange Geschichte des ältesten Gerichtshofs der Welt sein wird.

Martin Bertram

Mary E. Sommar, *The Correctores Romani. Gratians Decretum and the Counter-Reformation Humanists. Pluralisierung & Autorität* 19, Wien-Berlin (Lit) 2009, XXII, 139 S., ISBN 978-3-643-90019-7, € 24,90. – Das Buch ist den Vorarbeiten zu der amtlichen Neuausgabe des *Decretum Gratiani* gewidmet, die 1582 von Gregor XIII. veröffentlicht und für verbindlich erklärt wurde. Die schon 1566 einsetzenden kritischen Arbeiten der päpstlich bestellten Kommission von Kardinälen und *doctores* sind in einer Reihe von vatikanischen Handschriften dokumentiert, die seit langem bekannt und mehrfach benutzt worden sind (u. a. von Theiner, Schellhaass, Kuttner), aber in der vorliegenden Studie erstmals systematisch ausgewertet werden sollen. Voraus geht ein 12 Seiten langes „Vorwort“ von Peter Landau, der den Inhalt und die Ergebnisse der Untersuchung wohlwollend referiert. Der Kern der Arbeit besteht aus drei Blöcken: 1) Erläuterungen zur äußeren Gestaltung der Ausgabe von 1582 (S. 25–37); 2) Inhaltsangaben der einschlägigen Vat. Lat. 4889–4894 und 4913 mit Erläuterungen der daraus ersichtlichen Organisation der Revisionsarbeit (S. 41–63); übrigens liegen für dieselben Handschriften schon eingehende und sachkundige Beschreibungen im 3. Teil des Katalogs der Vatikanischen Rechts handschriften vor, der seit längerem auf der Internet-Seite von Gero Dolezalek (früher Univ. Aberdeen, jetzt Univ. Leipzig mit link auf der Seite des Stephan-Kuttner-Instituts, München) zur Verfügung steht; 3) Analysen der Annotationen der *Correctores* zu neun ausgewählten Kapiteln der Causa II (S. 67–87). Dazu kommen drei Appendices: I. Abbildungen von zwei Seiten der Ausgabe von 1582 mit Erläuterungen zu deren äußerer Gestaltung; II. vollständige Nachweise der in den vatikanischen Handschriften behandelten Dekretstellen mit den genauen Bearbeitungsdaten, anhand derer man die fortschreitende Arbeit der *Correctores* verfolgen kann; außerdem genaue Verzeichnisse der in

Vat. lat. 4913 überlieferten Korrespondenz der *Correctores*. Diese Teile führen über die schon vorliegenden Beschreibungen derselben Hss. sowie die summarischen Angaben von Schellhaass zu Vat. lat. 4913 hinaus; III. ein Verzeichnis derjenigen Stellen in Causa 2, an denen die *Correctores* nicht identifizierte *codices vulgati* (sc. *Gratiani*) der Vatikanischen Bibliothek heranziehen. Als kritische und editorische Einzelleistungen der *Correctores* werden hervorgehoben: die kritisch korrekte und drucktechnisch sichtbar gemachte Unterscheidung zwischen Gratians Quellentexten und seinen eigenen *dicta*; ferner hätten sie die von der neueren Gratianforschung herausgearbeitete Bedeutung von Anselm von Lucca und von Ivo von Chartres als Quellen Gratians schon gesehen; ansatzweise hätten sie auch die erst seit neuestem gesicherte Evolution des Dekrettexts und viele der dabei entstandenen „untidy seams“ schon erkannt. Die Gesamtwürdigung leidet unter dem fatalen Eifer der Vf., alle früheren, überwiegend negativen Beurteilungen zu bekämpfen (insbesondere Hans Erich Troje, *Graeca leguntur*, 1971, S. 74–89) und den *Correctores* partout ein glänzendes Zeugnis auszustellen: sie werden allesamt zu „superb scholars“ (S. 10, S. 16, S. 97), „the best canonical minds of the sixteenth century“ (S. 92) stilisiert, sie hätten „a high-quality and useful edition“ (S. 10), „a masterpiece of Humanist scholarly criticism“ abgeliefert (S. 97), „their work was superb“ (S. 92). Dabei verstrickt sie sich notwendigerweise in Widersprüche, indem sie vollkommen zu Recht und ganz im Sinne ihrer Gegner immer wieder auf die Fesselung der Revisionsarbeit durch die Vorgaben der nachtridentinischen Kirchenpolitik hinweist, der das ganze Unternehmen untergeordnet war (vgl. u. a. S. 95). Das gilt insbesondere für die pseudoisidorischen Fälschungen, die seinerzeit schon als solche bekannt waren, von den *Correctores* aber systematisch verschwiegen wurden, was die Vf. durchaus sieht, aber in untauglicher Beschönigung als „a silent cry of protest“ (S. 96) hinstellt, mit dem die *Correctores* gewissermaßen aus dem Untergrund „would alert the sophisticated reader to the fact that something was wrong here“ (S. 81; in demselben Sinn auch S. 78 und 86). Abgesehen von diesen argumentativen Aporien reicht das vorglegte analytische Material für eine überzeugende Beurteilung einfach nicht aus: außer ein paar Andeutungen für den Sekretär Miguel Tomás Taxaquet (S. 41 und 63; das meiste schon bei Kuttner, *Some Roman Manuscripts*, S. 17) fehlt jeder Ansatz zu einer begründeten Einschätzung der wissenschaftlichen Qualifizierung der einzelnen Mitglieder der Kommission; von den insgesamt 37 nachgewiesenen Namen (vgl. ed. Friedberg, Sp. LXXVf. Anm. 4) werden die allermeisten nicht einmal erwähnt; Ranke, der S. 15 Anm. 11 für Buoncompagni, S. 16 Anm. 12 für Sirleto bemüht wird, ist in diesem Zusammenhang keine passende Auskunftsquelle. Die Analysen der neun aus der Causa 2 ausgewählten Dekretkapitel sind als Basis für eine ausgewo-

gene Beurteilung der Bearbeitung von insgesamt fast 4000 Kapiteln viel zu schmal und dazu noch durch mancherlei Versehen und Mißverständnisse belastet; z. B. S. 46 Anm. 15: *collato prius vulgato codice ipsius Gratiani* ist wohl zu übersetzen: „zunächst ist die schon durchgesehene (*excussus*; vgl. Georges s. v. *excutio* B.2.b.g) Normalhandschrift (*codex vulgatus*) des Gratiantexts (mit 12 weiteren Hss. der vatikanischen Bibliothek) zu vergleichen“ (nicht: „collation of the first/prior vulgate codex discovered/written by Gratian himself“), womit sich die ergebnislosen Überlegungen S. 46f. weitgehend erledigen; S. 50 Anm. 23: lies *examinantibus* (nicht *examinationibus*), *videbantur* (nicht *evidebantur*), *erat* (nicht *eras*); übrigens kann ich hier keinen „opponent“ erkennen, über den die Vf. S. 50 und S. 63 rätselt; S. 72: *Zepherinus loco proxime indicato* ist wohl als Rückverweis zu übersetzen: „Zepherinus wie soeben angegeben“ (nicht „There is an indication that a text from Zephyrinus came next“), womit das ganze Argument für den angeblichen „analytical breakthrough“ (S. 73) der *Correctores* hinfällig wird. – Wie die Vf. zutreffend bemerkt (S. 21), hat sich Stephan Kuttner, der die Hinterlassenschaft der *Correctores* am gründlichsten studiert hat, gehütet, ein allgemeines Urteil über sie und ihr Werk zu fällen; bezeichnenderweise hat er einen einschlägigen Vortrag, den er 1967 in Venedig gehalten hatte (Note sui tentativi critici operati sui testi di diritto canonico alla fine del Cinquecento, zitiert von Troje, S. 74f. Anm. 2) nicht zum Druck bringen wollen. Er hatte eben ein untrügliches Gespür dafür, wann die empirische Basis für ein allgemeineres Urteil ausreicht und wann nicht.

Martin Bertram

Giuliano Marchetto, Il divorzio imperfetto. I giuristi medievali e la separazione dei coniugi, Annali dell'Istituto storico italo-germanico in Trento. Monografie 48, Bologna (il Mulino) 2008, 500 S., ISBN 978-88-15-12500-2, € 32,50. – Diese aus dem inzwischen abgeschlossenen Trentiner Projekt „Processi matrimoniali degli archivi ecclesiastici italiani“ (siehe QFIAB 82 [2002] S. 846–847; 81 [2001] S. 657–658) hervorgegangene, sorgfältig gearbeitete Monographie gehört in die lange Reihe institutionengeschichtlicher Untersuchungen zum mittelalterlichen Eherecht. M. studiert anhand der Klassiker und Kommentare zum Dekret sowie zum *Liber extra* die Entwicklung und Begründung der nach Kirchenrecht bis heute zulässigen sogenannten Trennung von Tisch und Bett, welche jedoch das sakramentale Eheband nicht auflöst. Der Zeitraum der Studie erstreckt sich von den Anfängen im 11. Jh. bis zum Konzil von Trient. Ein Trennungsprozess konnte bei Vorliegen eines *crimen notorium* nur durch ein geistliches Gericht, in der Regel durch ein Officialatsgericht, geführt werden, wobei als Trennungsgründe notorischer wiederholter Ehebruch (*fornicatio*) und körperliche Misshandlung (zumeist) der Frau (*sae-*

*vitia*) anerkannt wurden. Bei einer ansteckenden Krankheit (etwa nach mittelalterlicher Ansicht Lepra) wurde nach der *communis opinio* der Kommentatoren eine Trennung nicht zugestanden, aber falls der erkrankte Teil in eine als religiöse Gemeinschaft angesehene Leproserie eintrat, gab es eine Lösung dadurch, dass dem getrennten Teil (auch einem gesunden Ehepartner) generell der Eintritt in eine solche Gemeinschaft zugestanden wurde. Einige Probleme bereitete den Kanonisten das sogenannte *Privilegium Paulinum*. Schade nur, dass der Autor dieser exzellenten, sehr differenzierten und quellenbasierten Untersuchung sich keinen Seitenblick in die „juristische Realgeschichte“ erlaubt hat. Die zahllosen einschlägigen Suppliken im Archiv der Apostolischen Pönitentiarie und die in Italien überreichen Notariatsimbreviauren hätten dazu eingeladen. Dem Band ist eine umfangreiche Bibliographie (S. 443–491) und ein Personen-Index beigegeben. Ludwig Schmugge

Fabrizio Vanni, *Antichi „mangiari“ lungo la via Francigena*. Con un saggio introduttivo di Renato Stopani, Firenze (Le Lettere) 2009, Abb., 135 S., ISBN 88-6087-268-5, € 12,50. – Der schmale, kurzweilige Band ist eine ergänzende Untersuchung zu den zahlreichen Versuchen, der authentischen mittelalterlichen Küche näherzukommen. Der Begriff *Via Francigena* ist dabei nicht sehr eng gefaßt, er stellt eher ein Synonym für das italienische Mittelalter dar. Vanni zeigt, daß die mittelalterliche Kost in erster Linie darauf beruhte, den Hunger zu bekämpfen, und daß man nahm, was gerade in der Jahreszeit erreichbar war. Für die Allgemeinheit, und auch die Pilger und Reisenden, war das im wesentlichen ein Getreide-Gemüse-Brei bzw. eine solche Suppe – ev. verfeinert durch zerkleinerten Speck und gewürzt mit Sardellen und Käse –, die bei Bedarf verlängert werden konnte und entsprechend immer dünner wurde. Der Autor behandelt zudem Kücheninstrumente und Methoden der Konservierung – von Fleisch und Fisch etwa durch Marinade und Salz, von Kastanienmehl durch Stampfen, bis es hart wurde. Der Umgang mit Gewürzen diente eher der Demonstration von Wohlhabenheit und zeichnete sich durch eine Häufung der verschiedenartigsten Geschmacksrichtungen aus, die für uns heute unerträglich wäre. Schließlich spürt Vanni in den typischen Speisen der italienischen Regionen – die er der Frankenstraße nach durchquert – den Relikten der spätmittelalterlichen Küche nach. Thomas Szabó

Pietrina Pellegrini, *Militia clericatus monachici ordines*. Istituzioni ecclesiastiche e società in Gregorio Magno, *Testi e studi di storia antica* 20, Catania (Edizioni del Prisma) 2008, 380 pp., ISBN 978-88-86808-33-0, € 42. – Il volume presenta un'ampia, articolata e puntuale ricerca di taglio socio-istituzionale sulla concezione della società cristiana negli scritti di Gregorio Magno.

Dopo una breve premessa e l'elenco delle sigle e delle abbreviazioni, un'introduzione di una trentina di pagine offre al lettore il contesto aggiornato degli studi su Gregorio Magno, che hanno visto un intensificarsi di convegni e altre iniziative in occasione del quattordicesimo anniversario della morte del pontefice nel 2004. In questa prima parte l'autrice espone anche il proposito della ricerca, la ricostruzione della storia dei chierici e dei monaci nei suoi aspetti istituzionali e sociali e in rapporto al mondo secolare. Tutto ciò avviene in un'adesione costante alle fonti, in particolare alle parole dello stesso Gregorio I, al quale si devono anche le espressioni del titolo, tratte da una lettera al vescovo di Siracusa Massimiano. La P., nell'intento di colmare una lacuna degli studi sul monachesimo e sul clero, si limita per quest'ultimo solo a quanti erano compresi tra i presbiteri e i cantori, escludendo volutamente l'episcopato, già oggetto di numerose indagini. Il primo capitolo si occupa in altre trenta pagine circa della tripartizione della società cristiana, aggiornata da Gregorio rispetto a quella di Origene, pervenutagli attraverso la tradizione di Agostino di Ippona: mentre per quest'ultimo esistono *tria genera hominum*, Gregorio fa riferimento a tre ordini di fedeli – *tres ordines fidelium* – ossia a una tripartizione circoscritta ai soli cristiani, i quali aderiscono a un ordine secondo una ben determinata gerarchia, comprendente *boni coniugati, continentis e praedicatores*. La tripartizione della società si palesa così come un tema tanto ricorrente nelle analisi della società medievale quanto bisognoso di precisazioni, fino alle differenti declinazioni dovute alle grandi riflessioni dei secoli X e XI. Il secondo e il terzo capitolo sono rispettivamente dedicati al clero e ai monaci e sono costruiti secondo uno schema comune: in entrambi i casi, dapprima l'autrice si sofferma sul vocabolario di Gregorio per i chierici e per i monaci, quindi affronta il problema del reclutamento dei primi e dei secondi, confrontandosi con aspetti liturgici e giuridici. Un quarto capitolo approfondisce ancora temi di ambito legislativo, giuridico ed amministrativo, anche in rapporto con la sfera temporale, sia con la legislazione imperiale sia riguardo ai temi del sostentamento materiale di chierici e monaci. Nelle conclusioni, la P. ripercorre sinteticamente l'itinerario di indagine, rimarcando la definizione di alcune questioni terminologiche, tramite l'ampio ricorso al *Registrum* e ai *Dialogi*, assai precisi nella scelta del vocabolario, e, in misura minore, ad altre opere; con tale indagine, non solo l'autrice sostiene ulteriormente la tesi di Vogué sulla paternità dell'*In I Regum* che non sarebbe da attribuire a Gregorio ma a Pietro di Cava ma, soprattutto, giunge ad una migliore comprensione del ruolo e della responsabilità delle diverse figure di chierici e di monaci nella visione di Gregorio, in cui appare forte la volontà di tenere nettamente separati i primi dai secondi: di norma, quanti tra i monaci erano anche ministri del culto svolgevano tale funzione solo nel monastero,

per le necessità della comunità monastica. D'altro canto, alla P. appare importante rimarcare che tale diversità di compiti non deve significare una gradazione qualitativa né è possibile mostrare rigidità nell'attuazione di esse. Al contrario, l'autrice legge in Gregorio Magno una visione unitaria della Chiesa, nei possibili modi di realizzazione dei valori cristiani; inoltre, pur nella solidità dei principi enunciati, registra che i confini tra i tre ordini dei fedeli potevano risultare meno rigidi, nella concretezza delle condizioni che si venivano a generare. In favore di ciò poteva influire la poliedrica esperienza personale vissuta da Gregorio stesso che, prese le mosse da *prefectus urbis*, divenne monaco, quindi diacono e, infine, vescovo di Roma, con un pontificato volto a dare risposte fiduciose e concrete ai pur difficili momenti in cui si attuò.

Mario Marrocchi

Paulus Diaconus, Geschichte der Langobarden. *Historia Langobardorum*, hg. und übers. von Wolfgang F. Schwarz, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2009, 462 S., ISBN 978-3-534-22258-2, € 79,90. – Eine der wichtigsten historiographischen Quellen für die Erforschung der Langobardenzeit, die *Historia Langobardorum* des Paulus Diaconus, ist in einer modifizierten Edition und erstmals vollständig in deutscher Übersetzung erschienen. Den lateinischen Text, der bei Vorhandensein von Textzeugen das klassische Latein als Lesart bevorzugt, ansonsten aber zeitgenössischem Sprachgebrauch folgt, versteht Wolfgang F. Schwarz als „Arbeitsfassung“ (S. 109). Diese basiert auf den Ausgaben von Migne (1851), Bethmann/Waitz (1878), Crivellucci (1918), Capo (1992) und der Version unter [www.oeaw.ac.at/gema/lango%20paulus.htm](http://www.oeaw.ac.at/gema/lango%20paulus.htm). Es handelt sich also nicht um eine Neusichtung überlieferter Handschriften, aus der eine überarbeitete kritische Edition hervorgegangen ist, sondern um eine Kompilation im Druck erschienener Ausgaben, die auf intensiven philologischen Studien aufbaut und entsprechende Lesarten (allerdings mit gewissen Inkonsequenzen) in einem kritischen Apparat vermerkt. Eine Zeilennummerierung am Textrand hätte demjenigen, der mit dem Apparat arbeitet, müßiges Zählen erspart. Synoptisch neben der lateinischen Fassung findet sich die Übersetzung. Sie lehnt sich eng an das Original an, ist gut verständlich und flüssig geschrieben und erleichtert den Zugang zur „Langobardengeschichte“. Besonders dann aber, wenn es um Bezeichnungen von Ämtern, sozialen Gruppen oder politisch-administrativen Strukturen geht, wird man trotz des erläuternden Anmerkungsapparats nicht umhin können, die lateinische Fassung zu konsultieren; hier nämlich können die deutschen Termini unter Umständen zu anachronistischen Schlüssen verleiten. Dem Text vorangestellt ist eine ausführliche Einleitung, deren erster Teil Informationen zu Biographie und Werk des Paulus Diaconus bietet und knapp die ereignisge-

schichtlich-politischen Hintergründe seines Schaffens umreißt. Anschließend werden Leitgedanken der *Historia* herausgearbeitet und ausführlich Quellenproblematik, Aufbau und Inhalt der sechs Bücher erörtert. Der letzte Teil beschäftigt sich mit sprachlichen und überlieferungsgeschichtlichen Aspekten. Immer, wenn es innerhalb der einführenden Bemerkungen um strittige oder offene Fragen in der Forschung geht, ist Schwarz um ein ausgewogenes Urteil bemüht. Hinsichtlich des Forschungsstandes hätten größerer Vollständigkeit halber auch Publikationen wie der vom CISAM 2001 herausgegebene Sammelband (Paolo Diacono e il Friuli altomedievale, secc. VI–X) oder der ausführliche Abschnitt in Alheydis Plassmanns *Origo gentis*-Monographie (erschienen 2006, hier bes. S. 191–242) integriert werden können. Nichtsdestotrotz, wer den Band in die Hand nimmt, wird detailliert in den aktuellen Diskussionsstand eingeführt und für nur am Rande behandelte Aspekte (bes. Handschriftenüberlieferung oder Rezeption) auf weiterführende Literatur verwiesen. Neben einem Verzeichnis der Eigennamen, das auf die Kapitel der *Historia* verweist und auch die Anmerkungen (nicht aber die Einleitung) integriert, enthält der Band am Ende ein Quellen- und Literaturverzeichnis, eine synoptische „Zeittafel der Regierenden“ (Langobardische Könige, Kaiser, Päpste, nicht aber fränkische Herrscher) sowie eine schematische Übersicht der Herrscher im Frankenreich (Merowinger, Karolinger bis Karl den Großen), eine (komprimierte) Stammtafel der Karolinger (ebenfalls bis Karl den Großen), eine weitere der Agilolfinger und Langobarden (bis Liutprand) sowie eine Einführung in die griechische Indiktion nebst Datierungen für den Darstellungszeitraum der *Historia*. Es ist hier nicht der Ort, auf einige unschöne, im Prinzip jedoch unbedeutende Formalia einzugehen. Nur wer sich schon einmal eingehend mit der *Historia Langobardorum* beschäftigt hat, ahnt, wie viel Arbeit Schwarz in die Aufbereitung und Übersetzung des Textes gesteckt hat. Sowohl Nicht-Experten, die einen leichten Einstieg in das Werk suchen, als auch Experten, die sich mit Problematiken rund um die „Langobardengeschichte“ des Paulus Diaconus beschäftigen, wird das Buch vielfache Anregungen geben und mit gewissen Einschränkungen durchaus auch als neue „zitierfähige“ Edition dienen können. Die MGH-Ausgabe bleibt jedoch nach wie vor unersetzlich.

Kordula Wolf

Wolfram Drews, Die Karolinger und die Abbasiden von Bagdad. Legitimationsstrategien frühmittelalterlicher Herrscherdynastien im transkulturellen Vergleich, Europa im Mittelalter. Abhandlungen und Beiträge zur historischen Komparatistik 12, Berlin (Akademie Verlag) 2009, 502 S., ISBN 978-3-05-004560-3, € 59,80. – Im Jahr 749 übernahmen die Abbasiden anstelle der Umayyaden das Kalifat, und zwei Jahre später lösten die Karolinger die

Merowinger ab. Dieses kontingente „Doppelereignis“ (S. 11) nimmt Wolfram Drews in seiner Habilitationsschrift zum Ausgang eines systematischen Vergleichs, in welchem er anhand ausgewählter Problemfelder nach strukturellen Voraussetzungen für beide Dynastiewechsel und herrschaftsstabilisierenden Strategien fragt. Der Schwerpunkt liegt auf der Zeit Karls des Großen (768–814) und al-Ma'mūns (813–833). Akteurszentriert im Zugang, konsequent in der Kontextualisierung der untersuchten Phänomene und diachrone Perspektiven einbeziehend, gelingt mit dieser Fallstudie eine dynamische komparatistische Analyse, die ohne statische Vergleichseinheiten und -kategorien auskommt. Vielmehr nimmt sie strukturelle, typologische bzw. funktionale Äquivalente in den Blick, verdeutlicht deren Spezifika und umreißt die Handlungsspielräume der abbasidischen und karolingischen Machthaber. In vier Hauptkapiteln wird auf Diskurse, Praktiken sowie kulturelle und religiöse Parameter der Herrschaftslegitimation eingegangen. Auf diese Weise entsteht für die Karolinger und Abbasiden (und im Prinzip auch für die Merowinger und Umayyaden) ein Kompendium an Strategien zur Durchsetzung von Machtansprüchen und zugleich ein komplexes Bild von den Möglichkeiten und Grenzen herrscherlichen Agierens. Fachexperten werden für ihren jeweiligen Bereich wenig Neues erfahren, doch das ist auch nicht Anliegen des Buches. Vielmehr geht es um eine Öffnung der Fächergrenzen, um eine Sensibilisierung für die Kultur- und Zeitbedingtheit bestimmter Phänomene, um „allgemeine, charakteristische Entwicklungen im frühmittelalterlichen [lateinischen; Rez.] Christentum und Islam“ (S. 17f.) und nicht zuletzt um einen Beitrag zur „Klärung des Problems ..., warum das christliche Europa in der Neuzeit (aber vielleicht auch schon vorher) eine besondere Dynamik entfalten konnte“ (S. 24). Drews zeigt, dass der Erfolg von Usurpationen und die Stabilität einer Herrschaft wesentlich vom Umfang und Grad der Differenziertheit des symbolischen Formenreservoirs abhingen. Während der Dynastiewechsel im Frankenreich in eine normative Phase der Traditionsbildung fiel, es für die Karolinger also bereits etablierte und akzeptierte Referenzrahmen gab, auf die sie zurückgreifen konnten, befand sich die islamische Gesellschaft zur gleichen Zeit in einer formativen Phase mit einem relativ offenem Feld konkurrierender Ersatzinstitutionen und sich konstituierender Eliten, was den Usurpatoren zwar prinzipiell größere Handlungsoptionen ließ, zugleich aber eine breite Konsensbildung erst noch erforderlich machte. Durch den Bezug auf das Papsttum als externe legitimierende Instanz, die Etablierung eines neuen Amtscharismas sowie den Rückgriff auf merowingische, alttestamentliche oder antike Traditionen einschließlich des etablierten Paradigmas der Synthese von Antike und Christentum verfügten die Karolinger über ein vergleichsweise umfangreiches, ‚sicheres‘ und zudem übertragbares symbolisches Kapital. Dagegen stellten die

Abbasiden zwar die religiöse Funktion und das Erbcharisma des Kalifen stärker heraus, aber das Argument der Verwandtschaft mit dem Propheten Mohammed und der Anspruch esoterischen Herrscherwissens im Imamat der Rechtleitung konnte ohne Rekurs auf Ersatzinstitutionen keine breite Akzeptanz erlangen und machte eine Übertragbarkeit des Herrschaftscharismas außerhalb der Dynastie praktisch unmöglich. „In gewisser Weise entspricht die damalige Stufe des Problembewußtseins [während der Abbasidenzeit; Rez.] der christlichen Antike, als sich die christlichen Theologen mit der Lösung dogmatischer Probleme beschäftigten ... Ein Vergleich mit dem Problemhorizont im Karolingerreich zeigt, daß im Islam noch grundsätzliche Probleme des Gottesbildes der Klärung harren, deren Lösung im Christentum der Reichskirche schon Jahrhunderte zuvor erfolgt war.“ (S. 315f.) Diese „Phasenverschiebung“ bzw. „Diskrepanz zwischen revolutionärer und evolutionärer Dynamik“, diese „Gleichzeitigkeit des Ungleichzeitigen“ (S. 442) habe die in vielen Bereichen festzustellende Unterschiedlichkeit der Handlungsspielräume wesentlich bedingt. Allerdings wird zu Recht auch auf andere Faktoren verwiesen, so z. B. dass im Islam ein funktionales Äquivalent zur Institution „Kirche“ fehlte, das vom „Staat“ strukturell und konzeptionell getrennt gewesen wäre (S. 380), dass der Islam keine Sakramente kennt, aus denen sich konsensfähige Rituale der Herrschereinsetzung hätten entwickeln können (S. 98), dass sich die Abbasiden grundsätzlich nur über Religion legitimieren konnten (S. 363) oder dass durch den weitreichenden islamischen Bruch mit vorislamischen Praktiken und Wissensbeständen die Kalifen gesellschaftlich exponiert und ihre Eingriffsmöglichkeiten in Bereiche wie Recht oder Bildung beschränkt blieben (Kap. 3–5, passim). Die Ergebnisse des Vergleichs auf eine allgemeinere Ebene hebend konstatiert Drews schließlich das Paradigma der Differenz als prägend für die abbasidische Zeit, wohingegen sich im für die Karolingerherrschaft kennzeichnenden Paradigma der Synthese und Integration ein „Grundmuster der europäischen Geschichte“ (S. 446f.) erkennen lasse. Welches Potential eine solche Distinktion „Europas“ in globalgeschichtlicher Perspektive besitzt, wird künftig noch zu diskutieren sein.

Kordula Wolf

Hartmut Hoffmann, Die Würzburger Paulinenkommentare der Ottonenzeit, Studien und Texte/Monumenta Germaniae Historica 47, Hannover (Hahn) 2009, XXI, 285 S., Abb., ISBN 978–3–7752–5707–7, € 40. – Die Beschäftigung mit früh- und hochmittelalterlichen Glossenapparaten zur Heiligen Schrift scheint auf den ersten Blick nicht besonders lohnenswert. Die Glossen sind zumeist Kompilationen älterer Texte und wenig originell; die Kommentierung ist oft anonym; die Schrift häufig sehr klein und nicht immer leicht zuzuordnen. Doch bilden sie in der Entwicklung des Buches eine Vorstufe und das

Bindeglied zu den reich kommentierten Bibeln der Scholastik. Bei näherer Betrachtung stellt sich zudem die Frage, zu welchem Zweck sie den Bibeltexten beigelegt worden sind: Dienten sie allein dem Textverständnis oder sind sie frühe Zeugnisse theologischer Überlegungen? Aus den Glossen, ihren Vorlagen und Quellen ergeben sich darüber hinaus Kenntnisse über die Bibliotheken, das geistige Interesse und die theologische Bildung und Ausbildung an den jeweiligen Entstehungsorten. Aus der Bischofsstadt Würzburg stammt ein solcher Glossenapparat zu den Paulusbriefen mit dem Incipit *Primo notandum*, der in vorliegender Studie von H. Hoffmann eingehend untersucht wird. Der Text wurde in der zweiten Hälfte des 10. Jh. geschrieben; eine Abschrift entstand im 3. Viertel des 11. Jh. In den Codices werden die Glossen einem Lantfranch zugewiesen, der in der Forschung bisher mit dem gleichnamigen Erzbischof von Canterbury († 1089) identifiziert wurde. Aufgrund des paläographischen Befundes der älteren Handschrift (Cod. Phill. 1650) ist diese Annahme jedoch hinfällig. H. Hoffmann kommt zu dem überraschenden Ergebnis, dass es sich um einen bisher unbekanntes italienischen Autor handelt, der in der 2. Hälfte des 9. und zu Beginn des 10. Jh. lebte. Dieser schrieb Glossen bzw. einen Kommentar zu den ersten sechs Paulusbriefen und ist darüber hinaus die Vorlage, wenn nicht gar der Verfasser des bisher Atto von Vercelli zugewiesenen Paulinenkommentars. Die Edition der Glossen aus Cod. Phill. 1650 bildet das Kernstück der hier vorliegenden Untersuchung. Die gedruckte Ausgabe umfaßt einschließlich der Passagen des sog. Vercelli-Kommentars und weiterer Vorlagen rund 70 Seiten. Zu den von Lantfranch benutzten Quellen gehörte auch eine Kommentierung der Paulusbriefe, die H. Hoffmann als Sammlung X bezeichnet. Sie ist in fünf Handschriften überliefert, bildet zumindest zwei Handschriftengruppen und lag wahrscheinlich in verschiedenen Versionen vor. Auch deren Quellen und den darin enthaltenen althochdeutschen Glossen geht er im Einzelnen nach. Die althochdeutschen Erklärungen dienten offenbar dem Textverständnis und könnten Hilfsmittel für den Unterricht gewesen sein, was zur Frage überleitet, in welchem Zusammenhang die Paulinenkommentare standen. Dazu sammelt H. Hoffmann, ohne Anspruch auf Vollständigkeit, Quellenhinweise zum Theologieunterricht in karolingischer und ottonischer Zeit. Die Würzburger Paulinenkommentare scheinen zu den Büchern gehört zu haben, die für solchen Unterricht geeignet waren, ohne das für eine tatsächliche Nutzung ein Nachweis vorliegt. Sie gehörten zur Würzburger Dombibliothek, die sich aus den noch vorhandenen Handschriften und einem Katalog aus dem 11. Jh. teilweise rekonstruieren läßt. Den Katalog druckt H. Hoffmann erneut ab, identifiziert die Büchertitel und weist noch vorhandene Codices und Fragmente nach. Daraus ergibt sich ein Bestand von rund 200 bis 250 Bänden. Doch ist der durchaus stattliche Katalog lückenhaft:

Hagiographische, liturgische und Artes-Schriften sind überhaupt nicht, die Paulinenkommentare nur zu einem Drittel erfaßt. Die ottonische Dombibliothek war weit größer und umfaßte wohl grob geschätzt 600 bis 800 Titel. Aus der Dombibliothek und den erzählenden Quellen zieht H. Hoffmann den Schluß, dass die Ausgangslage für die Würzburger Domschule und die dortige Schriftkultur im 10. und 11. Jh. recht gut war. Demnach war Würzburg ein besonderes Zentrum der Pauluslektüre: Ein wichtiges Zeugnis dieser Bemühungen, der Glossenapparat Lantfranchs, ist dank der Studie nun der Forschung zugänglich.

Swen Holger Brunsch

Alfio Cortonesi/Luciano Palermo, *La prima espansione economica europea. Secoli XI–XV*, Roma (Carocci) 2009, 210 S., ISBN 978–88–430–5015–4, € 18,10. – Um 1000 – so eine Grundannahme der beiden Autoren – war der lateinische Westen („l’Europa occidentale“) verglichen mit dem byzantinischen Reich und der arabischen Welt politisch in eine Vielzahl kleinerer Einheiten zersplittert und ökonomisch in einer peripheren Lage, profitierte aber durch eine vermittelnde Position zu wirtschaftlich und kulturell hochstehenden Kulturen wie der griechischen und arabischen Welt und durch die Bereitschaft, diese Mittlerrolle auch wahrzunehmen. Wurden wichtige Grundlagen schon in karolingischer Zeit gelegt, so trugen seit dem 11. Jh. zahlreiche Faktoren, insbesondere demographisches Wachstum und ökonomische Expansion, die grundsätzliche Trennung zwischen geistlicher und weltlicher Sphäre, die Entwicklung neuer Regelwerke im Bereich der lateinischen Kirche sowie in Städten und Territorien dazu bei, dass sich trotz zahlreicher Turbulenzen und Verwerfungen (Kriege, Seuchen, soziale Unruhen) die westliche Welt grundlegend wandelte und so die Basis für Expansionen entstand, welche zunächst im Rahmen der Kreuzzüge und des wirtschaftlichen Ausgreifens der wichtigen italienischen Hafenstädte zum Ausdruck kamen. Zwar erlahmten die Wachstumskräfte seit dem ausgehenden 13. Jh., doch wird die nun einsetzende Krise von den Autoren nicht nur als eine Phase der Degression und des Verlustes verstanden, sondern auch als eine des strukturellen Wandels, in der es erneut zu Innovationen kam und neue Kräfte freigesetzt wurden. Im 15. Jh. waren die Grundlagen für das weltweite Ausgreifen des Okzidents in die Welt gelegt, ein Prozess, welcher bis ins 19., partiell bis ins 20. Jh. anhielt. Nach den Gründen für diese Fähigkeit zur Expansion wurde immer wieder gefragt, nicht zuletzt von Fernand Braudel. Alfio Cortonesi und Luciano Palermo beleuchten vor allem den ökonomischen Hintergrund dieser dynamischen Entwicklung, der so gar nicht zu den weit verbreiteten Bildern von einem dunklen und rückständigen Mittelalter passt. Dabei konzentrieren sie sich aber nicht ausschließlich auf ökonomische Faktoren, sondern beziehen auch zahlreiche andere Aspekte

mit ein, die es beim Versuch, diesen komplexen Prozess zu erklären, zu berücksichtigen gilt. Im ersten Teil des Buches werden die zentralen ökonomischen, kulturellen und institutionellen Innovationen im Untersuchungszeitraum in den Blick genommen. Erörtert werden das Wachstum von Investitionen und Produktivität im Bereich von Agrarwirtschaft und Handwerk, die Entwicklung von Handelsstrukturen, das Entstehen eines dynamischen Münz- und Kreditwesens sowie die für Finanzwesen und Wirtschaft bedeutenden Innovationen. Hier gelangen auf der Basis des aktuellen Forschungsstandes konzise Überblicke zum Wandel der Arbeitsbedingungen und Vertragsformen auf dem Lande und in der Stadt, zur Rolle von technischen Neuerungen, zur Entwicklung von Transport- und Kommunikationsmitteln, zur Genese neuer Märkte und Handelsgesellschaften, zum Versicherungswesen und zur Buchführung im Handelssektor, zum Geldwesen, zum Wachstum und zu den Mechanismen der Kreditmärkte sowie zum Entstehen früher Formen des Bankwesens. Im zweiten Teil des Buches geht es um die Formen und Kontexte, in welche diese Vorgänge eingebunden waren: Demographisches Wachstum und Urbanisierung, die Gewinnung neuer landwirtschaftlicher Ackerflächen u. a. durch Bonifizierungsmaßnahmen, technische Neuerungen in der Landwirtschaft, Migrationen in Stadt und Land, die Rolle handwerklicher Korporationen in den Städten sowie das Vordringen von weiträumig agierenden Produktion und Absatz kontrollierenden Unternehmern, der fortschreitende Prozess von Arbeitsteilung und Spezialisierung, die Ausweitung und Intensivierung des Handels sowie das Entstehen neuer Märkte, Messen und Produktionszentren. Nach den demographischen und ökonomischen Krisen seit dem ausgehenden 13. Jh., die von sozialen Unruhen auf dem Land und in der Stadt begleitet und durch Pestepidemien und Kriege verstärkt wurden, werden die vor allem seit der Mitte des 15. Jh. zu konstatierenden Prozesse der Umstrukturierung innerhalb der ländlichen und städtischen Wirtschaft sowie der internationalen Handelswege skizziert, wobei die wachsende Rolle staatlicher Bürokratien besonders hervorgehoben wird. Mit ihrer Hilfe werden auf den seit dem 11. Jh. geschaffenen Grundlagen jene Entdeckungsreisen möglich, welche zunächst Portugiesen und Spaniern zu den päpstlich sanktionierten Eroberungen in der Neuen Welt führten, denen weitere europäische Nationen folgten. Zwar werden die Schlüsselbegriffe wie Innovation und Expansion nicht weiter theoretisch expliziert, doch entsteht insgesamt eine dichte Beschreibung der Entwicklung Europas vom 11. bis zum 15. Jh., die sich an einen breiten Leserkreis richtet. Italien steht – was angesichts seiner Vorreiterrolle bei den meisten der hier angesprochenen Faktoren nicht überrascht – im Mittelpunkt der Darstellung, doch haben beide Autoren immer die gesamteuropäische Entwicklung im Blick. Auf's Ganze gesehen liegt mit der Studie primär aus wirtschaftsgeschicht-

licher Perspektive ein interessanter Beitrag zur Beantwortung der Frage vor, weshalb vom vergleichsweise kleinen Raum des lateinischen Westens Prozesse ausgingen, welche die gesamte Welt veränderten. Rationales Denken und spezifische rationale Verfahren durchdringen, nicht zuletzt dank der Ausbildung der aktiven Gruppen in Schulen und Universitäten, wichtige Teile der lateinischen und insbesondere die in neuer Qualität entstehende urbane Kultur. Als folgenreich erweisen sich Bereitschaft und Fähigkeit zur Adaption von Techniken und Wissen aus fremden Kulturkreisen, zudem aber – man denke nur an die sich seit dem 12. Jh. formierende neue Rechtskultur – die Bereitschaft zur Rezeption von Wissen aus der Antike und damit aus der eigenen Vergangenheit. Beeindruckend erscheint ferner immer wieder, in welchem Ausmaß wichtige Akteure und Akteursgruppen bereit waren, sich auf neue Erfahrungen einzulassen, möglicherweise ein besonders wichtiges Merkmal und zugleich eine Voraussetzung der expansiven Kraft des lateinischen Westens.

Michael Matheus

Johannes Laudage, Friedrich Barbarossa (1152–1190). Eine Biographie, hg. von Lars Hageneier/Matthias Schrör, Regensburg (Pustet) 2009, 383 S., ISBN 978-3-7917-2167-5, € 34,90. – *Habent sua fata libelli*. Die tragische Entstehung dieses Buches – aus dem Nachlass des viel zu jung verstorbenen Vf. herausgegeben – hat in vielerlei Hinsicht seine Gestalt geprägt. Insbesondere die erzählerische Lücke in den Jahren 1170 bis 1178, die für die Geschichte Barbarossas von zentraler Bedeutung waren, schmerzt. Doch ließen sich diese Lücke sowie einige Widersprüche innerhalb des Buches unter den gegebenen Umständen kaum vermeiden. Aus dem unfertigen Manuskript ist so eine durchaus klassische, in vielen Wertungen und in der darstellerischen Form konservative, allgemein gut lesbare und an einigen Punkten anregende Biographie geworden. Insgesamt vielleicht befremdlich, für die Leser dieser Zeitschrift aber überaus erfreulich ist der markante Schwerpunkt, den Laudage auf Italien legt: „Man trifft dabei auf eine unübersehbare Tatsache: Es ging eine ungeheure Zugkraft von Italien aus. Nirgendwo sonst gab es für den Kaiser so viel zu gewinnen. Seine Machtbasis in Deutschland war schmal – überall traf er auf abgesteckte Claims, die kaum noch zu verändern waren“ (S. 211). So konzentriert sich Laudage über weite Strecken auf die Geschehniszusammenhänge von kommunaler Autonomie, staufischer Regalienpolitik, Alexandrinischem Schisma und lombardischem Städtebund. Dabei bevorzugt er klare und eindeutige, allerdings bisweilen monokausal vereinfachende Erklärungen, so wenn er Barbarossas Scheitern gegenüber den Kommunen auf die „entscheidende Inkonsequenz“ zurückführt, dass das „Programm von Roncaglia ... nicht durch eine effektive Verwaltungsorganisation abgestützt

wurde“ (S. 246). Störend, aber durch den unfertigen Zustand des Manuskripts erklärbar ist der Umstand, dass die Zerstörung Mailand 1162 gar nicht geschildert wird und damit die Signalwirkung dieses Aufsehen erregenden Ereignisses mit all seinen Konsequenzen unerwähnt bleibt. Neben der überwiegend an der chronologischen Ereignisfolge orientierten Narrative überzeugen Exkurse über Barbarossas Verwurzelung im ritterlich-höfischen Ambiente und über die Struktur und Funktion des Hofes, die insbesondere den Lesern ohne mediävistische Vorbildung klare und verständliche Vorstellungen vermitteln und ihnen die Motivationen und Handlungsmöglichkeiten eines Kaisers vor Augen führen. Diese strukturgeschichtlichen Exkurse sind besonders anschaulich und zählen – vor allem in Bezug auf die höfische Kultur und auf Barbarossas Verwurzelung im ritterlichen Wertecodex – zu den gelungensten Passagen des Buches. Umso erstaunlicher mutet an, dass Laudage zwar die Schwächen älterer Arbeiten über die Struktur des Hofes deutlich benennt und neue Ansätze zur Bewertung der Berater am Hof entwirft, dann aber Barbarossa im Rahmen des chronologischen Erzählstranges als alleinigen Lenker von Politik, Wirtschaft und Kriegstrategie schildert, der entgegen dem einleitend beschriebenen Zwang zu Improvisation (S. 52, 54) und Konsens (S. 185) alleine einen „festen Plan“ entworfen habe (S. 125). Diese und andere Widersprüche, die etwa auch im uneinheitlichen Umgang mit der Bewertung der Ehre als handlungsleitendem Moment zum Tragen kommen, sind wohl dem tragischen Schicksal der Entstehung des Buches geschuldet. Zudem wird man der Biographie eine allzu herrscherzentrierte und in gewisser Weise traditionelle Ausrichtung nicht zur Last legen können, geht es dem Vf. doch erklärtermaßen nicht darum, „abstrakte Strukturen in den Schnittpunkt aller Entwicklungslinien zu stellen“ (S. 328), die die Geschichtswissenschaft gerade in den letzten Jahren erarbeitet hat. Diese Perspektive der Biographie mag den einen oder anderen Leser stören, sie ist aber als bewusste Entscheidung eines Autors zu respektieren. Störender wirkt ein anderer Punkt. Denn der Ausrichtung für den interessierten Laien mag das Fehlen eines Anmerkungsapparates zwar entgegenkommen; dem wissenschaftlichen Nutzen steht das freilich im Wege. Gerade die zahlreichen in Anführungszeichen gesetzten Zitate lassen den Verweis auf die Urheber der Aussage besonders vermissen. Die ins Leere laufenden Zitate aus der Forschungsliteratur wirken besonders dann befremdlich, wenn die zitierten Thesen fast polemisch abgetan werden (S. 219). Die genannten Vorbehalte sind unter Umständen schwerwiegend, und dennoch ist die Entscheidung, das unfertige Manuskript eines geliebten und besonderen Lehrers trotz aller Einwände zu publizieren, verständlich und verdientvoll. Als stellenweise anregende Biographie, die per definitionem herrscherzentriert sein muss und die in ihren Widersprüchen

letztlich auch die Widersprüchlichkeit einer Epoche und eines Kaisers selbst illustriert, ist sie gleichwohl lesenswert. Florian Hartmann

Joachim von Fiore, *Psalterium decem cordarum*, hg. von Kurt-Victor Selge, *Monumenta Germaniae historica. Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters* 20, Hannover (Hahn) 2009, CCXCVII, 467 S., ISBN 978-3-7752-1020-1, € 75. – In seinem auf das Jahr 1200 datierten, zwei Jahre vor seinem Tod entstandenen Testamentsbrief spricht Joachim von Fiore von drei existierenden Hauptwerken: neben dem *Opus Concordie* und dem Apokalypsenkommentar wird das *Psalterium decem cordarum* explizit erwähnt. Diese letzte, aus drei Büchern bestehende und in einer ersten Fassung in den Jahren 1184–1187 entstandene Schrift ist als Schlüsselwerk zum Verständnis des gesamten Joachim, sowohl biographisch als auch theologisch, anzusehen. Ist das erste Buch der Betrachtung der Trinität gewidmet – das namensgebende Psalteriums-Instrument steht aufgrund seiner Form gleichnishaft für die Trinität –, beschäftigt sich das zweite Buch mit der zahlensymbolischen Bedeutung der 150 Psalmen und der dieser Symbolik inhärenten trinitäts- und geschichtstheologischen Bedeutung. Das kurze dritte Buch enthält lediglich eine knappe Anweisung zum Psalmgebet. Die Texte des Joachim sind nicht eben leicht zugänglich – das gilt in intellektueller genauso wie in materieller Hinsicht –, weshalb sie häufig nur auf das von Joachim propagierte, weit verbreitete geschichtstheologische Modell der „Drei Zeitalter“ (des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes) verkürzt werden. Doch ist dieses Modell ohne die zugrunde liegende Trinitäts- und Inkarnationstheologie nicht verstehbar. Insofern gilt nach wie vor der Befund, daß es Joachim eigentlich erst noch zu entdecken gilt. Unentbehrliches Hilfsmittel auf diesem Weg sind kritische Editionen – vorliegender Band erscheint zeitgleich in der von Herbert Grundmann begründeten MGH-Reihe der „Quellen zur Geistesgeschichte des Mittelalters“ und im Rahmen des vom Istituto Italiano per il Medio Evo verantworteten Editionsprojekts der *Opera omnia* Joachims von Fiore. Die Arbeit an diesem trinitätstheologischen, bibelhermeneutischen und geschichtstheologischen Grundlagenwerk ist einem Forscher zu verdanken, der sich seit den 80er Jahren intensiv mit den Werken Joachims auseinandersetzt und als deren wohl bester Kenner gelten darf: Kurt-Victor Selge, Emeritus für Kirchengeschichte an der Humboldt-Universität zu Berlin. Eine komplexe und verworrene Überlieferungssituation machte die Herstellung des Editionstextes zum schwierigen und zeitaufwendigen Unterfangen. Doch das Warten hat sich gelohnt. Vorliegende Arbeit gliedert sich in drei große Teile. Die eigentliche Edition wird von einer umfangreichen Einleitung und Registern der Quellen, Namen, Wörtern und Autoren/Sachen flankiert. Die Einleitung bringt nicht nur

Licht in das Überlieferungsdunkel, sondern gibt dem Leser mit einem schlicht „Der Gedankengang des Werkes“ überschriebenen, immerhin rund 130 Seiten umfassenden Kapitel ein willkommenes Hilfsmittel zur inhaltlichen Durchdringung des Editionstextes an die Hand. Die Edition selbst beruht auf 13 Hss. und dem Erstdruck von 1527. Dabei kommt der Handschrift A (Padua, Biblioteca Antoniana, ms. 32), entstanden in Kalabrien in einem Kloster des Florenserordens im Zeitraum zwischen 1200 und 1216, eine besondere Bedeutung zu, spiegelt sie doch als isoliertes Redaktionsexemplar die Variationsbreite der bis 1200 vorhandenen Textfassungen wider. Zwei Apparate, ein *apparatus criticus* und ein *apparatus fontium*, in dem sich aber auch Erläuterungen zu *nomina* und *res* finden, erschließen den Text. In einem Exkurs am Ende des Bandes äußert sich Selge grundsätzlich zur Auseinandersetzung Joachims mit Petrus Lombardus und dessen „Schule“: seine bereits vor längerem geäußerte und jetzt wiederholte Vermutung, beim ersten Buch des *Psalterium* handle es sich um den angeblich verlorenen, gegen die Trinitätslehre des Petrus Lombardus gerichteten und auf dem IV. Lateranum verurteilten Traktat *De unitate seu essentia Trinitatis* wird angesichts des nahezu unangreifbaren editorischen Befundes umso wahrscheinlicher. Es bleibt zu hoffen, dass durch die gelungene Edition Überlegungen bezüglich einer stärkeren institutionellen Verankerung der deutschen Joachim-Forschung neuen Auftrieb erhalten. Grundlagenforschung bedarf nicht nur der institutionellen Anbindung, sondern ebenso sehr der finanziellen Absicherung: potentielle Geldgeber, nicht zuletzt die Berlin-Brandenburgische Akademie der Wissenschaften, sollten ihre zögernde Haltung unbedingt überdenken. Bisher ist in der Joachim-Forschung zu viel auf viel zu schwacher editorischer Grundlage behauptet worden: dies gilt es zu ändern – und Kurt-Victor Selge hat dazu einen bleibenden Beitrag geleistet.

Ralf Lützelshwab

Giancarlo Andenna/Barbara Bombi (a cura di), *I cristiani e il favoloso Egitto. Una relazione dall'Oriente e la storia di Damietta di Oliviero da Colonia*, Verso l'Oriente 4, Genova (Marietti) 2009, 261 S., ISBN 978-88-211-8574-8, € 24. – Beim anzuzeigenden Band handelt es sich um eine Neuedition in italienischer Übersetzung der *Historia Damiatina* Olivers von Köln, in der dieser von den Ereignissen des fünften Kreuzzuges, des kirchlichen Feldzuges gegen Damiette, zwischen 1217 und 1222 berichtet. Dem Abdruck der italienischen Version des Textes geht eine Einführung von Barbara Bombi (S. 7–44) voraus, in der sie detailliert und kompetent auf die Texttradition und die umstrittene Frage der Autorschaft eingeht. Jacques Bongars, der im Jahre 1611 die *Historia Hierosolimitana* Jakobs von Vitry (1160/70–1240) publizierte, hielt ihn nicht nur für den Autor der ersten beiden Bücher, der *Historia Ori-*

*entalis* und der *Historia Occidentalis*, sondern auch des dritten Buches, das die Geschichte des fünften Kreuzzuges behandelt. Dieses wird eröffnet durch ein Traktat über die Dynastie der muslimischen Ayyubiden, gefolgt von einer Beschreibung der Terra Sancta und der Chronik des fünften Kreuzzuges. Letztere ist in einigen Handschriften auch überliefert als *Historia Damiatina* und wird dem Kölner Domscholaster Oliver (um 1170–1227), Bischof von Paderborn und Kardinalbischof von Santa Sabina, zugeschrieben, der als päpstlicher Legat am fünften Kreuzzug teilnahm und mit Jakob von Vitry zu den wichtigsten Berichterstattern des fünften Kreuzzuges gehört. Bereits im Jahr 1884 edierte Hermann Hoogeweg die 89 Kapitel umfassende *Historia Damiatina*, als deren Autor er zu Recht Oliver von Köln und nicht Jakob von Vitry identifiziert, was außerdem auch durch Briefe Olivers, die seine Predigtstätigkeit und sein Wirken in Damiette zum Gegenstand haben, bestätigt wird. Die *Historia Damiatina* stellt nicht nur durch ihren kritischen Blickwinkel auf das christliche Kreuzfahrerheer eine bedeutende Quelle für die Ereignisse des fünften Kreuzzuges dar, sondern auch hinsichtlich ihrer vielfältigen Informationen über die religiösen Sitten und Gebräuche der Muslime. In italienischer Fassung sind im folgenden die Beschreibung der *Terra Sancta* und die *Historia Damiatina* Olivers von Köln abgedruckt (S. 45–150). Die Übersetzung des *Tractatus de locis et statu Sancte Terre Ierosolimitane* beruht auf der lateinischen Version Jakobs von Vitry, die bei Bongars in den *Gesta Dei per Francos* ediert ist, diejenige der *Historia Damiatina* auf der bei Hoogeweg publizierte Fassung. Während die hier abgedruckte Version der *Historia Damiatina* die Kapiteleinteilung von Hoogeweg übernimmt, ist die Übersetzung der Beschreibung der Terra Sancta, um den Lesern die Benutzung zu erleichtern, in einzelne Kapitel untergliedert, die in der Edition von Bongars nicht vorhanden sind. Nach der italienischen Fassung der *Historia Damiatina* folgen Überlegungen Giancarlo Andennas (S. 151–185) zu den kulturellen Beziehungen zwischen dem christlichen Okzident und der islamischen Welt am Anfang des 13. Jh., wobei er vor allem auf das problematische Verhältnis von Kreuzzug und Mission eingeht. Oliver von Köln rechtfertigte in seinen Schriften den Kreuzzug, der im Widerspruch zum Friedensideal des Evangeliums stand, unter anderem mit dem Argument, dass die Muslime in ihren Territorien die Verkündigung des Wortes Christi verböten. Abschließend analysiert Aldo Settia (S. 187–211) die militärischen Aspekte des Kreuzzuges gegen Damiette, die aus dem Bericht Olivers von Köln herauszulesen sind. Dabei hebt er besonders die Unterschiede in der Kampftechnik und Kriegstaktik zwischen dem christlichen und dem muslimischen Heer hervor, die bei der Belagerung von Damiette vom Land- und Seeweg zur Anwendung kamen. Ein Glossar, in dem die wichtigsten Begriffe für das Verständnis des Textes erläutert werden, zwei Karten

des heiligen Landes und ein Literaturverzeichnis beschließen diese anregende Edition, die jedem, der sich für die Geschichte der Kreuzzüge interessiert, bekannt sein sollte.

Julia Becker

Caterina Bruschi, *The Wandering Heretics of Languedoc*, Cambridge Studies in Medieval Life and Thought. Fourth Series 73, Cambridge (Cambridge University Press) 2009, IX, 222 S., ISBN 978-0-521-87359-8, £ 55. – Die Analyse und die Interpretation von Verhörprotokollen der Ketzerinquisition stellen Historiker vor schwierige methodologische Probleme, die seit geraumer Zeit intensiv von der Forschung diskutiert werden und zu ganz unterschiedlichen Herangehensweisen geführt haben. Bruschi begreift es als ein persönliches Anliegen, mit ihrer Arbeit den Menschen, deren Aussagen in den Bänden 21–26 der Sammlung Doat der *Bibliothèque Nationale* in Paris überliefert sind, „die richtige Rolle in dem von Textüberlieferung und psychologischer Taktik geprägten Katz-und-Maus-Spiel von Inquisitor und Verhörten zurückzugeben“ (S. 5; Übersetzung des Rezensenten); in diesem Zusammenhang wird eine unmittelbar vor der Veröffentlichung stehende Edition der Bände 25–26 (bis fol. 78v) angekündigt. Sie geht dabei prinzipiell von der Annahme aus, dass die Verhörten aktive Gestalter einer taktischen Situation, also keineswegs passiv und hilflos waren. In der Einleitung (S. 7) wendet sie sich gegen drei von ihr als falsch erachtete Annahmen anderer Historiker: die mangelnde Struktur („inconsistency“) einer Organisation, die sich im Widerspruch zur Mehrheitsgesellschaft befand; die Ablehnung einer leitenden Organisation („agency“) des Widerstands gegen die Amtskirche; die „Erfindung“ der Häresie, d. h. Häresie als Konstrukt der orthodoxen Amtskirche. Es bleibt unklar, gegen welche Forschungsergebnisse die Kritik sich richtet. In den Fällen, in denen konkrete Arbeiten genannt werden, räumt Bruschi selbst ein, dass die kurzen Zitate nicht die ganze Meinung der Forscher wiedergeben (S. 6). Bruschi erkennt zwar den Nutzen einer dem Wortsinn der Quellen kritisch begehenden Interpretation an, beklagt aber, dass an Quellen mit „vorgefassten Kategorien“ herangegangen werde. Dadurch sei es zu einer „exzessiven Dekonstruktion“ der Quellen gekommen, die dazu geführt habe, dass die Existenz einer Kirche der Katharer abgelehnt werde. Obwohl die Studie, die einen besonderen Schwerpunkt auf methodologische Fragen legt, immer wieder die Problematik der richtigen, d. h. angemessenen Lesart der Quellen erörtert, bleibt letztlich unklar, wie der von ihr vorgeschlagene „Mittelweg“ konkret aussieht. Lässt man sich auf den von Bruschi angedeuteten „Mittelweg“ und ihre Annahmen ein, besitzen ihre Überlegungen zur angemessenen Interpretation eines Quellenmaterials, das einen nicht unerheblichen Spielraum für unterschiedliche Interpretationen ermöglicht, durchaus Probabilität. Am Ende ihres Buches sieht

die Vf. ihre eingangs formulierten Annahmen bestätigt. Allerdings lässt sich auch nicht ausschließen, dass eine Interpretation, der andere Annahmen zugrundeliegen, aus dem in sich wenig konsistenten Quellenmaterial auch andere Erkenntnisse gewinnen könnte, die keine geringere Probabilität für sich beanspruchen könnten. Ein Literaturverzeichnis und ein Index, der die Namen von Personen, Orten und Sachen verzeichnet, schließen die Arbeit ab.

Wolfram Benziger

Sari Katajala-Peltomaa, *Gender, Miracles and Daily Life. The Evidence of Fourteenth-Century Canonization Processes*, *History of daily life* 1, Turnhout (Brepols) 2009, VIII, 312 S., ISBN 978-2-503-52958-5, € 70. – Franziskanerbruder Johannes Petri Vegne ist eines Tages [etwa zu Beginn des 14. Jh.] in San Ginesio unterwegs, als ihn plötzlich herab fallende Mauersteine treffen. Der leblose, für tot gehaltene Johannes wird in die Kirche des hl. Franziskus gebracht, um dort begraben zu werden. Eine angesehene Dame von Adel namens Gregoria Gentilis hört vom Unfall, geht zur Franziskanerkirche und ruft dort die Hilfe des Nicholas von Tolentino an. Sie verspricht, ihm nach Johannes' Genesung ein übergroßes Wachsbild zu stiften, kurz darauf erwacht das Unfallopfer. Überliefert ist dieses Ereignis in den Quellen zum Kanonisationsprozess des Nicholas von Tolentino (1245–1305), der 1325 in Tolentino und angrenzenden Städten in den Marken von Ancona stattfand und in dessen Verlauf 365 Zeugen aussagten. Diese Form der Anrufung eines Patrons für die Genesung eines Mannes, der mit der Fürbittenden weder verwandt noch Mitglied ihres Haushaltes war, ist äußerst ungewöhnlich, denn Frauen traten – auch wenn sie als Teilhaberinnen an den religiösen Aktivitäten fungierten – selten als Initiatoren der Heiligenanrufung in Erscheinung. Die nicht nur in diesem Fall interessante Studie der finnischen Autorin beschäftigt sich mit der vergleichenden Untersuchung zweier Kanonisationsprozesse des 14. Jh. (neben dem genannten Nicholas von Tolentino ist es Tomas Cantilupe von Hereford 1218–82, dessen Prozess in der zweiten Hälfte des Jahres 1307 in London und Hereford gehalten wurde) und untersucht die Art und Weise, wie Geschlecht/Gender in den Zeugenaussagen und gutachterlichen Stellungnahmen des Kanonisationsverfahrens konstruiert wurde. Die Autorin wertet das Geschlecht neben anderen Variablen wie Alter, Vermögen und Status als wichtigen Aspekt zur Schaffung von Hierarchien und zur Beeinflussung von Identitäten bzw. Wahrnehmungen in der mittelalterlichen Kultur. Sie untersucht, auf welche Weise die Interaktion mit den Heiligen dazu diente, Geschlechterrollen zu konstruieren: nur Männer baten die beiden Heiligen um Hilfe bei Beraubung, bei Gefangennahme und Stürmen auf See. Die Wunderfälle scheinen den weiteren Gebrauch des öffentlichen Raumes von Männern zu bestätigen, wäh-

rend das Management des Haushaltes und die häusliche Sphäre mit weiblichem Wirken in Verbindung gebracht wurden. Beide Kanonisationsverfahren seien für die Untersuchung des Alltagslebens und der Konstruktion von Gender wertvoll, weil in ihrem Verlauf notariell dokumentierte, ausführliche, häufig sehr detaillierte Aussagen männlicher und auch weiblicher Zeugen entstanden seien. Da die Anhörungen der Zeugen von päpstlichen Beauftragten und lokalen Prokuratoren geführt und bewertet wurden, zeigen sich klerikale Wahrnehmungen von Männlichkeit und Weiblichkeit in den Akten. Thema des ersten Kapitels ist die Darstellung der Entstehung und Bildung der Prozessquellen – von der Auswahl der Zeugen für die Befragungen bis hin zur Evaluation der Glaubwürdigkeit ihrer Aussagen. Das zweite Kapitel beschäftigt sich mit der geschlechtsspezifischen Anrufung des jeweiligen Heiligen im privaten und öffentlichen Raum wie auch in der heiligen Sphäre, am Reliquienschrein. Im dritten Teil werden Ausdrucksformen der Dankbarkeit (materielle und immaterielle Motivgaben) von Frauen und Männern nach Vollzug des Wunders untersucht und beschrieben. Im Mittelpunkt des letzten Kapitels steht die Erinnerungsbildung mit Hilfe häufig weiblicher Erzählungen an das geschehene Wunder in Familie und Öffentlichkeit. Der Vergleich von Kanonisationsprozessen der nord- und südeuropäischen Region führt zu einprägsamen Schlussfolgerungen hinsichtlich geographisch-kultureller Unterschiede. Die fundierte und interessante Studie hätte allerdings durch die vertiefte Untersuchung anderer Prozesse aus beiden geographischen Räumen an Aussagekraft gewinnen und mehr Repräsentativität beanspruchen können. Kerstin Rahn

Kerstin Hitzbleck, *Exekutoren. Die außerordentliche Kollatur von Benefizien im Pontifikat Johannes' XXII., Spätmittelalter, Humanismus, Reformation* 48, Tübingen (Mohr Siebeck) 2009, XVII, 653 S., ISBN 978-3-16-150158-6, € 114. – Wie haben die Päpste seit dem Hochmittelalter ihre Ansprüche auf die Bestimmung der Angelegenheiten auch in den entfernten lokalen Kirchen verwirklichen können, trotz schwierigen Verkehrs- und Kommunikationsverbindungen? Der Themenkomplex „Zentrale und Peripherie“ ist seit mehreren Jahren zum Gegenstand erhöhter Aufmerksamkeit geworden, und es ist naheliegend, dass den päpstlichen Eingriffen in die Besetzung der Pfründen fern der Kurie dabei besonderes Gewicht zugemessen wird, denn es gibt kaum etwas, was mehr Macht über Personen verleiht, als die Verfügung über Einkommensquellen, seien sie nun mit Amt und Beschäftigung verbunden oder reine Sinekuren; dabei ist von nachrangiger Bedeutung, dass das Interesse an einer solchen Besetzungspraxis wohl stärker von den Begünstigten ausging, als dass es einer gezielten päpstlichen Personalpolitik entsprochen hätte. Zu diesem Gebiet liegt nun eine gründliche Studie vor. Allerdings ist sie

beschränkt auf einen einzigen Pontifikat, doch war der einer der längsten in der Papstgeschichte, so dass sich daraus genügend Anschauungsmaterial für eine umfassende Darstellung des Problems anbietet. Das Mittel für das Hineinwirken von Seiten der Kurie in die Vergabe einzelner Benefizien hieß Exekutor: Nachdem in der fernen Zentrale eine Entscheidung gefallen und eine Maßnahme angeordnet worden war, musste jemand – an der Kurie selbst und in räumlicher Nähe zur verliehenen Pfründe – dafür sorgen, dass sie auch ausgeführt wurde. Die Vf. beginnt mit einer Beschreibung der rechtlichen Voraussetzungen mitsamt den Erläuterungen der Kommentatoren, ausgehend von den im *Decretum Gratiani* gesammelten Normen über die Dekretalen-Gesetzgebung und die Kanonisten des 13. Jh., besonders Innozenz IV., bis zu denen aus der ersten Hälfte des 14., Giovanni d'Andrea, Oldrado da Ponte, Guillaume de Montlaurzun. Ein Ergebnis der eingehenden Untersuchung ist, dass in der klassischen Darstellung von Geoffrey Barraclough (*Papal provisions*, 1935) das Exekutorenwesen zu stark systematisiert worden sei. Die folgende Behandlung der zu beobachtenden Praxis kann sich auf die lange Reihe der Register Johannes' XXII. stützen, daneben ist aber auch viel Archivmaterial benutzt worden, nicht nur im Vatikan. Bei der Durchleuchtung des Exekutionsprozesses stellt sich Übereinstimmung zwischen dem tatsächlichen Verfahren und der Beschreibung durch die Kanonisten heraus, weit stärker, als bisher angenommen worden war. Mehr als die Hälfte des Buches ist dem spannenden Thema gewidmet, nach welchen Gesichtspunkten die Auswahl der Exekutoren geschehen ist. Im Prinzip handelte es sich um eine Kombination von Kurienangehörigen, die besser für die in der Zentrale gebotenen Schritte zu sorgen vermochten, und um angesehene Personen *in partibus*, die eher für die am Ort des Benefiziums notwendigen Maßnahmen zur Durchsetzung des Anspruchs geeignet waren; die Auswahl – das ist ein wichtiges Ergebnis – lag in der Hand des Providierten, der die Entscheidung aber auch den kurialen Behörden überlassen konnte. Die erste Variante untersucht die Vf. ausführlich für die Kirchenprovinzen Arles, Aix-en-Provence und Embrun, für die zweite richtet sie ihre Aufmerksamkeit auf das Bistum Elne im Roussillon und auf Diözesen unter den Metropolen Trier, Köln und Reims. So kommt ein reiches Material für den überregionalen Vergleich zusammen. Hervorhebung verdient das Kapitel, das eine beispielhafte Untersuchung der Motive bei der Auswahl der Exekutoren bietet: Hier werden einige oft herangezogene Persönlichkeiten genauer betrachtet. Die Vf. muss feststellen, dass es dafür keine allgemein gültigen Regeln gegeben zu haben scheint. Ein wenig misstrauisch gegenüber ihrer Genauigkeit stimmt allerdings, wenn der in der allerersten Anmerkung gekürzt zitierte Clementinen-Kommentar in der Bibliographie fehlt und gleich darauf in der zweiten (Heinrich Volbert) Sauerland als Autor ein „Urkunden-

buch“ zugeschrieben erhält. Höchst willkommen ist auf der anderen Seite, dass dem Personen- und Ortsregister ein Verzeichnis der kanonistischen Zitate und vor allem ein Sachregister folgen. Dieter Girgensohn

Pierantonio Piatti, *Il movimento femminile agostiniano nel Medioevo. Momenti di storia dell'Ordine eremitano*, Roma (Città Nuova) 2007, 192 S., ISBN 978-88-311-7335-3, € 12. – Die vorliegende, an der Universität Florenz entstandene Magisterarbeit von Pierantonio Piatti über die Beziehungen zwischen religiösen Frauen und dem Augustinereremitenorden greift ein Thema auf, das im Rahmen der Erforschung der spätmittelalterlichen religiösen Lebensformen von Frauen bislang kaum untersucht wurde. Der Schwerpunkt des Interesses liegt sonst in der Regel auf den beiden großen Bettelorden, der Dominikaner und der Franziskaner, wenn auch für keinen der beiden Orden eine umfassende Monografie zu dieser Thematik vorliegt. Diesen Anspruch möchte die vorliegende Untersuchung zwar nicht verfolgen, sondern vielmehr erste Zugänge bieten. Piatti gliedert sein Buch in drei Hauptteile und untersucht, nach einem knappen Überblick über die Entstehung des Augustinereremitenordens und seiner Etablierung in den Städten, zunächst die Rolle von Frauen in historiographischen Quellen (S. 15–77). Weder in zwei Traktaten des 13. Jh. noch in den Werken von Heinrich von Friemar († 1340) und Jordan von Quedlinburg († 1380) ist bis auf die hl. Monika, die Mutter des hl. Augustinus, eine besondere Beachtung von Frauen zu greifen. Sie treten allenfalls in Jordans *Vitasfratrum* in Erscheinung, um die Werke der *virii Dei* des Ordens zu illustrieren. Im zweiten Hauptteil (S. 78–146) untersucht Piatti die Beziehungen der Augustinereremiten zu frommen Frauen und zu Nonnen während des 13. und 14. Jh. anhand päpstlicher Bullen, der Register der Generalprioren und schließlich der Überlieferung der General- und Provinzialkapitel. Mit Blick auf die kuriale Überlieferung zeichnet sich ab, dass die Entwicklung des weiblichen Zweiges des Augustinereremitenordens zwar bereits Ende des 13. Jh. einsetzte, dass jedoch der Institutionalisierungsprozess bis zur Mitte des 14. Jh. andauerte. In den überlieferten Registern der Generalprioren wird für die anfänglichen ca. einhundert Jahre des Bestehens des Augustinereremitenordens die Stellung der Ordensfrauen kaum thematisiert. Dies ändert sich erst unter Gregor von Rimini (1357–1358), der während seines kurzen Generalats mehrfach strikte Vorschriften für die Augustinereremiten bezüglich der *cura monialium* erließ. Ein anderer Schwerpunkt lässt sich den Registern von Bartholomäus von Venedig entnehmen, der dem Orden von 1385 bis 1400 vorstand. Diesmal wurden keine generellen Richtlinien für die Ordensmitglieder erlassen, sondern Regelungen, die sich stets auf einzelne Ordensmitglieder bzw. Klöster, in der Regel in Italien, bezogen. Sehr begrenzt sind die Aussagen an-

hand der überlieferten Generalkapitel des Ordens – hier wurden die Generalkapitel von 1281 bis 1400 untersucht –, denn lediglich auf vier von über vierzig nachweisbaren Zusammenkünften wurden Beschlüsse hinsichtlich der Nonnen des Ordens getroffen. Diese bezogen sich auf einzelne Nonnenklöster, lassen aber auch erkennen – darauf weist der Beschluss des Generalkapitels in Neapel von 1300, die Aufnahme von frommen Frauen und Beginen von der Zustimmung des jeweiligen Provinzials abhängig zu machen –, dass im Umfeld der Augustinereremiten mit ganz unterschiedlichen Formen weiblicher Frömmigkeit zu rechnen ist. Das knappe Schlusskapitel (S. 147–159) bietet kaum weitere inhaltliche Schwerpunkte, sondern richtet den Blick auf zukünftige Forschungsfragen. An erster Stelle wird der Vergleich der hier besprochenen Quellen mit der lokalen Überlieferung unumgänglich sein, wobei für die Untersuchung der grundsätzlichen Entwicklung des weiblichen Ordenszweiges auch die Regionen nördlich der Alpen einzubeziehen sind. Nur so lassen sich die Hintergründe der von Piatti vorgestellten, vorwiegend normativen Quellen in ihren jeweiligen Kontext einbeziehen, wobei auch die unregulierten religiösen Frauengemeinschaften stärker zu berücksichtigen sind. Jörg Voigt

Daniel Williman, *The Letters of Pierre de Cros, Chamberlain to Pope Gregory XI (1371–1378)*, *Medieval and Renaissance texts and studies* 356, Tempe, Ariz. (Arizona Center for Medieval and Renaissance studies) 2009, 118 S., Abb., ISBN 0–8669–8246–9, \$ 59. – Das Leben des um 1322 in der Diözese Limoges geborenen Pierre de Cros erscheint als das eines zielstrebigem Karriereisten, der den kirchlichen *cursus honorum* in erstaunlicher Geschwindigkeit durchlief. Eingebunden in weit gespannte familiäre Beziehungsnetze – sein Bruder war Kardinal – wurde er durch die Übertragung wichtiger Bischofsämter früh in die kirchliche Hierarchie eingebunden. Sein Name steht heute freilich weniger für die exemplarische Erfüllung episkopaler Amtspflichten, denn für sein einflussreiches Wirken als Kämmerer Gregors XI. – ein Amt, das ihm 1383 selbst den Purpur einbringen sollte. Daniel Williman, einer der besten Kenner der päpstlichen Administration im Avignon des 14. Jh., legt mit seiner Studie über das Wirken des Pierre de Cros im Zeitraum von der Übernahme des Amtes 1371 bis zum Tod Gregors XI. 1378 eine eindrucksvolle Analyse dieser zentralen Persönlichkeit am päpstlichen Hof vor. In vier große Kapitel gegliedert widmet sich die Arbeit zunächst der Vita des Pierre de Cros. Nach allgemeinen Ausführungen zum Arbeitsablauf innerhalb der *camera apostolica* folgt eine konzise Darstellung der von Pierre de Cros als Kämmerer bearbeiteten Tätigkeitsfelder – der Schwerpunkt liegt hierbei auf der Verwaltung Avignons, dem regelmäßig an Gründonnerstag wiederholten Anathema gegen all diejenigen, die die Würde und die Privilegien der Kirche verletzen, der Kriegs-

politik und schließlich auf den Bemühungen um eine Rückkehr der Kurie nach Rom. Zu Recht wird darauf verwiesen, dass Pierre von seinem Vorgänger eine funktionsfähige Fiskalmaschinerie mit hochgradig kompetenten Beamten übernehmen konnte. Diese Tatsache führte aber wohl dazu, dass er sich nicht immer mit dem geforderten Eifer den anfallenden Detailfragen widmete, sondern vieles von einer höheren Warte aus betrachtete – ein Verhalten, das anhand des Umgang mit den in Avignon einlaufenden Kollektorenberichten überzeugend dargelegt wird. Das Herzstück der Untersuchung bilden die in chronologischer Folge aufgelisteten Briefe des Kämmerers selbst. Williman kann hier auf große Erfahrung im Umgang mit dieser Quellengruppe zurückgreifen, zeichnete er doch bereits für die Edition der von den beiden Vorgängern im Amt des Kämmerers – Étienne Cambarou und Arnaud Aubert – stammenden Briefe verantwortlich. Die derart erprobte Darstellungs- und Editionsform wurde in vorliegender Arbeit freilich in einem entscheidenden Punkt modifiziert. Die in den allermeisten Fällen vom Kämmerer selbst stammenden und streng dem kurialen Formular folgenden Briefe erscheinen nicht mehr in gedruckter Form, sondern finden sich auf einer CD-Rom. Diese Darstellungsform hat gegenüber der klassischen gedruckten Präsentation entscheidende Vorteile: zum einen verbleiben die Kosten für die Publikation in überschaubarem Rahmen, zum anderen werden einem Suchfunktionen an die Hand gegeben, die eine Erschließung der Texte ungemein befördern. Die beiden Register – ein Sachregister mit 272 Lemmata nebst einem Orts- und Personenregister mit 1665 Einträgen – lassen an Detailliertheit nichts zu wünschen übrig. Die Präsentationsform ist für jeden Brief identisch. Jeder Eintrag beginnt mit einer Seriennummer, gefolgt von Angaben zu den Quellen und zur Datierung. Auf die Nennung des Empfängers folgt die inhaltliche Erschließung mittels eines mehr oder minder knappen englischen Regests. Die wichtigsten Stücke – immerhin 82 von insgesamt 644 – erscheinen im lateinischen Volltext. Fußnoten liefern Hinweise auf die wichtigste Literatur und dienen der Klärung komplizierter Sachverhalte. Zusätzlich zu den Briefen finden sich auf der CD-Rom drei Illustrationen – neben einem Brief des Pierre de Cros mit gut erhaltenem Siegel sind dies Abbildungen einer Statue des thronenden Petrus – evtl. Gregors XI.? – und eines Zeremonienschwertes. Im gedruckten Text finden sich zwei Anhänge. Der erste umfasst die englische Übersetzung eines auf Pierre Ameilh de Brénac, Bischof von Senigaglia, zurückgehenden Augenzeugenberichts (*Itinerarium Gregorii XI*) über die Reise Gregors XI. und seines Kämmerers von Avignon nach Rom 1377/78, der zweite eine schematische Darstellung der komplexen Familien- und Verwandtschaftsverhältnisse, in welche die de Cros eingebunden waren. Jeder, der sich mit dem Avignonesischen Papsttum beschäftigt, wird dankbar auf diese genealogischen Ausführ-

rungen zurückgreifen, die in ihrer Genauigkeit diejenigen Bernard Guillemains in seinem Standardwerk zum päpstlichen Hof in Avignon bei weitem übertreffen. Vorliegende Briefe, die sich nahezu alle in den einschlägigen Serien des Vatikanischen Archivs finden (Registra Avenionensia, Archivum Arcis, Collectoriae, Instrumenta miscellanea), stellen eine unschätzbare Quelle für die Politik-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte im behandelten Zeitraum dar und verdeutlichen die zentrale Rolle, die dem Kämmerer als Hauptverantwortlichem für die Finanzen der Römischen Kirche insbesondere bei der Organisation der Rückkehr des Papsttums an seinen angestammten Platz zukam. Auf den zweiten angekündigten Band, der die Amtszeit des Pierre de Cros im Dienste des Gegenpapstes Clemens VII. von 1378 bis 1383 umfassen soll, darf man gespannt sein.

Ralf Lützelshwab

Hélène Millet, *L'Eglise du Grand Schisme 1378–1417, Les médiévistes français* 9, Paris (Picard) 2009, 272 S., ISBN 978-2-7084-0848-8, € 34. – Die verdiente *directrice de recherches* des *Centre national de la recherche scientifique* (CNRS) Hélène Millet hat sich seit Jahren mit den Auswirkungen des Großen Abendländischen Schismas vor allem auf die kirchenpolitische Situation in Frankreich auseinandergesetzt. Nun sind 16 zwischen 1985 und 2000 veröffentlichte Beiträge in der anzuzeigenden Aufsatzsammlung vereint, wo sie vier thematische Blöcken zugeordnet wurden. Teil I ist den Versammlungen des französischen Klerus' gewidmet, die 1395, 1396, 1398, 1399, 1403 und 1408 in Paris stattfanden. Bei den ersten drei Treffen bahnte sich die Lösung des von inneren Wirren erschütterten Frankreichs von der Obödienz des avignonesischen Papstes Benedikts XIII. an, während sich das Land 1403 demselben Pontifex wieder anschloß, um ihn drei Jahre später wieder zu verlassen. 1408 bestimmte man schließlich die Delegierten für das Konzil von Pisa. Teil II stellt einige nicht so bekannte Exponenten des französischen Klerus' vor und analysiert ihre Reaktionen auf das Schisma, das auch einige Bewegung in den örtlichen „Pfründenmarkt“ brachte, auf dem viele Bewerber miteinander konkurrierten, wobei Staatsdiener und Angehörige von Universitäten meist die besseren Chancen hatten. Ein eigenes Kapitel ist dem Kardinal von Gaden des Pisaner Papstes Johannes XXIII. Gilles des Champs (ca. 1350–1414) gewidmet. Teil III besteht aus drei Aufsätzen zu zwei Chronisten (dem hier als möglicher Autor des *Livre de fais* des Marschalls Boucicaut vorgeschlagenen Nicolas de Gonesse sowie Michel Pintoin) und einem Königsdiener (Jean de Sains). Teil IV beschäftigt sich mit der Rolle prophetischer Literatur während des Schismas und des Heiligen Jahres von 1390 und 1400. Heute scheint es erstaunlich, daß sich selbst so gebildete Autoren wie der Jurist Giovanni da Legnano († 1383) und der Hofpoet Eustache Deschamps († ca. 1404) auf Zukunfts-

prognosen einließen. Der umtriebige Martin de Zalba († 1403), Kardinal von Pamplona und ergebener Verfechter der Rechtmäßigkeit Benedikts XIII., setzte Prophezeiungen als effizientes Kampfmittel ein. Die hier versammelten Aufsätze geben also einen Einblick in einige zentrale Problemfelder jener bewegten Zeit, wobei die Vorliebe der Autorin für die prosopographische Methode, die Geistesgeschichte und prophetische Literatur besondere Akzente setzt.

Andreas Rehberg

Folker Reichert (Hg.), Quellen zur Geschichte des Reisens im Spätmittelalter, unter Mitarbeit von Margit Stolberg-Vowinkel, Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters. Freiherr vom Stein-Gedächtnisausgabe 46, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2009, XXI, 286 S., ISBN 978-3-534-18754-6, € 79,90. – Die Quellensammlung bringt 37 spätmittelalterliche Texte gruppiert um 4 Themenfelder (I. Anlässe und Motive des Reisens, II. Alltag des Reisens, III. Raumerfahrung und Orientierung, IV. Kulturbegegnung und Kulturkonflikt), in die jeweils mit knappen Einleitungen eingeführt wird. Berücksichtigt wird das breite Spektrum dieser Reise-Quellen sowohl in der Auswahl der Autoren (doch sind, dem Vorhaben der Reihe entsprechend, vor allem deutsche oder irgendwie dem Reich verbundene Autoren vertreten) wie in der Auswahl der Textgattungen (neben den erzählenden Berichten auch Reiseratschläge, Abrechnungen, Sprachführer, Transportverträge), immer Originalsprache und Übersetzung einander gegenüber (auch bei schwierigeren deutschen Texten). Dabei hat sich der Herausgeber vernünftigerweise entschieden, lieber weniger Texte in längeren Stücken als viele Texte in kurzen Auszügen zu bringen. Natürlich kann man bei Textauswahl und Akzentuierung verschiedener Meinung sein, doch darf man der Kompetenz des – mit solcherart Quellen aus eigener Forschung vertrauten – Hg. folgen.

Arnold Esch

Hans Belting, Florenz und Bagdad. Eine westöstliche Geschichte des Blicks, München (Beck) 2009 (1. Aufl. 2008), 319 S., 109 Abb., ISBN 978-3-406-57092-6, € 29,90. – Kunstvoll im Aufbau, argumentativ stringent, profund, erhellend und aktuell ist Hans Beltings nunmehr bereits in 3. Aufl. erschienene „westöstliche Geschichte des Blicks“ – ein wirklicher Lesegenuss. Das Buch ist Frucht einer langjährigen Beschäftigung mit der Blickthematik. In Verbindung von wissenschafts- und kunstgeschichtlichen Ansätzen wird gezeigt, dass die mathematische Theorie der Sehstrahlen und die Geometrie des Lichts, wie sie von dem arabischen Wissenschaftler Alhazen (Al-Ḥasan Ibn al-Haytām, um 965–1040) in seinem „Buch der Sehtheorie“ (Kitāb al-Manāzīr, lat. *Perspectiva*) dargestellt wurden, erst in der Renaissance nachhaltig zu wirken be-

gannen, obwohl sie bereits ab dem 13. Jh. in westlichen Schulen rezipiert worden waren. Die mit den Florentinern Filippo Brunelleschi, Donatello und Leon Battista Alberti verbundene „Geburt der Perspektive“ beruhte demnach nicht unmittelbar auf antiken Grundlagen, sondern ging semantisch und theoretisch auf Alhazens *Perspectiva* zurück. Interessant ist dabei die Beobachtung, dass die lateinische Übersetzung des Werks mit Bildbegriffen operierte, die der arabischen Theorie fremd waren. Erst dadurch sei der Weg frei geworden für eine – von Missverständnissen begleitete – produktive Auseinandersetzung. Doch wie konnte eine abstrakte Sehtheorie, in der Bilder tabuisiert waren, zu einer Bildtheorie werden, die den menschlichen Blick zum Zentrum jeder Wahrnehmung machte? Zur Beantwortung dieser Kernfrage wird die unterschiedliche Bild- und Blickpraxis in der „westlichen“ und der „arabischen Kultur“ verglichen, erweitert durch Exkurse in die ostasiatische Kunst. Die im Titel genannten Städte Florenz und Bagdad stehen symbolisch für die beiden Komponenten des Kulturvergleichs – hier der Ort, wo während der Renaissance die Perspektive als die „wohl wichtigste Bildidee der westlichen Kultur“ (S. 9) hervorgebracht wurde; da der Sitz des abbasidischen Kalifats als Zentrum der arabischen Welt und Wissenschaft. Der Vf. will die – noch heute bestehenden – Eigenarten beider Kulturen, aber dezidiert kein Kulturgefälle herausarbeiten. Darstellerisch gelingt ihm dies vor allem im „Blickwechsel“, der jeweils am Ende der sechs Hauptkapitel vollzogen wird. Bewusst wird eine genaue geographische Verortung und Abgrenzung beider Kulturen vermieden; diese werden vielmehr als konstruierte Einheiten aufgefasst und in ihren „fließenden Grenzen“ (S. 16) thematisiert, welche Art von Grenzen damit auch immer gemeint seien. Vielleicht gelingt Beltings Kulturvergleich unter aktuellen Prämissen gerade durch diese Unschärfe. Ein Eingehen auf das umstrittene Konzept des „Kulturvergleichs“ hätte dennoch für mehr Klarheit gesorgt, aber wohl auch eine größere Angriffsfläche für methodische Kritik geboten. Um den Nexus zwischen Bild bzw. Bildmetaphern (Narziss, Fenster), Perspektive, Raum (Horizont), Licht und der jeweiligen Gesellschaft zu analysieren, arbeitet der Vf. mit dem Begriff der „symbolischen Form“. Es wird deutlich, dass in der arabischen Kultur wegen der abstrakten Spiritualität und sozialer wie religiöser Schranken Sehbilder als mentale Bilder gelten, die nicht sichtbar gemacht werden können, weil sie in der Außenwelt nicht existieren. Dagegen setzt sich auf der Grundlage antiker Traditionen im Westen das „Recht des persönlichen Blicks“ (S. 40) durch; losgelöst vom religiösen Bilderkult simulieren und externalisieren Bilder den Blick des Betrachters. Vor dem Hintergrund dieser beiden „Seh- bzw. Bildkulturen“ wird verständlich, weshalb der arabische Dekor von den Gesetzen der Geometrie und des Lichts geprägt ist und allenfalls Pflanzen, Bäume (beide galten als unbelebt) und Schrift integrierte,

während Bilder selten waren und darstellerisch an die Fläche sowie an das Medium Buch im höfischen Umfeld gebunden blieben. Die Perspektive hingegen (und mit ihr das Porträt) wird durch den zentralen Augenpunkt und den genau berechneten Standort des Betrachters zum Ausdruck für ein spezifisch westliches und keineswegs universales anthroposophisches Denken. Indem Belting in seiner „Kulturgeschichte der Perspektive“ (S. 20) die Bildfrage als soziale Praxis in kulturvergleichender Perspektive analysiert, dabei auf die doppelte Funktion des Bildes (Vorstellung/Darstellung) und seine Relation zum Blick des Betrachters eingeht und schließlich auch Kritiken an der westlichen Bildtheorie sowie alternative Ansätze in beiden Kulturen zur Sprache bringt, gelingt es ihm zu zeigen, wie zeit- und gesellschaftsspezifische Blickregeln die kollektive Wahrnehmung und Ästhetik bestimmen. Kordula Wolf

Daniela Rando, Johannes Hinderbach (1418–1486). Eine „Selbst“-Biographie, Aus dem Italienischen von Wolfgang Decker, Schriften des Italienisch-Deutschen Historischen Instituts in Trient 21, Berlin (Duncker & Humblot) 2008, 463 S., ISBN 978-3-428-13022-1, € 98. – Schon seit mehreren Jahrzehnten boomt die historische Biographik. Was an Lebensbeschreibungen von Kaisern, Königen und Päpsten etc. dabei auf den Markt kommt, ist allerdings in methodischer Hinsicht oft höchst uninteressant, manchmal sogar – wenn etwa der einführenden Heldenbiographie verpflichtet – ausgesprochen fragwürdig. Umso schärfer hebt sich davon die überaus innovative Biographie des Johannes Hinderbach ab, die Daniela Rando im Jahre 2003 vorgelegt hat. Sie ist jetzt in der sehr gelungenen Übersetzung von Wolfgang Decker auch auf deutsch zugänglich. Zu den essenziellen Ingredienzen, die diese Arbeit auszeichnet, gehört dreierlei: ein interessanter Gegenstand, eine ungewöhnliche Überlieferung sowie ein hohes Maß an methodischer Reflexion. Das dafür erforderliche Fundament bildet eine stupende Belesenheit, die in der italienischen wie deutschen Forschungstradition (um nur die wichtigsten Stränge hervorzuheben) gleichermaßen zuhause ist. Die darstellerische und sprachliche Gewandtheit lässt das Buch trotz der stattlichen Länge an keiner Stelle trocken oder langweilig erscheinen. Johannes Hinderbach ist nicht zuletzt deshalb so interessant, weil sein Lebensweg viele Bereiche des politischen, kirchlichen und geistigen Lebens seiner Zeit berührt. Geboren im hessischen Ort Rauschenberg als Verwandter des Heinrich von Langenstein, wuchs er, bald verwaist, bei seinen Großeltern mütterlicherseits in Wien auf. Er besuchte die Universitäten Wien (*Baccalaureus* und *Magister*) und Padua (*Doctor decretorum*), wo er sich als mustergültiger Student erwies. Dort wurde er auch mit den großen Fragen seiner Zeit vertraut, allen voran der stark umstrittenen Konzilsproblematik. Zu seinen akademischen Lehrern gehörte kein geringerer

als der berühmte Jurist und Vordenker der monarchischen Theorie, Antonio Roselli. Danach wechselte er an den Hof Friedrichs III., des ersten Kaisers aus der Habsburger-Dynastie, der ihn mit zahlreichen diplomatischen Missionen betraute, besonders nach Italien und speziell an die päpstliche Kurie. An allen Stationen hat Hinderbach persönliche Kontakte geknüpft, die mit der Zeit ganze Netzwerke ergaben. Bei der Jagd auf kirchliche Pfründe spielten sie eine wichtige Rolle. Mitte der 60er-Jahre erlangte er mit Hilfe des Tiroler Herzogs und der Kaiserin Eleonore das Bistum Trient, in dem er sich allerdings erst einmal gegen konkurrierende Interessen durchsetzen muss; ihm hat er dann immerhin zwanzig Jahre lang vorgestanden. Die Krönung seiner Karriere mit einem Kardinalat blieb ihm hingegen versagt. Hinderbach hat nicht nur einzelne Schriften hinterlassen, etwa Kalendare, eine Tridentiner *Gesta episcoporum*, einschließlich des eigenen Nekrologs (kritisch ediert auf S. 220–222), sondern eine veritable Bibliothek: Rund hundert Handschriften und etwa vierzig Inkunabeln haben sich erhalten – die meisten in Trient, wenige in Wien und einige in Chantilly, die die Vf. jetzt zum ersten Mal identifiziert hat. In ihnen hat der Besitzer ungezählte Lesespuren hinterlassen, von einfachen Unterstreichungen und kleinen Merkzeichen bis hin zum umfangreichen Kommentar. Diese in die Tausende gehenden Marginalien nutzt nun Daniela Rando äußerst geschickt als so etwas wie eine autobiographische Quelle: als Zeugnis, was der Gelehrte für wichtig oder unwichtig hält, als einen Dialog mit sich selbst oder mit seiner Nachwelt. Minutiös beobachtet sie den Wechsel im Tempus und im Numerus, Befehl und Aufforderung, Erinnerung und Zeitzeugenschaft, ja flüchtigen und bedächtigen Schriftduktus – alles in allem ein sehr feines Gewebe höchst persönlicher Äußerungen. Auf diese Weise gewinnt die Vf. einen Zugang zu einer Fülle von Themen, die für ihren Protagonisten in der einen oder anderen Weise von Bedeutung sind: sein Selbstverständnis als Bischof, seine persönliche Frömmigkeit, seine Haltung zu Liturgie und Gebet und nicht zuletzt seine Emotionen und Ängste. Am meisten Argwohn schöpft er gegenüber der Frau bzw. dem Weiblichen, gegenüber dem Islam bzw. dem Türken und gegenüber den Juden. Gerade dieser letzte Punkt ist von großer Bedeutung, hat doch Hinderbach seit 1475 versucht, den Kult des angeblich durch einen Ritualmord getöteten Knaben Simeon im großen Stile aufzubauen. Die Methode Randos erlaubt es nun, nicht nur mit einem allgemeinen Antijudaismus des gelehrten Bischofs zu argumentieren, sondern dessen einzelne Facetten präzise auszuleuchten und seine Genese über die Jahrzehnte hin nachzuzeichnen. Allein dieser eine Abschnitt von rund dreißig Seiten hätte die gewählte Herangehensweise vollständig legitimiert. Der gründlichen Untersuchung von Rando gelingt es, sowohl das Leben und Denken des Johannes Hinderbach nachzuzeichnen, als auch durch eine konsequente Auswertung seiner

Marginalien eine Introspektion in seine Persönlichkeit – seine Einstellungen, Gefühle sowie Motivationen – in überzeugender Weise vorzunehmen und vor dem Horizont seiner Epoche einzuordnen. Sie entwirft das Bild einer historischen Gestalt, die sowohl klar profiliert und zugleich sehr vielschichtig in die Strömungen des 15. Jh. eingewoben ist. Kann man mehr von einer modernen Biographie erwarten?  
 Achim Thomas Hack

Eneas Silvius Piccolomini, *Historia Austriasis, Germaniae historica*. Teil 1: Einleitung von Martin Wagendorfer, 1. Redaktion hg. von Julia Knödler; Teil 2: 2. und 3. Redaktion hg. von Martin Wagendorfer, *Scriptores rerum germanicarum. Nova series* 24, Hannover (Hahn) 2009, ISBN 978-3-7752-0224-4 (Teil 1); 978-3-7752-0224-4 (Teil 2), CCVI, 987 S., € 119. – Eine kritische Edition der *Historia Austriasis* des Enea Silvio Piccolomini ist schon lange ein Forschungsdesiderat, gilt das Werk doch als eine der wichtigsten Quellen zur Reichsgeschichte des 15. Jh. und als erste humanistische Landesgeschichte eines Territoriums nördlich der Alpen. Dementsprechend groß ist das Interesse, auf das die von Julia Knödler und Martin Wagendorfer im Rahmen der MGH 2009 herausgegebene Edition hoffen darf. Bislang stellte die *Historia Austriasis* ein editorisches Problem dar, denn es handelt sich um ein „work in progress“, das durch mehrere Überarbeitungsphasen entstanden ist. Diese sind in drei Redaktionen zu erfassen: In der ersten Fassung (wahrscheinlich vor Ende 1453) schrieb der Autor eine Geschichte Friedrichs III. mit Fokus auf dessen Auseinandersetzungen mit der Ständeopposition in Österreich und den Italienzug. In den nächsten Jahren (1454 – Mai 1455) überarbeitete er diese Fassung gründlich und erweiterte die Perspektive zu der einer österreichischen Landesgeschichte. Schließlich unterzog er diese Textstufe nach seiner Rückkehr nach Italien (1455–1458) einer weiteren Redaktion. Weitere Korrekturen wurden auch während seines Pontifikats (1458–1464) unternommen. Für fast alle Redaktionsstufen sind autographe Überlieferungsträger vorhanden. Eine kritische Edition sieht sich daher zuerst vor die Entscheidung gestellt, welche der durchweg in einer direkten Beziehung zum Autor stehenden Textfassungen denn ediert werden soll. Im Gegensatz zu bisherigen Editionen, die einen Hybridtext aus der Überlieferung konstruieren, orientiert sich diese Edition an der Textgenese. Verglichen mit der weitgehend stilistischen Redaktionsarbeit, welche die zweite in die dritte Fassung überführte, ist die erste Überarbeitung von grundsätzlicher und konzeptioneller Natur. Diesem Umstand entsprechend ergreifen die Autoren die durchaus einleuchtende Lösung, die erste Fassung getrennt zu edieren, während die zweite und dritte Fassung zusammen behandelt werden. Julia Knödler hat die schwach überlieferte erste Fassung nach dem Wiener Autograph *cvp. 3364* herausgegeben und die zahl-

reichen Korrekturen des Autors sind im kritischen Apparat protokolliert. Die Edition der zweiten und dritten Fassung stammt von Martin Wagendorfer, der auch die Einleitung übernommen hat. Im Wesentlichen erstellt er den Text nach der Ausgabe letzter Hand, der Prunkhandschrift BAV Chigi I VII 248. Wo sie voneinander erheblich abweichen, werden die Fassungen getrennt ediert: Vorangestellt ist der Prolog zur zweiten Fassung; anschließend sind die stark unterschiedlichen zweiten und dritten Redaktionen des ersten Buchs synoptisch nebeneinander gestellt. Die letzten Teile des sechsten und das siebte Buch entstammen ausschließlich der dritten Fassung. Im Anhang ediert Wagendorfer auch die mit den Abschriften der zweiten Fassung überlieferte Rede *Moyses vir Dei*. Der kritische Apparat dokumentiert die Überarbeitungsvorgänge der zweiten und dritten Redaktion in akribischer Weise und beleuchtet damit hervorragend die Arbeitsweise des Autors. Das Ergebnis ist eine kritische Edition mit ausführlichem Kommentar in zwei parallel zu benutzenden Bänden, die dem Leser erstmals ein eigenständiges Bild vom Werden und Aussehen des Werkes bietet, ihm allerdings auch einige Eigenarbeit abverlangt. Im Vergleich zu den detaillierten Darlegungen zur zweiten und dritten bleibt die noch wenig bekannte erste Fassung in der Einleitung etwas unterbelichtet. Gerade weil die Edition die deutlichen Unterschiede der Entstehungsstufen herausarbeitet, hätte die Darstellung zu Charakteristik, Quellen und Stil etwas differenzierter ausfallen können. Zudem enthält diese Fassung viele später ausgelassene Anekdoten und Details, die sie, für sich gesehen, zu einer sehr interessanten Quelle machen. Insgesamt löst die Edition die hohen Erwartungen ein und wird für künftige Forschungen zur humanistischen Geschichtsschreibung ein unverzichtbares Referenzwerk darstellen. Duane Henderson

Dispacci Sforzeschi da Napoli, V (1 genn. 1462–31 dic. 1463), a cura di Emanuele Catone, Armando Miranda, Elvira Vittozzi, Battipaglia (Laveglia & Carlone) 2009, XL, 607 S., ISBN 978–88–86854–38–2, € 60. – Von der Sforza-Korrespondenz aus Neapel ist ein weiterer Band erschienen (die vorausgehenden Bände besprochen in QFIAB 1998 S. 756f., 2000 S. 871, 2005 S. 676f.): 305 Briefe des mailändischen Gesandten, aber auch von Baronen und Condottieri an Francesco Sforza aus den Jahren 1462/63. Wie in diesen Jahren nicht anders zu erwarten, geht es vor allem um den Erbfolgekrieg zwischen Ferrante von Aragon und dem Anjou-Prätendenten um Neapel, wobei – in manchmal ermüdender Kleinteiligkeit – über alles und jedes berichtet wird, was für die Entscheidungsfindung des wichtigen Alliierten im fernen Mailand von Bedeutung sein könnte: die Schwierigkeiten der Kriegführung unter winterlichen Bedingungen (*neve cum vento gelatissimo*), die Eigenwilligkeit der Condottieri (darunter Federico da Montefeltro, oder Jacopo Piccinino – und wie man ihn los-

wird), der Einsatz von Artillerie (darunter eine *bellissima e avvantaggiata bombarda*), Seegefechte (sogar der Sforza wird aufgefordert, in Schiffe zu investieren, denn *impresie grande per terra mal se ponno fare senza impresie de aqua*, Nr. 50), Schlachtbeschreibungen (ein und dieselbe beschrieben von 4 Absendern), abgefangene Briefe, Kopfpreise („30 duc. lebend, 15 wenn tot“, Nr. 221), Probleme der Kriegsfinanzierung, Hunger und Pest. Jede Bewegung dieser Barone wird beobachtet und beurteilt, immer wieder auch das Engagement Papst Pius' II. bewertet. Aber der Reiz dieser so richtig italienischen Quellengattung liegt ja nicht nur in ihren politischen und diplomatischen Nachrichten, sondern in den intelligenten, die verschiedensten Aspekte erfassenden Beobachtungen (aus denen manchmal die Befremdung des Norditalieners über süditalienische Verhältnisse spricht): das Charakterbild des Königs (und andere differenzierte Porträts: *emulo ad sua maiestà ma non inimico* Nr. 11), sogar wieder eine Bemerkung über das Münzporträt Francesco Sforzas (Nr. 217, vgl. Dispacci I Nr. 168!), geschenkte Rüstungen, Beschreibung der vom König zum Pfand gegebenen Juwelen (Nr. 43), Apfelsinen für Mailand, Getreidepreise, Nachrichten zur Transhumanz usw. – fast wünschte man sich ein Sachregister. Die sorgfältige Transkription der (teilweise chiffrierten) Stücke und die kenntnisreichen ausführlichen Sachkommentare zeigen, daß das neue Bearbeiterteam gut in seine Aufgabe hineingewachsen ist, und daß das von Mario Del Treppo, Giovanni Vitolo, Francesco Senatore und anderen tatkräftig vorangetriebene Unternehmen weiterhin auf dem guten Wege ist.

Arnold Esch

Antonio Rotondò, Studi di storia ereticale del Cinquecento, vol. I-II, Studi e testi per la storia religiosa del Cinquecento, 15/1-2, Firenze (Olschki) 2008, XXX, 809 pp., ISBN 9788822253776, ISSN 1122-0694, € 85. – Riproposizione di saggi già editi nel 1974, i densi ed eruditissimi contributi sulla storia del non conformismo intellettuale cinquecentesco disegnano la cifra del percorso scientifico dell'autore, scomparso nel 2007, un percorso giocato, come scrive nelle pagine iniziali, tra „filologia e storia“, con una particolare attenzione alla critica delle fonti. E le fonti, spesso scarse e scarse, così come il loro attento e disincantato utilizzo, si pongono come snodo centrale in una storia, quale quella ereticale, caratterizzata da repressione, pratica nicodemitica, occultamento e/o distruzione dei documenti. Costante, e pertinentissimo, lungo tutto il lavoro, il riferimento dell'autore alla capacità, ma anche alla difficoltà, e a volte all'impossibilità, di leggere le fonti oltre un certo livello di plausibile ipotesi. Ma, nonostante tali limiti onestamente riconosciuti, la sua acribia critica gli consente di offrire un quadro convincente di fenomeni e dinamiche fondamentali, e poco conosciute e direi spesso male indagate, di una storia „mar-

ginale', perché tenuta ai margini, del percorso culturale europeo di età moderna. L'interesse principale dell'autore consiste nella ricostruzione dei cammini esistenziali e intellettuali di quegli spiriti inquieti che non furono né luterani, né zwingliani, né calvinisti, insomma che non vollero e non seppero integrarsi in chiese costituite e che piuttosto diedero origine alle cosiddette sette dissidenti, o semplicemente percorsero destini isolati ed estraniati. L'individuazione dell'Anticristo, e delle insidie del Maligno, costituisce uno dei fili conduttori di un'Europa lacerata, nella seconda metà del Cinquecento, da una lotta di tutti contro tutti: Anticristo e Chiesa romana; ma anche Satana e le sue ombre, i dissidenti, i sociniani, gli anabattisti; e, per quest'ultimi, Lucifero corrotto delle spinte originarie dei ribelli a Roma, Lutero, Zwingli, Calvino („L'Anticristo non è solo in Italia; v'è papato dovunque v'è l'uomo con le sue debolezze“, p. 206). E l'autore insegue questi personaggi nei loro viaggi ad ampio raggio in tutta Europa, ma soprattutto in Svizzera (la Valtellina, i Grigioni, Basilea) e in Transilvania, nei loro incontri e scontri intellettuali, perseguitati da cattolici e calvinisti insieme. E li segue, e insegue, attraverso i loro scritti, che vengono sviscerati nei contenuti e inter-connessi nella loro genesi e nei percorsi successivi alla pubblicazione. Più che di posizioni dottrinali definite e definitive, Rotondò è storico di ‚tendenze‘, di sviluppi intellettuali che transitano il protagonista da una posizione ad un'altra, spesso contraddittorie tra loro, consapevole com'è, Rotondò, della mutabilità del pensiero intellettuale, in particolare in un'epoca così ‚mutabile‘ come quella della prima età moderna. E suo interesse particolare è quello di far emergere l'apporto degli esuli italiani alla storia intellettuale del Cinquecento europeo, come eredità di una certa civiltà umanistica: Fausto e Lelio Sozzini, Giorgio Biandrata, Sebastiano Castellione, Camillo Renato, Francesco Pucci, Agostino Doni, lo stampatore lucchese Pietro Perna, sono solo alcuni degli innumerevoli fili esistenziali che l'autore segue nelle loro peregrinazioni materiali e intellettuali in giro per l'Europa. Il pacifismo, il principio di tolleranza, i diritti delle minoranze, la critica del concetto di chiesa, la non liceità della violenza e della persecuzione degli eretici, l'umanizzazione di Cristo, la semplificazione della fede, la preminenza della chiesa dei ‚poveri‘ e degli *idiotae* su quelle delle ‚gerarchie‘ e dei teologi sono alcuni degli spunti di riflessione che gli esuli italiani hanno offerto in quei tormentati decenni. Particolare attenzione viene portata anche ai circoli ereticali operanti in Italia, prima della fuga degli esuli, tema spesso ancora sfuggente. Bologna e Modena, le loro conventicole abbraccianti nobili e popolani, docenti universitari, studenti e claustrali; il loro sostrato erasmiano e valdesiano; l'influsso delle profezie di Giorgio Siculo; la svolta verso la radicalità dell'antitrinitarismo, con Michele Serveto come martire e nume tutelare, e della negazione di qualsiasi fondamento all'istituzione ecclesiastica, sono og-

getto di disamine approfondite e di attente periodizzazioni e distinguo. L'anonimo *Liber generationis Antichristi* (ma forse attribuibile a Ochino); il *Pasquino in estasi* e quello *incarcerato* di Celio Secondo Curione; l'*Explicatio* dei primi versetti del vangelo giovanneo di Lelio Sozzini; Johann Sommer interprete anti-dogmatico degli *Stratagemata Satanae* di Iacopo Aconcio; i *Dialogi IV* di Castellione pubblicati postumi da Perna nel 1578; l'*In haereticis coercendis* del senese Mino Celsi, sono tra i testi principali che l'autore analizza come cifre di più ampi percorsi intellettuali. Infine, anche quando si occupa di testi legati alle discussioni sulla magia e sulle scienze naturali, come l'anonimo *Arbatel. De magia veterum*, o il *De natura hominis* del cosentino Doni, il riferimento è sempre all'influsso che tali opere ebbero sul percorso delle idee religiose nell'Europa cinquecentesca, all'interno della lotta che si consumava tra i vari aristotelismi e un sostrato platonico interpretato eversivamente, con sconfinamenti appunto nel mondo della magia ‚religiosa‘ e ‚naturale‘ e dell'alchimia. Aristotelismi e platonismo accomunati però dalla sempre più urgente volontà di dedicarsi all'osservazione empirica della natura, base di quella rivoluzione scientifica che esploderà a cavallo tra Cinque e Seicento.

Maurizio Sangalli

Paul V. Murphy, *Ruling peacefully. Cardinal Ercole Gonzaga and Patrician Reform in Sixteenth-century Italy*, Washington, D.C. (Catholic University of America Press) 2007, XXI, 290 pp., ISBN 978-0-813-21478-8, \$ 79,95. – Appare quasi inspiegabile il motivo per cui una delle figure di primo piano della storia cinquecentesca italiana quale il cardinale Ercole Gonzaga (1505–1563) sia rimasto sino ad oggi privo di una biografia scientifica. Lo studio di Paul V. Murphy si pone l'ambizioso obiettivo di colmare questa grave lacuna della storiografia già denunciata da Ludwig von Pastor e da Hubert Jedin. La proposta interpretativa dell'autore s'impenna nell'apparente contraddizione fra le due facce del Gonzaga. Infatti questi appare, da un lato, „a typical Renaissance prelate from a noble family“: esponente del casato dei signori di Mantova – di cui fu tra l'altro reggente dal 1540 durante la minore età dei nipoti Francesco III e Guglielmo – nel cui raffinato mondo cortigiano egli fu educato (fra l'altro ebbe come maestro durante gli studi universitari a Bologna l'umanista Pietro Pomponazzi). In quanto figlio cadetto del marchese di Mantova, Ercole fu avviato alla carriera ecclesiastica, configurandosi come un tipico fruitore di pingui benefici ecclesiastici: a soli sedici anni divenne amministratore del vescovado di Mantova e a ventidue (nel 1527) fu creato cardinale da Clemente VII, dopo un lungo negoziato e grazie anche alla scomparsa dello zio, il cardinale Sigismondo Gonzaga. Vero e proprio „prince-bishop“ rinascimentale, Ercole ebbe cinque figli naturali e fu ordinato prete – secondo il costume del tempo – solo

molto dopo aver abbracciato lo stato ecclesiastico: nel 1556 (divenne quindi vescovo nel 1561). Il giovane porporato mantovano visse a Roma l'intenso decennio successivo al drammatico sacco (1528–37), durante il quale strinse amicizia con i personaggi che sarebbero stati protagonisti dei cruciali anni '40 e '50 del secolo: Reginald Pole, Gasparo Contarini, Gian Pietro Carafa e Gian Matteo Giberti. In sostanza Ercole, come si evince anche dai titoli dei libri presenti nella sua biblioteca – sebbene il sospetto di un'epurazione sia assai evidente, mancando la menzione di un libro quale „Il beneficio di Cristo“ che senz'altro lesse e possedette – condivise appieno le inquietudini intellettuali e religiose di quegli anni drammatici, in cui le sorti della Chiesa cattolica, messe in questione dalla Riforma luterana, erano ampiamente dibattute al suo interno. In particolare egli fece parte di quel nutrito gruppo di ecclesiastici e porporati, noti come „spirituali“, propensi a trovare sul terreno teologico e della riforma disciplinare un accordo con i protestanti. La cifra della personalità indubbiamente complessa di Ercole risiede, secondo Murphy, nel fatto che egli visse pienamente il passaggio dal mondo rinascimentale e dagli interessi mondani dell'alto clero italiano a quello dell'incipiente Controriforma: non a caso egli fu chiamato a presiedere l'ultima fase del Concilio di Trento (1561–63). In sostanza Ercole riassunse nella sua persona le contraddizioni e i cambiamenti di un'epoca cruciale per la Penisola italiana e per la Chiesa cattolica. In questo senso si ricomporrebbe, a parere di Murphy, l'apparente paradosso fra lo stile di vita principesco del porporato e la sua preoccupazione per la riforma della Chiesa, di cui diede prova nell'amministrazione del vescovado di Mantova. Tuttavia tale sensibilità riformatrice deve essere ricondotta alla peculiare caratteristica di Ercole quale „patrician reformer“. Di qui l'insistenza sull'azione di governo della diocesi mantovana che Murphy legge in controluce rispetto all'esperienza di Gian Matteo Giberti che, dopo aver abbandonato gli agi della corte papale, si era dedicato all'esercizio del ministero episcopale nella diocesi di Verona. Tuttavia molto opportunamente l'autore sottolinea l'impossibilità di identificare Ercole, dallo stile di vita tutt'altro che austero, nel nascente modello di perfetto vescovo: egli incarnava viceversa il patrizio riformatore, interessato alla preparazione culturale del clero (secondo i canoni dell'umanesimo religioso) attraverso la promozione dello studio e della lettura, nonché al controllo della moralità nei monasteri femminili. Malgrado Murphy ricostruisca alla luce dei più recenti studi il coinvolgimento di Ercole con gli ambienti spirituali e con personaggi come Bernardino Ochino e Pier Paolo Vergerio, le sue conclusioni restano però insoddisfacenti, a causa del tentativo di trovare un'unica cifra interpretativa, quasi che la complessità di un personaggio di questo rilievo vissuto in un'epoca di drammatiche lacerazioni politico-religiose non sia di per sé – naturalmente ove storicamente giustificata – una

spiegazione di atteggiamenti e azioni non sempre lineari. Allo stesso modo il libro lascia del tutto in ombra i cruciali rapporti di Ercole con le corti asburgiche (di Carlo V, di Ferdinando I e di Filippo II) e i loro principali esponenti, che tanta parte ebbero nelle fortune dei Gonzaga e del partito degli „spirituali“, così come la partecipazione del porporato mantovano ai diversi conclavi. Scarni e insoddisfacenti – in quanto ricavati da una storiografia per lo più datata – alla luce delle potenzialità della documentazione edita e inedita, sono gli elementi che l'autore fornisce circa il conclave del 1559 in cui il porporato fu a un passo dall'elezione a pontefice.

Massimo Carlo Giannini

Helmut Feld, Ignatius von Loyola. Gründer des Jesuitenordens, Köln-Weimar-Wien (Böhlau) 2006, 483 S., ISBN 3-412-33005-1, € 29,50. – Der ehemalige Student zweier jesuitischer Hochschulen und heutige Honorarprofessor für Historische Theologie der Universität des Saarlandes hat ein Buch zu Ignatius von Loyola vorgelegt, das den Rahmen einer bloßen Biographie sprengt. Anders als der Titel suggeriert, handelt es sich bei dieser Publikation nämlich nicht nur um eine Darstellung des Lebens und Wirkens von Iñigo (Ignatius) de Loyola, sondern um eine Monographie, die neben einer Würdigung des Gründers der *Societas Jesu* auch die an Krisen und Wechselfällen reiche Geschichte des Jesuitenordens vom 16. bis ins 20. Jh. behandelt. Den breitesten Raum nimmt jedoch die Darstellung von Leben und Wirken des Ordensgründers selbst ein. Zu den stärksten Passagen zählen dabei die Kapitel über die für den wichtigsten Reformorden des 16. Jh. so zentralen Exerzitien (V), zu den Anfängen der Gesellschaft Jesu (VIII) und dem Wirken des Ignatius in Rom (IX). Zu Recht betont der Vf., daß neben den drei entscheidenden historischen Etappen (Gelöbnis auf dem Montmartre in Paris 1534, Gehorsamsgeste gegenüber dem Nuntius in Venedig 1537 und Gelübde von S. Paolo fuori le mura 1541) der Vision von la Storta eine fundamentale theologische Weichenstellung bedeutete (S. 133f.). In einem eingeschobenen Kapitel (X) werden wichtige Zeitgenossen in ihrem Verhältnis zu Ignatius vorgestellt, Paul III., Paul IV., Filippo Neri etc., aber auch ein Vergleich angestellt zwischen den beiden bedeutenden protestantischen Reformatoren des 16. Jh., Luther und Calvin, und ihrem großen katholischen Gegenspieler. Die übrigen Teile wenden sich wichtigen Aspekten der ignatianischen Bewegung zu (Einflüsse auf Architektur, Malerei, Musik, Theater) und der spannungsvollen weiteren Entwicklung (Konflikt mit Venedig, Auseinandersetzung mit dem Jansenismus, Aufhebung und Wiederbegründung, Krisen des 20. Jh.), ohne Vollständigkeit beanspruchen und einlösen zu wollen. Immer wieder wird die Darstellung mit Lebensbildern einzelner Jesuiten angereichert, von den großen Gestalten des „alten“ Ordens (Franz Xaver, Bellarmin, Matteo Ricci, Athanasius Kircher, Baltasar

Gracián etc.) bis hin zu den Figuren des 20. Jh. (Teilhard de Chardin, Urs von Balthasar, Lubac, Daniélou u. a.), die mit ihren Werken entscheidende Beiträge zu den theologisch-philosophischen Debatten des 20. Jh. geliefert haben. Eindrucksvoll auch die Würdigung des Generals Pedro Arrupe (S. 305ff.). – Feld hat mit seinem Buch ein sehr gut lesbares, abwechslungsreiches Kompendium verfaßt, das die wichtigen Abschnitte und Fragen der Ordensgeschichte und ihrer Protagonisten im großen und ganzen plausibel schildert. Allerdings trifft der Autor bisweilen Feststellungen, die in einer wissenschaftlichen Arbeit keinen Platz haben, etwa wenn Engel und Dämonen als die „Aliens“ des Mittelalters bezeichnet werden (S. 14). Dasselbe gilt für subjektive Urteile, die der Autor mehrfach einfließen läßt. So bezeichnet er ohne weitere Begründung Carlo Borromeo als „düsteren Heiligen mit beschränkten und fanatischen Charakterzügen“ (S. 286). Die Arbeit profitiert von der umfassenden Kenntnis des Autors der Primär- und Sekundärquellen, v. a. der Korrespondenz des Ignatius (Kap. IX,4), der zu den eifrigsten christlichen Briefschreibern zu zählen ist. Bei der Behandlung der Einrichtung des Marthahauses (S. 139) hätte die Arbeit von Monika Kurzel-Runtscheiner herangezogen werden können. – Das Buch von Feld sei all denjenigen empfohlen, die eine Einführung in die Geschichte des Jesuitenordens und seines Gründers suchen. Alexander Koller

Paul Bernhard Wodrazka (Hg.), Philipp Neri, der Apostel der Freude, und das Oratorium. Mit ausgewählten Quellen oratorianischen Lebens, Bonn (nova & vetera) 2008, 289 S., ISBN 978-3-936741-61-2, € 24,50. – Anlass für die Veröffentlichung des vorliegenden Bandes über Philipp Neri war das 30-jährige Jubiläum der Wiener Kongregation des Oratoriums im Jahr 2008. Die Initiative, einen neuen Sammelband über den „Apostel Roms“, über Goethes „Lieblingsheiligen“ und Begründer der Reformkongregation der Oratorianer herauszugeben, ist durchaus zu begrüßen, denn gerade in deutscher Sprache ist neuere Forschungsliteratur zu Philipp Neri und dem römischen Oratorium Mangelware. Der Band ist viergeteilt: Die Beiträge des ersten Kapitels widmen sich Philipp Neri und seiner Zeit, das zweite Kapitel vereint neun biographische Skizzen herausragender Oratorianer des 16. bis 19. Jh., im dritten Abschnitt wird die Geschichte des Wiener Oratoriums behandelt; die Publikation wird im letzten Teil durch die Veröffentlichung deutscher Übersetzungen einiger zentraler oratorianischer Quellen abgerundet. So stringent die Gliederung auf den ersten Blick ist und so wünschenswert ein neues Buch zu Neri und den Oratorianern in deutscher Sprache erscheint – leider erfüllt der vorliegende Band nicht die Hoffnung auf neue, quellenfundierte Studien. Vielmehr handelt es sich um den überarbeiteten Wiederabdruck von zuvor im Pfarrblatt der Oratoriumspfarre St. Rochus in Wien veröffentlichten Beiträgen, ergänzt durch

weitere, oftmals von Oratorianern verfasste Skizzen bzw. Quellenübersetzungen, die jedoch historisch-kritische Fragestellungen weitgehend vermissen lassen. Obwohl auf Anmerkungen in der Regel verzichtet wurde, so ermöglicht doch die inhaltlich strukturierte Auswahlbibliographie am Ende des Bandes einen tieferen Einstieg in die Thematik. Wenngleich dem Band insbesondere im zweiten Teil aufgrund der Zusammenstellung von knappen Oratorianerbiographien – auch über das 16. Jh. hinaus – ein gewisser Wert zukommt, so müssen die Publikationen von Louis Ponnelle/Louis Bordet in französischer (Saint Philippe Néri et la société romaine de son temps (1515–1595), Paris 21958) und die umfassende dreibändige Darstellung von Antonio Cistellini in italienischer Sprache (San Filippo Neri: L'oratorio e la congregazione oratoriana. Storia e spiritualità, Brescia 1989) nach wie vor als Standardwerke zu Philipp Neri und dem römischen Oratorium gelten. Ricarda Matheus

Die Reise des Philipp von Merode nach Italien und Malta 1586–1588. Das Tagebuch, hg. von Hans J. Domsta, Studien und Texte zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit 12/Beiträge zur Geschichte des Dürener Landes 28, Münster-New York-München (Waxmann) 2007, 378 S., ISBN 978-3-8309-1927-8, € 24,90. – Zwischen Oktober 1568 und Februar 1588 unternahm der junge Adelige Philipp von Merode eine Reise nach Italien und Malta. Philipp entstammte einer Familie, die sich nach ihrem Stammschloß bei Düren nannte und Ende des Mittelalters im niederdeutschen Raum zu Besitz, Reichtum und Ansehen gelangt war. Die Fahrt des damals 18jährigen begann in Lüttich und führte über das Elsaß, Schwaben, Tirol, Venedig, die Marken, Rom, Neapel, Salerno, Syrakus nach Malta. Ein längerer Halt wurde wetterbedingt in Neapel (zwei Wochen) und auf der Rückreise jeweils vier Monate in Rom und Siena eingelegt, wo Merode von der deutschen Nation zum *conciliarius* (S. 164) gewählt wurde. Der Bericht über diese *italienische und maltische reiss* (S. 21), der sich handschriftlich in Brüssel erhalten hat, wurde offensichtlich von einem der beiden Begleiter nach Abschluß der Reise (S. 273) verfaßt, dessen Provenienz (Rheinland) und Funktion (Haushofmeister) sich mit einiger Wahrscheinlichkeit bestimmen läßt (S. 13f., 278f.). Über den Zweck der Reise gibt das Tagebuch keine genaue Auskunft, doch deutet vieles darauf hin, daß der Bildungscharakter dominant war. So nahm Merode in Rom Tanz- und Fechtunterricht (S. 145; auch Italienisch wollte er sich aneignen, wobei Guicciardinis italienische Geschichte als Lehrbuch dienen sollte! S. 147). Neben den großen Zentren Venedig, Rom, Neapel mit ihren Monumenten werden bedeutende Adelsitze (Caprarola, S. 151) und Pilgerorte (Loreto, S. 57) besichtigt. Dem Vf. des Berichts (und wohl auch Merode selbst?) wird man eine humanistische Bildung unterstellen dürfen. Dafür spricht sein starkes epigraphisches Inte-

resse, das v. a. in Neapel durchschlägt (S. 76–105). Italienisch dürfte er hingegen wie Merode nicht gesprochen haben, denn in Venedig wird ein kleines *dictionarium* gekauft (S. 48). Obgleich der Merodesche Reisebericht literarisch und inhaltlich nicht an den Rang des wenige Jahre zuvor entstandenen *Journal* von Montaigne heranreicht, sind ihm interessante Beobachtungen zu entnehmen, etwa (um nur einige Beispiele zu nennen) daß in der Valsugana mehr Frauen als Männer an Kropf litten (S. 45), daß in Ancona mehr Türken und Juden als Christen anzutreffen seien (S. 57) oder die Stadtanlage von Messina die Form eines Halbmondes aufweise, was den Vf. einen Vergleich mit Köln anstellen ließ (S. 114). Von den politischen Verhältnissen erfahren wir relativ wenig (in Rom wird die Neuwahl des Senats festgehalten, S. 157). Gelegentlich wird die Teilnahme an liturgischen Veranstaltungen erwähnt, z. B. an der *Anima*-Prozession am Sonntag nach Fronleichnam und an der Zeremonie am Oktavtag von Fronleichnam (S. 149f.) oder am Hochamt des Weihnachtstags im Markusdom (S. 224, nachdem Merode bereits am Hl. Abend eine Musikaufführung *mitt 4 choren* ebendort *6 stundt lang thawrendt* besucht hatte!). Exkurse über Heiligenverehrung, Auflistungen von Reliquien (S. 78), Verweise auf Legenden (auch zum Trienter Judenmord, S. 45) erfolgen in der für die Zeit üblichen unkritischen referentiell-affirmativen Weise. Durch die minutiöse Angabe der Ausgaben wissen wir, welche Andenken Merode von der Reise in die Heimat mitgebracht hat: Straußeneier aus Malta (S. 124), bildliche Darstellungen von der Stadt Rom (S. 156), Masken, Siegel und Federn aus Venedig (S. 227) etc. Die Rahmenbedingungen der Reise (Route, Verkehrsmittel, Unterkunft, Geldwesen) treten deutlich hervor, manche Passagen zu den Spesen lesen sich wie ein Rechnungsbuch. Angaben zur Unterkunft deuten darauf hin, daß sich Merode bei seinen Übernachtungen von landsmannschaftlichen Gesichtspunkten leiten ließ: in Neapel stieg er beim *teutschen wierdt ,im schwartzen adeler‘* (S. 130) ab, in Rom in der Herberge *Al Tedesco* (S. 145). Auf Malta hingegen wurde Merode zwar von den Rittern der *Auberge d’Allemagne* empfangen, logierte allerdings *alda bei einer morinnen* (S. 122). Der Text ist dank des beigegebenen Glossars gut zu lesen. Oft fehlt es jedoch an Sachkommentar (z. B. zum *bischoffen von Dillingen*, S. 32). Die Edition enthält zahlreiche lateinische Inschriften (mit Fehlern, etwa beim Maximilian-Mausoleum in Innsbruck, S. 35–38: falsches Todesdatum des Kaisers; richtig *sacri Romani imperii* anstelle von *sacris Romani imperii* in Nr. 4, *Sclavonia* statt *Silavonia* in Nr. 9, *arcibus expugnatis* statt *artibus expugnatus* in Nr. 14, *Arnhemio* statt *Hernhemio* in Nr. 15, *in potestatem* statt *in potestate* in Nr. 17 usw.). Da dem Rezensenten die Quelle nicht vorliegt, kann hier über Transkriptionsfehler nur spekuliert werden. Sollte das Original die Fehler aufweisen, hätte dies als Kommentar angegeben werden müssen. Immerhin wurden ei-

nige Texte andernorts bereits veröffentlicht, so die Inschriften des Maximilian-Monuments in Innsbruck (Österreichische Kunsttopographie, Bd. XLVII, Wien 1986) oder die nicht mehr erhaltenen marianischen Verse der *Santa Casa* von Loreto (S. 57), vgl. Zibaldone del P. Matteo Pinelli, hg. C. Lapucci/S. Pacciani, Firenze 1997, S. 87f. Der Edition ist ein umfassendes Register beigegeben (mit Ungeschicktheiten: „Apuzzio, Prov. des Königreichs Neapel“; „Griechen, ein Festungskommandant“; Cicero findet sich unter „M“ gereiht!). Zu bedauern ist auch, daß in der Einleitung keine Einordnung der Edition in die jüngeren Forschungen zu frühneuzeitlichen Reiseberichten erfolgt.

Alexander Koller

Wolfgang Reinhard, Paul V. Borghese (1605–1621). Mikropolitische Papstgeschichte, Päpste und Papsttum 37, Stuttgart (Hiersemann) 2009, XXV, 715 pp., ill., ISBN 978-3-7772.0901-2, 1 CD-Rom, € 218. – I risultati di oltre quarant'anni di ricerche effettuate in prima persona dall'autore, come pure da colleghi, collaboratori e allievi, sono sistematizzati in questo denso volume. La bibliografia elencata alle pagine XVII–XXV riporta le opere di riferimento, costituite, oltre che da repertori ormai classici, quali il Dizionario Biografico degli Italiani, la Hierarchia Catholica o il Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica di Gaetano Moroni, dagli studi del Professor W. Reinhard, che rappresentano circa metà del totale, e dai lavori di altri autori, che a diverso titolo si sono occupati del primo ventennio del Seicento o più in generale dei meccanismi legati al funzionamento della Curia romana, la cui inclusione è illustrata con criteri micropolitici nella Danksagung (pp. IX–XIII). La ragione dell'inserimento appare essere il fatto che essi hanno lavorato nel quadro metodologico elaborato dall'Autore oppure hanno proposto dati in esso facilmente integrabili; ulteriori indicazioni di studi sono riportate nelle note. La parte documentaria è completata da un CD-Rom contenente una banca dati relativa ai personaggi presentati nel volume, vuoi in ordine alfabetico, vuoi secondo il ruolo da essi rivestita nella costellazione Borghese. Il volume si presenta diviso in due parti, rispettivamente *Muster* (modelli) e *Netzwerke* (reti): in pratica una descrizione analitica e una trattazione dinamica, ovvero la proposizione degli elementi considerati in sé stessi e le loro dinamiche di integrazione. Il quadro ideologico è descritto nel primo capitolo (*Regeln*), nel quale si mostra come la *Mikropolitik* pervada tutto un complesso di realtà che vanno dalle finanze, ai benefici ecclesiastici, ai rapporti umani fino ad arrivare alla teologia, che giustifica il modo di porsi del Pontefice fondato su elementi sacrali. Nel secondo capitolo (*Positionen und Institutionen*) sono analizzati le cariche e gli uffici esistenti nell'ambito della Curia romana, soffermandosi più estensivamente su due istituzioni di governo: i cardinali e i segretari. I

cardinali, in quanto il loro *status* rappresentava, secondo solo al Pontefice, il vertice della carriera curiale, mentre la varietà dei soggetti permette di ripercorrere le diverse strade e le differenti strategie impiegate per attingere l'obiettivo. I segretari, in quanto, nella loro varietà di funzioni, erano personaggi insostituibili nell'amministrazione, gli unici ad avere accesso permanente al papa e al cardinale nipote. La seconda parte del volume si occupa delle reti. La principale, in quanto espressamente disegnata dal papa e dal cardinale nipote, è quella personale, e comprende i soggetti legati da rapporti di parentela, di amicizia, di clientela. La rete dei Borghese interagiva poi con le reti di altre famiglie, spesso più consolidate o dotate di maggiori titoli di nobiltà, quali Farnese, Este, Gonzaga, Aldobrandini, Montalto. Il cerchio si allarga coinvolgendo enti precostituiti: gli ordini religiosi con i loro interessi teologici, le città dello Stato Ecclesiastico, i piccoli Stati italiani, le due potenze europee, Francia e Spagna, con i loro riferimenti in Italia. Con tutte queste realtà i Borghese crearono rapporti asimmetrici basati su un ventaglio di interessi diversificati, finalizzati a consolidare la posizione della loro famiglia nell'ambito italiano ed europeo e alle necessità del governo dello stato e della politica internazionale. In questo senso si evidenzia, soprattutto nei rapporti con le due superpotenze del tempo, l'integrazione tra micro e macropolitica, in coerenza con la concezione patrimoniale dello stato, quindi in primo luogo privatistica, vigente nell'antico regime.

Silvano Giordano

Guido Metzler, *Französische Mikropolitik in Rom unter Papst Paul V. Borghese (1605–1621)*, Philosophisch-historische Klasse der Heidelberger Akademie der Wissenschaften 45, Heidelberg (Universitätsverlag Winter) 2008, 165 pp., ISBN 978–3–8253–5427–5, € 24. – Dopo la fine delle guerre di religione e il conseguente isolamento, il re di Francia Enrico IV, per ridare al suo regno l'antica visibilità, volle guadagnare spazio politico alla corte di Roma. Già nel 1605, approfittando delle difficoltà della fazione spagnola, ottenne un primo risultato quando il fiorentino Alessandro de' Medici divenne papa con il nome di Leone XI. In seguito il percorso si rivelò relativamente accidentato: al breve regno del papa Medici seguirono i quindici anni di Paolo V, orientato piuttosto verso la Spagna, mentre in Francia alla stabilità acquisita durante il governo del primo Borbone succedettero gli anni turbolenti del giovane Luigi XIII. La politica francese alla corte romana, condizionata dalle vicissitudini transalpine, in mancanza di un solido gruppo di alti ecclesiastici francesi ebbe come protagonisti gli ambasciatori: Philippe de Béthune (1601–1605), Charles de Neufville, marchese d'Alincourt (1605–1608), François Savary de Brèves (1608–1614), già rappresentante del re Cristianissimo a Costantinopoli, François Jovenel des Ursins, marchese di Traisnel (1614–1617). Denis Simon de

Marquemont, arcivescovo di Lione, semplice inviato, per due anni (1617–1619) interruppe la serie degli ambasciatori, riattivata con l'invio di François-Anibal d'Estrées, marchese di Coeuvres (1619–1622). Lo studio di G. Metzler, che ha un precedente illustre nel saggio di Bernard Barbiche, pubblicato nel 1965 (*L'influence française à la cour pontificale sous le règne de Henri IV*), dal quale prende le mosse, pur differenziandosene quanto al metodo, che è quello elaborato dalla scuola di Wolfgang Reinhardt, basandosi sulla documentazione conservata negli archivi francesi e vaticani analizza i diversi gruppi presenti alla corte di Roma, dai membri della famiglia naturale del papa, presso i quali non mancavano simpatie per l'ambiente francese, passando per gli ex nunzi presso il re Cristianissimo, non sempre rimasti vicini al sovrano, come appare dalla vicenda di Roberto Ubaldini, fino ad arrivare alle famiglie nobili romane, presso le quali vigeva la consuetudine di mantenere un variegato ventaglio di fedeltà. Lo studio coglie nella sua complessità l'articolarsi della corte romana, dove il partito filopontificio era solo uno dei diversi attori in gioco. Durante gli anni di Paolo V si evidenziano soprattutto i gruppi facenti capo ai cardinali Alessandro Peretti di Montalto e Pietro Aldobrandini, che avevano costruito le loro fortune sull'eredità dei rispettivi zii, i pontefici Sisto V e Clemente VIII, senza dimenticare i cardinali esponenti delle famiglie principesche italiane Gonzaga ed Este, tradizionalmente legate alla Francia. I diplomatici francesi si trovarono svantaggiati di fronte alla preponderanza spagnola, soprattutto per il fatto che Paolo V, nel programmare un futuro principesco per la famiglia, faceva assegnamento sui titoli e sui benefici a disposizione del re Cattolico. Tuttavia il loro operato non rimase senza frutto: la presenza a Roma dell'ambasciatore Francisco de Castro (1609–1616), specialmente maldestro nel rappresentare gli interessi del suo sovrano, le alleanze della nobiltà romana, in particolare gli Orsini, con famiglie francesi, la politica del nipote Scipione Borghese riguardo alle promozioni cardinalizie, volutamente non allineata a quella del pontefice, consentirono il conseguimento di una serie di risultati, quali l'aumento di cardinali filofrancesi e, alla morte di Paolo V, l'elezione di un candidato non avverso alla Francia nella persona di Gregorio XV (Alessandro Ludovisi).

Silvano Giordano

Moritz Trebeljahr, *Karrieren unter dem achtspeitzigen Kreuz. Die mikropolitischen Beziehungen des Papstthofs Pauls V. zum Johanniter-Orden auf Malta, 1605–1621*, Schriftenreihe der Hessischen Genossenschaft des Johanniter-Ordens 29, Nieder-Weisel (Gedon & Reuß) 2008, 360 S., ISBN 3–922177–79–4, € 25. – Die Dissertation von Moritz Trebeljahr ist in Freiburg i. Br. bei Wolfgang Reinhard entstanden und im Zusammenhang mit der seit einigen Jahren dort betriebenen Klientelforschung zu sehen. Mit seiner Arbeit leistet

Trebeljahr jedoch nicht nur einen Beitrag zur Erforschung mikropolitischen Strukturen in der Frühen Neuzeit, sondern widmet sich durch die Beschäftigung mit dem frühneuzeitlichen Johanniter-Orden auch einem bislang stark vernachlässigten Teil der europäischen Geschichte. Methodisch orientiert sich die Arbeit an der Struktur und den Statuten des Ordens, welche eingangs ausführlich dargelegt werden. Anschließend füllt Trebeljahr die Theorie mit Leben, indem er Lebensläufe von Ordensrittern den vorgegebenen Karriereeregeln gegenüberstellt. Dass sich hierbei teilweise erhebliche Unterschiede zwischen Theorie und Realität zeigen, verwundert wenig, denn es war natürlich zu erwarten, dass auch in einem Ritterorden die gängige politische Praxis der Zeit Anwendung fand. Doch Trebeljahr beschränkt sich nicht auf die Feststellung dieses Ergebnisses, sondern stellt mit Hilfe zahlreicher Biographien von Ordensrittern die Funktionsweise eines frühneuzeitlichen Ritterordens eindrucksvoll dar. Neben Begünstigungen bei der Aufnahme in den Orden nennt Trebeljahr vor allem jene Posten als Ziel mikropolitischen Handelns, die als Karrieresprungbretter galten: So vermittelte meist der Kardinalnepot die Übertragung von Kommenden, Kapitanaten über Galeeren oder Botschafterposten an den wichtigen Höfen Europas (vor allem beim Papst) bis hin zur Verleihung von Prioraten. Zivile Ämter auf Malta jedoch, etwa in der *Sacra Infermeria* oder den Herbergen der Zungen, scheinen von dieser Praxis wohl ausgenommen gewesen zu sein, jedenfalls schildert der Vf. die Vergabe dieser Posten als den Statuten entsprechend. Der Johanniter-Orden erscheint hierbei wie die meisten anderen Ritterorden in der Frühen Neuzeit als Versorgungsanstalt für hochadlige Nachgeborene. Besonders die starke Einflussnahme des Papstes bzw. seiner Nepoten auf Aufnahme und Laufbahn einzelner Ritter sticht hervor. Es habe für die päpstliche Seite meist keine große Rolle gespielt, ob ein von ihnen protegierter Kandidat den Ansprüchen des Ordens genüge. Entsprechend seien Aufnahmen im Kleinkindalter ebenso wenig eine Ausnahme gewesen, wie die Mitgliedschaft von päpstlichen Klienten, die weder zur Aufnahme noch sonst irgendwann auf Malta gewesen waren. Diesen extremen Auswüchsen klientelpolitischer Praxis stellt Trebeljahr die teilweise vehementen, ja verzweifelten Versuche des Ordens gegenüber, sich gegen eine allzu starke Einflussnahme der römischen Kurie zu wehren. So habe sich der enorme Karrieredruck bei den auf Malta residierenden Ordensrittern nicht nur in handgreiflichen oder gar bewaffneten Konflikten unter den Ritterbrüdern entladen, sondern eine allzu dreiste Bevorzugung päpstlicher Klienten habe sogar zu Aufruhr gegen die Ordensregierung Anlass gegeben. Doch nicht nur die Sorge, dass diese Klientelpolitik die eigene Karriere behindere, habe die Johanniterritter zu diesen heftigen Reaktionen verleitet. Der Vf. zeigt nämlich, dass trotz des häufig im Vordergrund stehenden Versorgungsgedankens die ei-

gentliche Idee des Ordens auch im 17. Jh. noch wirksam war. So sei das Wohlergehen des Ordens als Institution ebenso wie die Krankenpflege und nicht zuletzt die Verteidigung des Glaubens verbunden mit dem Kampf gegen die Osmanen den meisten Johanniterrittern ein durchaus reales Anliegen gewesen. An dieser Stelle vermeidet Trebeljahr eine einseitige Wertung und beschreibt stattdessen die Mikropolitik im frühneuzeitlichen Europa als Selbstverständlichkeit in der Karriereplanung. Gleichzeitig weist er aber auch darauf hin, dass ausuferndes Ausnutzen mikropolitischer Beziehungen von den Zeitgenossen dennoch auch kritisch beurteilt wurde. Als anthropologische Fußnote präsentiert der Vf. in diesem Zusammenhang den Befund, dass es sich bei den Kritikern zumeist um jene handelte, deren mikropolitische Vorhaben nicht von Erfolg gekrönt waren. Moritz Trebeljahr liefert mit dieser Arbeit einen wichtigen, methodisch hervorragenden und sehr detailreichen Beitrag zur frühneuzeitlichen Ritterordensforschung, der auch einen lebendigen Eindruck adeligen Lebens und Karrierestrebens im Europa des 17. Jh. gibt.

Vladimir von Schnurbein

Tomislav Mrkonjić, *Archivio della Nunziatura Apostolica in Vienna*. Vol. 1: „Cancellaria e Segreteria“ nn. 1–904 – aa. 1607–1939. Inventario. *Collectanea Archivi Vaticani* 64, Città del Vaticano (Archivio Segreto Vaticano) 2008, LXVII, 910 S., ISBN 978–88–85042–56–8, € 45. – Mit dem Inventarband zum Archiv der Wiener Nuntiatur hat P. Tomislav Mrkonjić OFMConv., Skriptor am Archiv Segreto Vaticano (ASV) ein nicht nur äußerlich gewichtiges Werk vorgelegt. Es erschließt das in mehreren Etappen seit 1921 in das ASV eingebrachte Archiv der Wiener Nuntiatur (ANV) sowohl inhaltlich wie chronologisch ungleich ausführlicher als das 1957 von Walter Wagner vorgelegte Inventar (RHM 2 [1957/58] S. 82–203). Unter „Wiener Nuntiatur“ ist sowohl die Nuntiatur am Hof des römisch-deutschen Kaisers wie diejenige beim Kaiser von Österreich (und König von Ungarn) und diejenige in der Ersten Republik zu verstehen. Den ältesten Teil des Archivs stellen jene Akten der kurzlebigen Grazer Nuntiatur (1580–1622) dar, die sich zum Zeitpunkt von deren Schließung noch vor Ort befanden und danach *en bloc* dem Archiv des Kaiserhof-Nuntius einverleibt wurden (missverständlich Mrkonjić S. VIII). Der seit dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jh. in Teilen überlieferte Niederschlag der amtlichen Tätigkeit des Kaiserhof-Nuntius enthält in erster Linie Gratial- und Judizialsachen sowie vermischte Korrespondenzen. Auslaufregister für die Berichte an das Staatssekretariat und dessen originale Weisungen sind im Archiv der Wiener Nuntiatur erst ab der Mitte des 18. Jh. geschlossen erhalten. Nach einer kurzen Übersicht über die Vorgänger-Inventare, die seit der Mitte des 17. Jh. angefertigt wurden (besonders einschneidend die Neuordnung des Ar-

chivs unter Giuseppe Garampi während seiner Jahre als Nuntius in Wien [1778–1785]), schildert Mrkonjić die Modalitäten der Verbringung des Wiener Archivguts in den Vatikan und die dort vorgenommenen Neuordnungen (IX–XVII, XXXIV). Der Einleitungsteil wird abgerundet von Konkordanzen der Bandnummerierungen, kodikologischen Hinweisen und, in Analogie zu Wagner, einer Tabelle, die den Pontifikaten von 1605 bis 1939 die Amtszeiten der päpstlichen Staatssekretäre und der Nuntien am Kaiserhof zuordnet. Ein „Prospetto cronologico anni-volumi“ (L–LVI) folgt ebenfalls dem Vorbild von Wagner, ergänzt dessen „Chronologische Übersicht“ für die Zeit bis 1822 und führt sie bis 1940 fort. Dies ist deswegen von großem Nutzen, weil sich durch das Nebeneinander von chronologischen Serien und inhaltlich-systematisch angelegten Sammelbänden Schriftstücke eines Jahres in zahlreichen, numerisch oft weit auseinanderliegenden Bänden finden können. Zuletzt gibt Mrkonjić ein kurzes Literaturverzeichnis (der Name „Strazer“ ist in „Starzer“ zu korrigieren, S. XXVIII und LXVII). Der eigentliche Inventarteil umfasst nahezu 800 Seiten und 904 Archiveinheiten. Die Inhaltsangaben Wagners für die ersten 201 Bände des ANV werden im Normalfall übernommen, gelegentlich auch korrigiert oder erweitert. Im Gegensatz zu Wagner werden unnummerierte Bände nur unter der neuen Ordnungszahl angeführt (mit einem nachträglichen Hinweis auf die alte), sodass man sich zunächst das Fehlen von ANV 118, 167, 173, 185, 188, 195 nicht erklären kann. Der bei weitem überwiegende Teil von Mrkonjićs Inventar (Nr. 202–904, S. 175–796) betrifft die Zeit nach 1800. Hier konnte sich der Autor bestenfalls auf summarische Inventare stützen, sah sich aber einem gewaltigen Anschwellen des Archivguts gegenüber. Dafür sind nicht nur geordnete Erhaltungsbedingungen verantwortlich, sondern vor allem das Ausufern des Schriftverkehrs und die Menge der im Archiv der Nuntiatur überlieferten Bittschriften, Anlassschreiben, Broschüren, Zeitschriftenartikel, die einen Einblick in die Kontakte des Nuntius, dessen Nachrichtenbeschaffung und anschließende Auswahl für die Weitergabe nach Rom erlauben; der für das 19. und beginnende 20. Jh. wesentlich besser als für frühere Epochen dokumentierte Schriftverkehr mit anderen kurialen Dikasterien erlaubt, Informationsstränge und Netzwerke auch ausserhalb des Staatssekretariats zu verfolgen. Der unmittelbare und eigentlich einzige Zugang zu einem Werk wie diesem Archivinventar ist der Index. Es leuchtet ein, dass die ungemein variable und oft irreguläre Schreibung deutscher, slawischer, ungarischer etc. Eigennamen in den Dokumenten den Autor vor große Schwierigkeiten gestellt hat. Während Ortsnamen des Vielvölkerreiches recht zuverlässig mittels Verweisen auf die heutige Namensform erschlossen sind (zum Beispiel: Lemberg>Lviv, Leopoli>Lviv), sind die Probleme bei den Personennamen leider recht uneinheitlich gelöst oder eben nicht gelöst. Dass in Anbetracht der Ma-

terialmassen auf die Identifizierung der nur in ihrer Funktion genannten Personen und die Korrektur aller fehlerhaft wiedergegebenen Namen verzichtet werden musste, ist verständlich, doch hätte man die Benutzer des Bandes darauf ausdrücklich hinweisen sollen. So müssen diese eben aus eigenem Antrieb etwas Phantasie walten lassen, so etwa, wenn es neben dem Eintrag „Württemberg“ auch denjenigen „Wittember“ gibt, ohne dass Mrkonjić die Identität aufgefallen sein dürfte. Sachen und Institutionen sind eigene Betreff gewidmet. Sie werden zusätzlich, sofern sinnvoll, geographischen Betreffen zugeordnet, sodass sie wohl in den allermeisten Fällen gut aufgefunden werden können. Dass sich bei einem so umfangreichen Werk gelegentlich Fehler einschleichen, ist verständlich (zum Beispiel Verweis auf „Paesi Bassi austriaci“ bei „Olanda“ und nicht bei „Belgio“; „Cornlaws“ im Inventarteil als geographischer Betreff neben Irland gesetzt [S. 285] und folgerichtig im Index nicht dem Eintrag „Irlanda“ zugewiesen; die lateinische Anrede an den Gemahl Maria Theresias „dux Lotharingiae et Bari“ mit „duca di Lorena e Bari“ wiedergegeben [S. 137 und Index]; für das 18. Jh. kann man wohl kaum von einem „Impero Asburgico“ – so ein Betreff des Indexes – sprechen, und schon gar nicht, wenn es sich um eine Reichssache handelt). Fernab von jeder kleinlichen Beckmesserei ist dem Autor zu der großen Arbeitsleistung zu gratulieren, durch die ein wichtiger Bestand des ASV der Forschung zugänglich gemacht wird.

Elisabeth Garms-Cornides

I documenti vaticani del processo di Galileo Galilei. Nuova edizione accresciuta, rivista e annotata da Sergio Paganò, Città del Vaticano (Archivio Segreto Vaticano) 2009, CCLXVIII, 332 S., 28 Taf., ISBN 978–88–85042–62–9, € 60. – In dieser vorliegenden kritischen Edition sind außer den im Vatikanischen Archiv verwahrten Prozessakten auch einschlägige Dokumente aus dem Archiv des Sant’Ufficio, aus der Vatikanischen Bibliothek und anderen Beständen des Vatikanischen Archivs zusammengestellt. In der Einleitung versucht der Hg. in einer minutiösen Kleinarbeit die Vorgeschichte und den Prozessverlauf zu rekonstruieren, wobei auch verschiedenste Komponenten berücksichtigt werden, die das Geschehen ins Rollen brachten. So beschäftigte sich das Heilige Uffiz bereits zwischen 1611 und 1615 mit dem Fall Galileo, der Verteidigung des kopernikanischen Weltsystems durch den florentinischen Mathematiker und Naturwissenschaftler. Dieser wurde in Rom von den beiden Dominikanern Tommaso Caccini und Niccolò Lorini denunziert. Galileo konnte zwar auf die Unterstützung seiner römischen Freunde, darunter viele Mitglieder der *Accademia dei Lincei* und besonders auf die von Federico Cesi bauen, aber sie alle überschätzten die Möglichkeit der sachlichen Argumentation. In seinem an Cristina di Lorena, der Mutter des Großherzogs der Tos-

kana, gerichteten Brief, der für ein breiteres Publikum bestimmt war, bekannte sich Galileo zum Prinzip der Autonomie der Erforschung der Natur, einem Kriterium der modernen Wissenschaft. Als guter Katholik glaubte er an einen günstigen Verlauf seines Besuches in Rom im Spätherbst 1615, doch war er sich der negativen Wirkung der Polemik keineswegs bewusst. Die Verurteilung der Indexkongregation war vor allem wegen der Art seiner Erklärung wissenschaftlicher Erkenntnisse unter Berücksichtigung der Heiligen Schrift erfolgt. Kardinal Robert Bellarmin forderte ihn im päpstlichen Auftrag auf, von seinen Lehren abzuschwören und diese künftig weder zu verbreiten noch schriftlich oder mündlich zu verteidigen. In der Auseinandersetzung mit dem Jesuiten Orazio Grassi über die Kometen – drei waren im August 1618 erschienen – verfasste Galileo 1621 die Gegenschrift *Il Saggiatore*. Diese hatte nicht nur Anklang bei seinen römischen Freunden gefunden, sondern wurde auch von Maffeo Barberini gelesen und hatte ohne weiteres die Druckerlaubnis des Meisters des Apostolischen Palastes Niccolò Riccardi erhalten. Daher und vor allem nach der Wahl Barberinis – der Interesse an Galileos naturwissenschaftlichen Forschungen dokumentiert hatte – zum Papst gab sich der florentinische Gelehrte der Illusion hin, nun ungehindert seine Studien – in erster Linie die der Gezeiten – fortsetzen zu können. Doch kurz nach dem Erscheinen wurde das Werk über die physischen Eigenschaften der Gegenstände von einem Unbekannten bei der Indexkongregation wegen häretischer Ideen, die Verwandlung von Brot und Wein bei der Eucharistie in Frage stellten, angezeigt. Während seines Aufenthaltes in Rom und in der Unterredung mit Urban VIII. hatte der Mathematiker die 1616 von Bellarmin erhaltene Anweisung nicht erwähnenswert befunden. Gerade dies sollte im Prozess von 1633 ein wichtiger Anklagepunkt werden. Die Redaktion des *Dialogo* – indem sich zwei Freunde, die das kopernikanische System vertreten, mit einer dritten Person als konservativem Vertreter des aristotelischen Systems unterhalten – die er im Herbst 1624 begonnen hatte, konnte er Ende 1629 abschließen. Bereits im Januar des folgenden Jahres zirkulierten Abschriften unter den Freunden, und Ende April reiste der Autor nach Rom, wo er das *Imprimatur* einholen und das Werk in Rom drucken lassen wollte. Die Unterredung mit dem Astrologen Orazio Morandi, dem angeblichen Urheber eines im Umlauf befindlichen Horoskops, das den baldigen Tod des Papstes ankündigte, sollte für Galileo nachteilige Folgen haben. Da sich Riccardi wohlwollend gezeigt hatte und der Mathematikprofessor und Dominikaner Raffaello Visconti nur geringfügige Korrekturen verlangt hatte, reiste Galileo zuversichtlich ab. Nach dem Tod seines Freundes Cesi, eines der wichtigsten Fürsprecher, entschied der Mathematiker das Werk in Florenz in Druck zu geben. Nach der kirchlichen Druckerlaubnis in Florenz erschien das Werk 1632 und wenige Exemplare gelangten

sofort nach Rom, wo sich bald auch negative Stimmen bemerkbar machten, in diesem Fall auch vonseiten der Jesuiten, vor allem Pater Schreiner polemisierte aus Eifersucht gegen die Dialoge. Urban VIII., der aus politischen Gründen unter Zugzwang geraten war, erkannte seine eigenen Argumente wieder, die der Autor aus Vorsichtsmaßnahmen am Ende angeführt hatte, und fühlte sich hintergangen. Überzeugt, dass der Glaubenslehre auf jeden Fall gegenüber der Wissenschaft und der Philosophie Vorzug zu geben ist, war der Papst zu keinen Zugeständnissen bereit und bestand darauf, dass Galileo vor dem Inquisitionsgericht erscheinen sollte. Nachdem dieser die Reise mehrmals aus Gesundheitsgründen verschoben hatte, kam er Mitte Januar 1633 nach Rom, musste sich aber wegen der Pest in Quarantäne begeben. Nach mehreren vergeblichen Interventionen des florentinischen Botschafters beim Papst wurde der Prozess am 12. April begonnen. Der Urteilsspruch erfolgte am 22. Juni (der Originaltext ist verloren, doch sind mehrere Abschriften erhalten) und der Angeklagte musste öffentlich alle seine bisher vertretenen Theorien widerrufen. Von der Kurie wurde eine Kopie des Urteils und des Widerrufs an die Nuntien zur Veröffentlichung weitergeleitet. Auch nach dem Tod Galileos war die Angelegenheit nicht beigelegt, die Auseinandersetzung zwischen dem Großherzog der Toskana und der Kurie hinsichtlich der Errichtung eines Grabdenkmals in S. Croce zog sich mehr als 100 Jahre hin. Außer einer detaillierten Beschreibung der Prozessakten gibt der Herausgeber einen historischen Überblick über den Aktenbestand von der Zusammensetzung über den Transport (nicht zusammen mit dem Archiv sondern als spezielles Dokument), das Verschwinden in Paris, das vergebliche Suchen des Archivars Marino Marinis, die Rückgabe 1843 durch die Witwe des Fürsten Louis Casimir de Blacas d'Aulps und die Übergabe an das Vatikanische Archiv (aus Sicherheitsgründen) durch Pius IX. im Mai 1850. Eine Konkordanz gibt die dreifache Foliierung der Dokumente wieder. Außerdem werden die bislang erschienenen Editionen kritisch analysiert. Besonders ist auf den ausführlichen Anmerkungsapparat hinzuweisen, der wertvolle biographische Hinweise gibt. Ein Index am Ende des Bandes erleichtert die Handhabung des Bandes. Christine Maria Grafinger

Nuntiaturberichte aus Deutschland/Die Kölner Nuntiatur im Auftrag des Görres-Gesellschaft hg. von Erwin Gatz und Konrad Repgen, Bd. V,2.: Nuntius Antonio Albergati (1614 Juni – 1616 Dezember), bearb. von Peter Schmidt, Paderborn (Schöning) 2009, LV, 877 S., ISBN 978-3-506-76723-3, € 138. – Il bolognese Antonio Albergati (1566–1634), condiscipolo di Federico Borromeo nel corso degli studi di diritto svolti presso l'università della sua città natale, ebbe un posto non trascurabile nell'ambito della chiesa milanese. Quando infatti il Borromeo, nel 1595, fu nominato arcivescovo di Milano, lo

chiamò a coadiuvarlo nel governo della diocesi in un momento in cui era necessario proseguire l'opera del grande Carlo e ristabilire l'autorità del vescovo nei confronti del governatore. Albergati accompagnò Federico nelle visite pastorali, divenne per cinque anni vicario generale e partecipò attivamente al processo di canonizzazione di Carlo Borromeo. L'esperienza maturata e i contatti con il cardinale Giovanni Garzia Millini nel 1610 lo indicarono come il candidato ideale alla nunziatura di Colonia, dove rimase fino al 1621, quando il nuovo papa Gregorio XV provvide ad una generale sostituzione dei nunzi nominati da Paolo V. In realtà la nunziatura di Colonia, una tipica nunziatura di riforma, creata nel 1584 per arginare le spinte protestanti nella regione del basso Reno e per coadiuvare il nuovo arcivescovo, Ernesto di Baviera, completamente digiuno di cose ecclesiastiche, era stabilita presso una decina di principi, tra cui i tre Arcivescovi elettori. Albergati fu scelto sulla base delle sue competenze amministrative per governare per conto del papa un'area geografica divenuta presidio della confessione cattolica nella regione. Il nunzio rafforzò le istituzioni esistenti e consolidò la vita religiosa della regione, dando il suo appoggio ai gesuiti, ai cappuccini e ai carmelitani scalzi, dei quali favorì l'insediamento nel territorio di sua competenza. L'edizione dei carteggi di Albergati con la Segreteria di Stato fu intrapresa da Wolfgang Reinhard, che nel 1972 pubblicò nel quinto volume della serie relativa a Colonia, distribuito in due tomi, comprendente la corrispondenza dal maggio 1610 al maggio 1614. Alcuni anni dopo venne scoperta una parte mancante della corrispondenza, conservata nell'Archivio di Stato di Massa, la cui pubblicazione fu portata a termine nel 1997 da Peter Burschel. Nel frattempo, nel 1992 il professor Reinhard affidò al suo allievo Peter Schmidt il materiale raccolto, affinché portasse a termine l'edizione. Frutto di tale incarico è il presente volume, che raccoglie le carte scambiate tra il mese di giugno del 1614 e la fine del 1616, un intenso periodo di due anni e mezzo che vide la soluzione del problema della successione ai ducati di Jülich-Kleve, le manovre di Melchior Klesl per pilotare la scelta del futuro imperatore, il rafforzamento del cattolicesimo ottenuto mediante la conversione di alcuni principi protestanti, che seguirono l'esempio di Wolfgang Wilhelm von Neuburg, e un vasto programma di missioni e di visite personalmente perseguito dal nunzio con la collaborazione dei religiosi da lui introdotti. Le 1121 lettere, dalla 1097 alla 2218, oltre ai tre testi in appendice, presentate in ordine cronologico, sono edite integralmente, precedute dalla segnatura archivistica e dal corrispondente regesto. Esse provengono per lo più dal Fondo Borghese dell'Archivio Segreto Vaticano, con qualche piccola integrazione, come le carte conservate presso l'archivio della Congregazione per la Dottrina della Fede, aperto nel 1998, frutto delle personali ricerche del Curatore. L'accurata introduzione (pp. XV–XLVIII) offre in sintesi le principali

realizzazioni ascrivibili ad Albergati, rimandando all'ultimo volume una valutazione complessiva della sua figura e del suo operato. L'edizione costituisce un importante tassello verso il completamento dell'edizione dei carteggi della nunziatura di Colonia e offre una documentazione di prima mano insostituibile per la conoscenza degli avvenimenti precedenti l'inizio della guerra dei Trent'anni.

Silvano Giordano

Günther Wassilowsky, Die Konklavereform Gregors XV. (1621/22). Wertekonflikte, symbolische Inszenierung und Verfahrenswandel im posttridentinischen Papsttum, Päpste und Papsttum 38, Stuttgart (Hiersemann) 2010, X, 406 S., ISBN 978-3-7772-1003-2, € 112. – Der Forschung über das frühneuzeitliche Rom fehlt – spätestens seit dem durchschlagenden Erfolg der Sozialgeschichte Wolfgang Reinhardts – eine ideengeschichtliche Dimension. W. wirkt als Kirchenhistoriker solchen reduktionistischen Tendenzen entgegen, indem er versucht, die Geschichte der Papstwahlen im 16. und 17. Jh. sowohl unter einem politisch-sozialen wie auch einem theologischen Blickwinkel zu betrachten. Er schenkt dementsprechend nicht nur dem römischen Klientelsystem, sondern eben auch religiösen Wertvorstellungen Beachtung. Sehr treffend ist seine Feststellung, daß „eine methodisch erneuerte *intellectual history* zu den religiösen, politischen, sozialen Vorstellungs- und Deutungsmustern im Rom der Frühen Neuzeit – mit einer gewissen Hoffnung gesprochen – gerade erst im Entstehen begriffen ist“ (S. 165f.). Da die Geschichte der Techniken der Papstwahl im einzelnen bisher noch kaum untersucht und von Generalisierungen geprägt war, konnte W. zu verblüffenden Ergebnissen gelangen. Aus seinem materialreichen Buch sollen hier lediglich einige Hauptresultate hervorgehoben werden (eine Zusammenfassung liefert W. in HZ Beiheft 52, 2010, S. 139–82). Zunächst begibt sich W. auf einen Durchgang durch die Konklaven des 16. Jh., die allesamt in den Tagebüchern der Zeremonienmeister und in sonstigen Konklaveberichten beschrieben worden sind. Hierbei kann er nachweisen, daß die weitaus meisten Päpste des Jahrhundert durch eine Wahltechnik gekürt wurden, die in keinem normativen Text erwähnt wird: die Adorationswahl. Diese Wahlform war von der bisherigen Forschung übersehen worden, weil sie sich eben auf die normativen Texte statt auf die Praxisberichte gestützt hatte. Die Wahl lief wie folgt ab: Faktionsführer versammelten während dem Konklave ihre Gefolgsleute unter den Kardinälen und begannen plötzlich, niederzuknien und einem Kandidaten zu huldigen. Traten zwei Drittel der wahlberechtigten Kardinäle einer solchen spontanen Huldigung bei, war der Kandidat in demselben Augenblick bereits neuer Papst. Die Verehrung selbst stellte bereits den Wahlakt dar. Eine Bestätigung per Wahlzettel wurde dann zwar noch nachgeholt, hatte aber ausdrücklich keine

konstituierende Bedeutung mehr. Da die normativen Texte (seit *Licet de vitanda*, 1179) lediglich die Herstellung einer Zweidrittelmehrheit als zwingend notwendig vorschrieben, hielten die Kardinäle es offenbar für zweitrangig, auf welche Weise diese Mehrheit zustande kam. Die Adorationswahl konnte zu tumultartigen Szenen führen, wenn eine Faktion zur spontanen Huldigung ansetzte und die andere Faktion Beitritte von Kardinälen zu dieser Huldigung mit physischer Gewalt zu verhindern suchte. Andererseits erfüllte die Wahltechnik augenscheinlich sehr gut ihren Zweck, was schon dadurch bewiesen ist, daß die Ergebnisse im nachhinein nie angefochten wurden. W. kann zudem glaubhaft machen, daß die Adorationswahl dem römischen Klientelsystem entsprach: Durch die Huldigung – als sichtbarem Treueversprechen – spiegelte sie die Patronagebeziehungen und die soziale Ordnung an der römischen Kurie wider. Mehrere Versuche, eine Geheimwahl einzuführen, scheiterten im Laufe des 16. Jh. Warum eine Konklavereform ausgerechnet in dem kurzen Pontifikat Gregors XV. Ludovisi (1621–23) erfolgreich durchgesetzt werden konnte, erklärten informierte Zeitgenossen (wie der toskanische Botschafter in Rom) schon damals mit praktischen Gründen. Die Ludovisi waren sich bewußt, daß der alternde Gregor nur für kurze Zeit regieren würde, und befürchteten, in dieser kurzen Zeit keine Kardinalsfraktion aufbauen zu können, welche bei der nächsten Adorationswahl einen der Familie gewogenen Nachfolger durchsetzen würde. Bei einer geheimen Wahl rechneten sich die Ludovisi bessere Chancen aus. Als Folge der Konklavereform wurde dann Urban VIII. Barberini 1623 als erster Papst der Geschichte unter Geheimhaltung gewählt. Aber nicht nur die genannten praktisch-politischen Gründe förderten die Durchsetzung der Konklavereform, sondern auch theologische Werte hatten dabei ihr Gewicht. W. zeigt auf, wie eine Gruppe von einflußreichen Reformkardinälen, die *zelanti* (Eiferer), zu denen Größen wie Robert Bellarmin und Federico Borromeo gehörten, den Begriff der Freiheit des Gewissens ins Spiel brachten. Der Papst sollte den *zelanti* zufolge nicht mehr mit Rücksicht auf weltliche Interessen und Patronagebeziehungen gewählt werden. Dieser theologischen Wertvorstellung entsprechend wurde dann schließlich auch der Wahlort geändert. Hatte man vorher stets in der Paulinischen Kapelle (!) gewählt, so vollzog man den Wahlakt seit der Konklavereform in der Sixtinischen Kapelle: ein weiteres neues Ergebnis der Studie. W. interpretiert den Ortswechsel damit, daß die Wahl als Gewissensentscheidung vor dem „Jüngsten Gericht“ Michelangelos, also im Angesicht Christi, vollzogen werden sollte. Selbstverständlich gab es in den Konklaven danach weiterhin Faktionsbildung, doch dauerte diese nun deutlich länger, weil die Faktionsführer den Geheimwählern die Vorzüge ihres Kandidaten viel stärker plausibel machen mußten. Der Rezensent hätte sich an diesem Punkt eine etwas breitere histo-

rische Kontextualisierung der *zelanti* und ihres praktischen Einflusses gewünscht. Zudem hätte der Begriff des Gewissens als theologischer Sprengstoff (z. B. in bezug auf die Arten von Abstimmung am Konzil von Trient) noch tiefer erfaßt werden können. Was Transkriptionen aus Manuskripten angeht, ist das Buch nicht frei von kleineren Flüchtigkeitsfehlern, die aber nicht wirklich ins Gewicht fallen. An W.s Studie sind zu loben die gute Lesbarkeit, die Beschränkung auf das Wesentliche und die Art, wie er den komplizierten technischen Quellen mit seinen geglückten Zusammenfassungen ihre Schwere nimmt. Selbst die bittere Vorspeise der Theorie wird von W. gut verdaulich präsentiert. Er hat der Frühneuzeitforschung auf erfreuliche Weise ein neues Thema zugänglich gemacht.

Stefan Bauer

Gabriele Ingegneri (a cura di), *La visita generale di Giovanni Maria Minniti da Noto. Diario e protocollo 1625–1631*, Monumenta historica Ordinis Minorum Capuccinorum 30, Roma (Istituto Storico dei Capuccini) 2006, 362 pp., ISBN 88–88001–26–3, € 20. – Uno dei punti più difficili nell'agenda ideale del rinnovamento degli studi sugli storia degli Ordini religiosi in età moderna è costituito dal rapporto con le fonti. Al di là dei ben noti problemi di accesso alla documentazione – spesso conservata gelosamente negli archivi e nelle biblioteche dei diversi Ordini e Congregazioni – e degli sforzi che la recente storiografia sta compiendo, vi è infatti una tendenza latente a considerare il problema delle fonti come affatto secondario. Il presente volume curato con perizia da Gabriele Ingegneri (di cui si segnalano gli ottimi apparati critici e di corredo) pare fatto apposta per smentire tutti coloro i quali ancora guardano con sufficienza – quando addirittura con disinteresse – alla ricca documentazione prodotta dagli Ordini, come a materiale di scarsa importanza, utile soltanto per una storia edificante e apologetica. Il volume offre l'edizione di quello che il curatore definisce come „protocollo“ delle missive inviate dal ministro generale nel corso della sua visita dell'Ordine cappuccino nel periodo 1625–1631, nel quale sono registrati in brevi ma efficaci registri i dati essenziali (destinatario, contenuto, luogo e data di spedizione) della corrispondenza inviata. La pubblicazione dei diari della visita che Giovanni Minniti da Noto, eletto ministro generale dei frati minori cappuccini nel maggio 1625, intraprese nel settembre successivo potrebbe esser letta in modo superficiale in tale ottica semplicisticamente devota. In realtà i documenti pubblicati in questo volume rimandano a dimensioni più complesse. Da un lato, quella istituzionale: il ministro generale dei frati minori cappuccini era chiamato a visitare le 42 province dell'Ordine formate da ben 1192 conventi. Dunque un itinerario lungo e difficile nell'Europa cattolica nel pieno dei conflitti religiosi che travagliavano il continente: partito da Roma, Giovanni da Noto si recò nel Mez-

zogiorno d'Italia, per risalire quindi la Penisola fra il 1627 e il 1628. In tale anno passò in Francia e quindi in Spagna. Nel corso del 1629, il ministro generale attraversò nuovamente le province della Francia occidentale e toccò Parigi, per giungere quindi nelle Fiandre. Di qui si recò a visitare Renania, Lorena, Borgogna, di nuovo la Germania, la Baviera e Austria, Boemia e Slovenia. Ripartito via mare da Trieste sbarcò a Giulianova in Abruzzo nell'agosto 1631. Ammalatosi lungo il cammino, il generale giunse a Napoli nell'ottobre di quell'anno, morendo nel febbraio 1632. Un viaggio durato sei anni che fu in grado di minare la tempra fisica del religioso, ma fu anche una straordinaria occasione di conoscere e analizzare i non sempre facili contesti in cui viveva e operava uno dei principali Ordini religiosi della Chiesa cattolica. Purtroppo il codice pubblicato contiene per buona parte la sola corrispondenza con personaggi (non solo membri dell'Ordine, ma anche ecclesiastici e laici) delle regioni dell'Italia meridionale. Vi sono però anche il protocollo di lettere in uscita verso varie provincie (relativo al solo anno 1626) e, soprattutto, il regesto della corrispondenza inviata al procuratore generale dell'Ordine e la „nota“ degli eletti dai capitoli provinciali tenutisi fino al 1632, un anno dopo la conclusione della visita generale (pp. 307–326). Si tratta dunque di una documentazione di natura, per così dire, riassuntiva che tuttavia fornisce uno spaccato assai interessante di una parte dell'attività di governo dei cappuccini. Nella varietà e complessità di questioni trattate nella corrispondenza di Giovanni Maria da Noto spiccano indubbiamente il tema della pubblicazione degli Annali dell'Ordine, affidata – a partire dal 1627 – al frate Zaccaria Boverio da Saluzzo e quello della censura interna, legata alla concessione di permessi di pubblicazione chiesti da singoli religiosi. Ampiamente presente è poi la conflittualità interna connessa allo svolgimento della vita conventuale: dalla nascita e divisione di provincie ai contrasti per la nomina dei superiori o dei vertici provinciali, passando per contrasti di natura personale. Allo stesso modo sono registrati i rapporti non sempre semplici con il variegato mondo sociale d'antico regime che entrava in contatto con il prestigioso Ordine, con le sue richieste di erezione di nuovi conventi o di favori al singolo frate nel nome di qualche potente personaggio, laico o ecclesiastico. Fra i molti spunti di grande interesse, si segnalano, a mero titolo d'esempio, i regesti delle missive al procuratore generale riguardanti la situazione dei cappuccini in Boemia, Transilvania e Polonia, nei quali compaiono personaggi dello spessore di Valeriano Magni da Milano.

Massimo Carlo Giannini

Lothar Höbelt, Ferdinand III. Friedenskaiser wider Willen, Graz (Ares) 2008, 488 pp., ill., ISBN 978-3-902475-56-5, € 29,90. – La presente monografia introduce alla personalità dell'imperatore Ferdinando III (1608–1657) e al

tempo stesso costituisce un ampio *status quaestionis* che spazia attraverso antichi e recenti studi relativi alla guerra dei Trent'Anni. Forse meno celebri di suo padre Ferdinando II, l'imperatore Ferdinando III rivestì un ruolo di protagonista negli anni culminanti del conflitto che coinvolse buona parte dell'Europa occidentale. Nominato comandante supremo dell'esercito imperiale nel maggio del 1634, dopo l'eliminazione di Albrecht von Wallenstein, pochi mesi dopo, assieme all'omonimo cugino, il cardinale Infante, diede prova delle sue capacità militari sconfiggendo gli Svedesi a Nördlingen (6 IX 1634). Divenuto re di Ungheria e di Boemia nel 1627, fu eletto re dei Romani solo nel dicembre del 1636, dopo il fallito tentativo alla dieta di Regensburg del 1630, e qualche mese dopo salì al trono il 15 febbraio 1637, dopo la morte del padre. Toccò al nuovo imperatore trovare una via d'uscita alla guerra che aveva posto a dura prova l'Impero e che, dopo l'intervento diretto della Francia a fianco della Svezia nel 1635 e il progressivo esaurirsi delle forze e delle finanze spagnole, appariva ormai difficilmente indirizzabile a favore dei due rami della casa d'Asburgo. La caduta del conte duca di Olivares fu l'avvenimento che spinse in maniera decisiva alla ricerca di un'intesa con gli avversari. Gli accordi di Münster e di Osnabrück (1648) significarono tuttavia una contrazione degli interessi della casa e di quelli dell'Impero, dovendo rinunciare all'Alsazia in favore della Francia e al controllo delle coste settentrionali, nelle mani della Svezia, ma anche un notevole cambiamento degli equilibri interni dell'Impero, in ambito confessionale e in ambito territoriale, una volta riconosciuto il 1 gennaio 1624 come anno normale per il possesso dei territori ecclesiastici secolarizzati. Si posero inoltre in un nuovo rapporto dialettico con l'Imperatore i principi e gli Stati dell'Impero, dei quali venne riconosciuta la sovranità. Il volume è organizzato in quattordici capitoli strutturati principalmente attorno alle vicende della guerra. I primi due, riservati all'infanzia e alla giovinezza del principe, ripercorrono in dettaglio le complesse vicende che condussero allo scoppio delle ostilità, dal *Bruderzwist*, contesto nel quale Ferdinando vide la luce, alla defenestrazione di Praga, fino alla mancata elezione del 1630, mentre gli ultimi capitoli, a partire dall'undicesimo, narrano gli avvenimenti del *Reich* ormai pacificato: la successione del figlio Ferdinando IV, frustrata dalla sua morte prematura, la situazione nei territori ereditari, che continuarono ad essere un punto fermo nella politica familiare ed imperiale, in quanto la loro costituzione non fu toccata dagli accordi di Westfalia, la realtà particolare dell'Ungheria e gli ultimi due anni, nel corso dei quali si affacciò nuovamente lo spettro della guerra. Come mette in evidenza il sottotitolo, Ferdinando III fu come costretto a ricercare la pace in presenza di una situazione che si era notevolmente modificata nel corso del conflitto. L'entrata in guerra della Francia aveva evidenziato la divisione delle potenze cattoliche; i protestanti, inizial-

mente alleati dell'Imperatore, negli anni più recenti coltivarono interessi estranei ai progetti imperiali, mentre la politica filospagnola di un sovrano che, a differenza dei suoi predecessori, non aveva mai visitato la penisola Iberica, venne meno per l'esaurimento dell'alleato. Ne risultò una specie di antinomia: nell'Impero i principi ebbero la meglio sull'Imperatore, mentre quest'ultimo rafforzò la sua autorità nei territori ereditari. Detto in altri termini: tutti i principi, compreso l'Imperatore, si rafforzarono nei propri possedimenti, mentre si indebolì l'antico vincolo del potere imperiale, permettendo così l'avvio di una nuova epoca in cui i singoli principati avrebbero brillato di luce propria. L'opera, che si avvale di un'ampia e aggiornata bibliografia e di approfondite ricerche di archivio, mette finalmente nella giusta luce la figura di Ferdinando III e la contestualizza sulla base dei più recenti studi. Silvano Giordano

Jan Marco Sawilla, *Antiquarismus, Hagiographie und Historie im 17. Jahrhundert. Zum Werk der Bollandisten. Ein wissenschaftshistorischer Versuch, Frühe Neuzeit 131*, Tübingen (Niemeyer) 2009, IX, 911 S., ISBN 978-3-484-36631-2, € 194,95. – Mit der Publikation des ersten Bandes der *Acta Sanctorum*, die es bis heute auf 67 Folianten gebracht haben, begann 1643 nach jahrzehntelangem Vorlauf das aufwendigste hagiographische Publikationsprojekt der Neuzeit. Sawillas ebenso inhalts- wie umfangreiche Untersuchung, die aus einer Hamburger Dissertation hervorgegangen ist, nimmt die Frühphase des Unternehmens bis zur Wende des 18. Jh. bzw. bis zu jenen Bänden, die den Mai-Heiligen gewidmet sind, in den Blick. Als Protagonisten des Buches treten somit die in Antwerpen tätigen Jesuiten Jean Bolland, Gottfried Henschen und Daniel Papebroch hervor, die mit ihrer Arbeit ein älteres Projekt des Heribert Rosweyde aufgriffen. Gängigen Klischees zum Trotz erweisen sich die *Acta Sanctorum* weder als ein gegenreformatorisches Vorhaben noch als Vertreter der „aufgeklärten“ Rationalisierung. Vielmehr bekannten sich die Herausgeber sowohl zu den miraculösen Inhalten als auch zum vermeintlich armseligen Stil des literarischen Genres der Heiligenvita als einem Bestandteil der kirchlichen Traditionen, wiewohl diese Traditionen – davor hatten katholische Bedenkenträger ausdrücklich gewarnt und deshalb hat der Jesuitenorden selbst das Projekt mehr geduldet als gefördert – die Kirche dem Spott preisgeben mochten. Das Unternehmen trug somit eher antiquarische als kontroverstheologisch-politische Züge, und auch der erbaulichen Lektüre privater Devotion dienten die voluminösen Bände sicherlich nicht. Der enzyklopädische Charakter führte dazu, eine Vielzahl regionaler Kulte, die sich nicht ohne weiteres in die Normierungsversuche des römischen Zentralismus fügten, einzubeziehen. Eben dieser umfassende Anspruch machte es für die Herausgeber unumgänglich, ein weites Netz der Zuarbeit über die europäische

Gelehrtenrepublik auszuspannen. Den Arbeitsmethoden der Bollandisten, ihrer Quellen, die von kleinsten kalendarischen Erwähnungen bis hin zu langwierigen, breit überlieferten Lebensbeschreibungen reichten, ihrer mithin doch wieder zögerlichen Auswertung handschriftlicher Zeugnisse, die sie der Lokalforschung bisweilen durchaus unterlegen machte, den pragmatischen Zwängen, denen die Bollandisten folgen mußten, ihrer Art des Kommentierens und ihre Versuche, die hagiographischen Dokumente mit historiographischen Befunden kurzzuschließen, widmet der Autor die zentralen Kapitel seines Buches. Verschiedene Nebengleise wie die Konkurrenz mit Hugh Ward und John Colgan um die Edition der irischen Heiligenviten, Papebrochs Verdienste im Bereich der merowingischen Urkundenforschung, der Streit mit den Karmelitern um deren angeblich alttestamentarischen Ursprünge kommen hinzu. All diese Problemstellungen werden anhand überwiegend publizierter Quellen detailliert und kenntnisreich erarbeitet. Will man dem Buch, dessen Anmerkungsapparat drei Viertel des Haupttextes ausmacht, etwas vorwerfen, so wären vor allem die Redundanzen und Weitschweifigkeiten wie auch die wissenschaftstheoretischen Metadiskurse zu nennen, die den Leser verstören – dies umso mehr, als einzelne für das Thema durchaus belangreiche Fragen nicht die notwendige Beachtung finden. Aus dem Vorfeld der Bollandisten werden lediglich Molanus und Surius einer vergleichenden Analyse unterzogen, Mombritius und Petrus de Natalibus werden dagegen nur gestreift, Lippomani und Gallonio, der auf S. 390 erwähnte „Gelehrte des Oratoriums“, gänzlich übergangen. Nur am Rande (S. 176) kommt ein für den Heiligenkult des 17. Jh. grundlegendes Problem zur Sprache – die Überschwemmung Europas mit den sogenannten Katakombenheiligen. Dem gängigen Verfahren, diesen vermeintlich anonymen Märtyrern eigene Viten nachzureichen, hat Mabillon 1698 eine polemische Streitschrift gewidmet, die für ihn einen jahrelangen Konflikt mit der Index-Kongregation heraufbeschwören sollte. Mehr Beachtung hätte aber auch die nur scheinbar abwegige Kontroverse verdient, ob der hl. Georg einen wirklichen oder einen „metaphorischen“ Drachen getötet habe (S. 427, 699), denn die auch von Baronio befürwortete Allegorese der volkstümlichen Legendenepisoden stieß seit dem 16. Jh. vermehrt auf Zustimmung – ein Ansatz, den man nun tatsächlich als gegenreformatorisch einstufen wird. Trotz seines sechzigseitigen [!] Literaturverzeichnisses fällt auch Sawillas Bearbeitung der Sekundärliteratur nicht wirklich erschöpfend aus, bleiben entscheidende Beiträge der gerade in den letzten Jahren so produktiven italienischen Forschung doch gänzlich unbeachtet. Erinnerung sei an Guazzellis Forschungen zu Baronios Martyrologium, an Gotor und Papa zur Erneuerung des Kanonisationsprozesses, an Palumbos Aufsatz zum Frontispiz der *Acta Sanctorum* oder an De Maio und Giovannucci zur *virtù eroica*. Doch sollen diese Einwände nicht in Frage

stellen, daß der Autor eine für sein Thema grundlegende Arbeit liefert. Der Rang eines Standardwerks scheint ihr gewiß. Ingo Herklotz

Anu Raunio, *Conversioni al cattolicesimo a Roma tra Sei e Settecento*. La presenza degli scandinavi nell'Ospizio dei Convertendi, Turun yliopiston julkaisuja, Sarja B, Humaniora, 324, Turku (Turun Yliopisto) 2009, 215 pp., ISBN 978-951-29-4154-4, € 15. – Nella sua tesi di dottorato, presentata durante il 2009 all'Istituto di italianistica dell'università di Turku in Finlandia, Anu Raunio si occupa degli ospiti scandinavi presso l'Ospizio dei Convertendi fondato nel 1673 a Roma. L'autrice esamina dunque quell'istituzione assistenziale che si era esplicitamente proposta di convertire i protestanti che arrivavano nella Città Eterna da diversi paesi europei. L'ospizio attira su di sé l'attenzione della storiografia al più tardi da quando ne è stato riordinato l'archivio (oggi conservato presso l'Archivio Segreto Vaticano) e pubblicato, nel 1998, l'inventario. Il maggiore interesse, che esso ormai incontra, si ricollega comunque alla generale ripresa delle ricerche (europee) sulle conversioni. L'autrice sviluppa la sua indagine in una doppia prospettiva, mirando da una parte a ricostruire la cornice istituzionale delle conversioni a Roma a cavallo tra il Sei e Settecento, e seguendo dall'altra parte in dettaglio i destini di alcuni singoli convertiti scandinavi (p. 10). La struttura e il ragionamento dello studio si presentano nel complesso in modo ben articolato e convincente. Innanzitutto si delinea la storia della fondazione dell'ospizio, che viene inserita nel contesto storico dell'assistenza rivolta nell'età moderna a Roma ai convertiti. Sulla base del primo volume dei registri la Raunio raccoglie poi i dati biografici (provenienza, professione, genere, età) di 74 svedesi e 27 danesi, accolti nel periodo tra il 1673 e il 1706 all'Ospizio dei Convertendi. I limiti temporali dell'indagine si spiegano con la minore densità informativa delle fonti per gli anni successivi (p. 15); inoltre, rispetto ai decenni posteriori, la presenza degli scandinavi era molto più grande nella prima fase. Nel confronto con altre nazioni e regioni di provenienza gli scandinavi costituiscono, con il 4,6% di tutti i convertendi, un gruppo relativamente piccolo. I verbali di accettazione, redatti nell'ospizio per comprovare la serietà delle intenzioni dei candidati, formano la base sulla quale vengono analizzati i motivi e i contesti delle rispettive decisioni per convertirsi. L'autrice elenca in proposito una serie di fattori, come la mobilità e i momenti di crisi, i miracoli, il desiderio di integrazione sociale e l'influenza di aspetti estetici. Per una rielaborazione quantitativa, o per valutare il peso specifico di queste motivazioni, le fonti dei soli ospiti scandinavi costituiscono però una base troppo esile. La concentrazione su una sola „nazione“, e il numero limitato delle persone considerate, aprono però delle possibilità, a livello della ricerca pratica, per impostare nuove problematiche: nella misura in cui i

registri riportano i nomi degli ospiti scandinavi, la Raunio riesce a seguire le vicende di queste persone ad esempio attraverso il registro delle suppliche e delle elemosine o i libri mastri dell'Ospizio dei Convertendi, e a individuare i sussidi materiali ricevuti in concreto prima e dopo la conversione. Illustrativo è l'ultimo capitolo incentrato su un approccio microstorico. Consultando alcuni lavori di ricerca svedesi meno recenti, i fondi documentari conservati nell'archivio di Stato svedese e nella biblioteca reale a Stoccolma, come pure la documentazione del Monastero di Santa Brigida a Roma, è stato possibile ricostruire – impresa piuttosto difficile in molti altri casi – il percorso della vita di singoli convertiti dopo la loro uscita dall'ospizio. Risalta il ruolo svolto da Cristina di Svezia a Roma come calamita ed esempio per i convertiti (nobili) provenienti dalla Scandinavia. Andreas Galdenblad fungeva in questo contesto come importante mediatore tra l'Ospizio dei Convertendi e la corte della ex regina. Tuttavia vanno rilevati alcuni difetti dello studio. Nel complesso manca una riflessione teorica e metodica, nonché l'inquadramento nella ricerca internazionale relativa alle conversioni, che in questo momento si presenta assai proficua. Più decisivi sono però quegli errori e quelle mancanze derivanti dal fatto che l'autrice ignora gli studi sul fenomeno delle conversioni pubblicati tra l'altro su questa rivista (I. Fosi QFIAB 81 [2001], pp. 351–396; P. Schmidt QFIAB 82 [2002], pp. 404–489; R. Matheus QFIAB 85 [2005], pp. 170–213). Basti un solo esempio: Raunio si ricollega a una posizione sostenuta in passato dalla ricerca, secondo cui la prima iniziativa, presa dal padre oratoriano Giovanni Giovenale Ancina intorno al 1600 per prestare assistenza ai protestanti disposti alla conversione, non avrebbe avuto seguito dopo la partenza del religioso da Roma (pp. 45 sgg.). Ciò porta a una valutazione errata relativa alla continuità dell'assistenza prestata ai convertiti, perché la *Congregatio de iis qui sponte veniunt ad fidem* rimarrà attiva per tutto il XVII secolo (sotto nomi leggermenti divergenti), come dimostrano gli atti dell'Archivio della Congregazione per la dottrina della fede (ACDF). Dopo il 1673 questo filone più antico dell'assistenza rivolta ai convertiti confluì nella fondazione dell'ospizio intrapresa dall'oratoriano Mariano Sozzini. La connessione tra le due iniziative oratoriane va del resto – in particolare per quanto riguarda il carattere spirituale dell'insegnamento – ben oltre il „legame idealistico tra le due imprese“ (p. 47). Un quadro distorto lo dà anche il paragrafo relativo al vero e proprio atto di conversione (p. 120 sg.). A ragione l'autrice sottolinea che l'abiura dell'eresia avveniva davanti al Sant'Uffizio, ma ipotizza al contempo che i convertiti di provenienza protestante fossero sottoposti a un ulteriore battesimo *sub conditione*. Un esame più attento dei casi in questione rivela invece che tale battesimo era un'assoluta eccezione; lo dimostra non solo lo spoglio della serie *Dubia circa Baptismum* nell'ACDF. La Raunio proietta inoltre erroneamente

il rituale battesimale che accompagnava, con grande efficacia sul pubblico, le conversioni di ebrei o musulmani, senza la minima riserva sui (presunti) battesimi di protestanti. Nonostante queste annotazioni critiche, l'analisi dettagliata dei destini dei convertiti scandinavi arricchisce non poco le ricerche in questione. Sulla base di numerosi esempi l'autrice offre un quadro del fenomeno della conversione, manifestatosi nell'età moderna in forme estremamente complesse, e propone pertanto conoscenze che nella loro importanza vanno ben oltre i casi scandinavi.

Ricarda Matheus

Ines Peper, *Konversionen im Umkreis des Wiener Hofes um 1700*, Veröffentlichungen des Instituts für Österreichische Geschichtsforschung 55, Wien, Köln-Weimar (Böhlau), München (Oldenbourg) 2010, 285 S., ISBN 978-3-486-59225-2 (Oldenbourg), 978-3-205-78486-9 (Böhlau), € 39,80. – Noch bevor die derzeit ausgeprägte Forschungsrichtung zu frühneuzeitlichen Konversionen – insbesondere in der deutschsprachigen Geschichtswissenschaft – in Gang kam, befasste sich Ines Peper in ihrer im Jahr 2003 an der Universität Graz eingereichten Dissertation mit diesem Phänomen. Nun liegt die auf den aktuellen Forschungsstand gebrachte Arbeit auch in gedruckter Form vor. Die Vf. konzentriert sich auf Konversionen im Umkreis des Wiener Hofes um 1700: Im Mittelpunkt der Studie steht die 1707 in Bamberg vollzogene Konversion Elisabeth Christines von Braunschweig-Wolfenbüttel, der späteren Kaiserin und Gemahlin Karls VI. und Mutter Maria Theresias. Alle anderen behandelten Themenkomplexe und Fragestellungen möchte Peper auf diesen besonders prominenten Konversionsfall bezogen wissen, da sich darin die politik-, sozial- und religionsgeschichtlichen Kontexte des fürstlichen Glaubenswechsels spiegelten. Im Einzelnen sind dies Fürsten- und Adelskonversionen im Reich sowie irenische Tendenzen und Reunionsverhandlungen insbesondere im Umfeld des Gelehrten Gottfried Wilhelm Leibniz und des Mainzer Kurfürsten Johann Philipp von Schönborn. Ferner stellt die Vf. auf der Grundlage der sehr verstreuten Sekundärliteratur eine Reihe von Kurzbiographien von solchen Konvertiten zusammen, die im kaiserlichen Heer, im Reichshofrat oder im diplomatischen Dienst standen und dort (teilweise dank ihres Glaubenswechsels) Karriere machten. Im Ergebnis sind dies Auflistungen (S. 44), Überblicke (S. 23) und Materialsammlungen (S. 22), die zwar in ihrer Zusammenschau recht nützlich sind, aber zu keinen neuen Forschungserkenntnissen führen. Auf eigenen Quellenrecherchen und -auswertungen hingegen fußt die Rekonstruktion der Wiener Konvertitenkasse, die von Kaiserin Eleonore Magdalena Theresia von Pfalz-Neuburg im Jahr 1720 gestiftet und 1747 schließlich realisiert wurde. Dass dies ein recht später Zeitpunkt war, wird in einem knappen Vergleich mit anderen europäischen Fürsorgeeinrich-

tungen für Konvertiten deutlich. Eingebettet wird die Darstellung dieser Stiftung in die allgemeine Religionspolitik gegenüber Protestanten in der Habsburgermonarchie. Die vorliegende Arbeit überzeugt im zweiten Teil, in dem Peper zunächst die bereits erwähnte Konversion der späteren Kaiserin sowie damit zusammenhängende liturgische und zeremonielle Probleme untersucht. Plausibel kann sie die Diskussionen um die Frage der Abschwörung von der Häresie und der Öffentlichkeit des Glaubenswechsels nachzeichnen, die sich für Angehörige fürstlicher Häuser in besonderer Weise stellte, und in die auch das Heilige Offizium in Rom involviert war. Letztlich wurde ein Kompromiss zwischen den im katholischen Kirchenrecht festgelegten Vorgaben für eine Konversion sowie den Bedürfnissen fürstlicher Repräsentation gefunden. Ausgehend von den Gutachten und unter Berücksichtigung der schriftlich ausgetragenen Kontroverse um die Konversion der späteren Kaiserin nähert sich die Vf. im V. und VI. Kapitel schließlich einer weiteren Quellengruppe, nämlich jener der Kontroversschriften und Konversionsberichte. Rund 130 solcher Schriften aus der Zeit zwischen 1670 und 1720 wertet sie aus, um den Diskurs über Konversionen und das Verhältnis der Konfessionen um 1700 nachzuzeichnen. Der topographische Bezug zu Wien wird hier in einem recht weitgefassten Sinn verstanden: Berücksichtigt werden deutschsprachige Druckschriften, die sich einerseits auf bereits zuvor vorgestellte Konversionsfälle im Umkreis des kaiserlichen Hofes beziehen, andererseits Werke, die in Wien gedruckt wurden oder deren Verfasser aus der Habsburgermonarchie stammten (S. 24). Da sich dem Leser dieses Auswahlkriterium der Schriften und damit auch die inhaltliche Klammer zu den vorangehenden Kapiteln nicht erschließt, stellt der letzte, umfangreiche Teil eine eigene, unabhängige Untersuchung dar. Hier gelingt es Peper jedoch, eine nicht unproblematische Quellengattung in souveräner Art und Weise zu analysieren. Dass in den gedruckten Rechtfertigungsschriften über Konversionen sowie der entsprechenden Kontroversliteratur nur theologische Konversionsbegründungen relevant sind, liegt in der Natur der Quellen: Weltliche, nichtreligiöse Beweggründe für einen Glaubenswechsel konnten, ja durften nicht ins Feld geführt werden. Doch die theologischen Argumente interpretiert die Vf. zutreffend nicht als die wahren Motive, sondern entwickelt daraus ein Darstellungsmodell von Konversionen. Sie rekonstruiert die konfessionellen Auseinandersetzungen auf intellektueller Ebene und weist nach, dass zur Begründung der rationalen Konversionsentscheidung zumeist „schlagkräftige kontrovers theologische Argumente“ (S. 186) angeführt werden, die den Leser zur Nachahmung anregen sollten. Entsprechend spielten plötzliche, wunderbare oder visionäre Bekehrungserlebnisse etwa im paulinischen oder augustinischen Sinne nahezu keine Rolle. Die von Peper herausgearbeiteten Argumentationsstrategien weisen eine Reihe von

Parallelen zu jenen Diskurselementen auf, die beispielsweise in Rom von Angehörigen unterer und mittlerer sozialer Schichten schriftlich in Protokollen des *Ospizio dei Convertendi* oder der römischen Inquisition konstatiert werden können. Haben sich diese an jenen Argumenten orientiert, die in der Kontroversliteratur und in gedruckten Konversionsberichten artikuliert wurden? Diese, auch mit methodisch grundlegenden Problemen verknüpfte Frage dürfte zu weiteren Überlegungen Anlass bieten. Ricarda Matheus

Luigi Pepe, Istituti nazionali, accademie e società scientifiche nell'Europa di Napoleone, Biblioteca di Nuncius. Studi e testi LIX, Firenze (Leo S. Olschki) 2005, XXX, 521 pp., ISBN 9788822254771, ISSN 1122-0910, € 53. – L'assoggettamento degli antichi Stati italiani alla Francia rivoluzionaria, con alterne vicende, tra il 1796 e il 1814, è indagato dall'autore sotto il profilo della nuova organizzazione impressa alla cultura di livello alto. Insieme alla riforma del settore dell'istruzione, soprattutto secondaria, e a questo correlata, la nuova veste assunta dalle vecchie e più o meno gloriose accademie e società scientifiche dell'Italia dei municipi fu uno degli investimenti prioritari della politica direttoriale prima, e poi napoleonica. Si trattava di controllare quelle forze intellettuali che avevano entusiasticamente aderito al nuovo regime, ed eventualmente di attirare i restii e i riluttanti. Per questo, alcune prestigiose istituzioni, come la romana Accademia dei Lincei, ottennero per la prima volta nella loro storia un finanziamento pubblico. All'Accademia della Crusca, soppressa da Pietro Leopoldo nel 1783, fu invece fornita nuova linfa, pur sotto il più ampio cappello di un'Accademia fiorentina che comprendeva pure il Cimento e la Società di Disegno, proprio grazie alla nuova politica linguistica che prevedeva l'uso dell'italiano nelle scuole, a preferenza del latino. Il modello di questa riorganizzazione culturale ad alto livello venne fornito dall'*Institut de France*, creato il 25 ottobre 1795 dalla fusione di alcune tra le più importanti accademie seicentesche parigine: controllo dell'istruzione e della politica culturale più in generale; consuetudine di incontro e non solo di corrispondenza tra studiosi; maggiore spazio per le discipline scientifiche; eliminazione della barriera tra quest'ultime e le scienze cosiddette umane, sono alcune delle basi sulle quali viene fondata la nuova istituzione. Ponendosi, per la verità, come sbocco di esperienze e indicazioni precedenti, come l'organizzazione leibniziana dell'*Académie des sciences et de belles lettres* di Berlino e gli scritti degli enciclopedisti francesi. Ecco dunque l'autore analizzare, in densi capitoli, le vicende della soppressione di vecchie accademie e della creazione di enti modellati sull'esempio dell'*Institut* parigino a Roma, Genova, Napoli, Bologna negli ultimi anni del Settecento, fino alla fondazione dell'Istituto nazionale della Repubblica, poi Regno d'Italia, proprio a Bologna dal 1802; nonché gli

enti creati o ricreati dipartimenti imperiali italiani, Torino, Firenze, Roma. Nel 1810 Napoleone, consigliato da Giovanni Scopoli, direttore generale della pubblica istruzione, consentirà poi di trasferire la sede principale dell'Istituto a Milano, prevedendo però sezioni a Bologna, Padova, Verona e Venezia, sezioni che furono all'origine di istituzioni culturali ancora oggi operanti e prestigiose, come l'Istituto veneto di scienze, lettere ed arti. Anche perché la Restaurazione confermerà nella sostanza le acquisizioni del periodo napoleonico in questo specifico settore, cercando spesso di recuperare il consenso dei medesimi uomini che avevano operato sotto Napoleone. L'unica resistenza avvertita quasi ovunque in ambito italiano fu quella verso la più importante novità dell'organizzazione scientifica dell'*Institut* parigino, vale a dire la presenza di un'autonoma classe di scienze morali (poi soppressa anche là da Chaptal nel 1803). Fatto che l'autore attribuisce ad un residuo, da Italia dell'Inquisizione, di azione censoria e auto-censoria degli intellettuali italiani nei confronti di certi argomenti, benché forse il tema andrebbe approfondito, non accontentandosi di risposte univoche o troppo scontate. Altro aspetto nuovo e in parte recepito è invece l'interesse non più verso le scienze cosiddette 'pure', in particolare le matematiche, alle quali gli studiosi italiani avevano fornito tra Sei e Settecento importanti contributi, ma verso quelle applicate, all'industria, al commercio, allo sviluppo delle tecniche (chimica, mineralogia, geologia). Le stesse Belle arti furono piegate all'utilizzo pratico e professionale da parte di artigiani, architetti, artisti. Il lavoro, frutto di ricerche appassionate e attente, si segnala particolarmente anche per il puntuale resoconto degli argomenti discussi nel corso delle sedute accademiche e di quelli pubblicati sugli atti e memorie delle medesime, nonché per le utili indicazioni bio-bibliografiche sui membri di queste istituzioni. L'unico appunto, che non depone a favore della cura editoriale della pur prestigiosa casa editrice che lo pubblica, è la fastidiosa presenza di frequenti refusi, che disturbano in un'opera di consultazione come questa.

Maurizio Sangalli

Veronica Gabbrielli, Patrimoni contesi. Gli Stati italiani e il recupero delle opere d'arte trafugate in Francia. Storia e fonti (1814–1818), prefazione di Roberto Balzani, Firenze (Polistampa) 2009, XIII + 263 S., ISBN 978–88–596–0538–6, € 18. – Das Verschleppen von Kunstwerken aus den eroberten Gebieten nach Frankreich und die Gründung eines großen nationalen Museums im Louvre hat die Forschung in den letzten Jahren intensiv beschäftigt. Während für Italien der vertragsgestützte wie gewaltsame französische Kunsterwerb zwischen 1796 und 1814 Konjunktur gehabt hat, so ist die außenpolitisch, rechtlich und technisch komplizierte Rückgabe der verschleppten Kunst nach 1814 von der Forschung eher vernachlässigt worden. Die Vf. präsentiert

knappe, aber detailgesättigte Kapitel zur Geschichte der Rückgabe für das Königreich Sardinien, für das *Regno Lombardo-Veneto*, die beiden Herzogtümer Parma und Modena-Reggio, das Königreich beider Sizilien und das Veneto, sowie Listen der für diese Staaten einschlägigen Archivalien in den Staatsarchiven von Turin, Mailand, Venedig, Modena, Parma und Neapel. Die Rückgabe der Kunstwerke war in etlichen der italienischen Staaten weitgehend von den außenpolitischen Konstellationen und den jeweiligen Verhandlungen zwischen Österreich und Frankreich, aber auch von der Intensität des Rückgabewillens Wiens bestimmt, wie sich dies am Beispiel Venetiens zeigen läßt: Detailgenau kann die Rückgabe der nach Paris transportierten 20 Meisterwerke aus Venedig rekonstruiert werden, die der österreichische Kommissar und Direktor der Wiener Belvedere-Galerie Joseph Rosa, der die Aufgabe hatte, die Kunstwerke Lombardo-Venetiens dorthin zurückzubringen, mittels einer Beschlagnahmeorder Metternichs im Oktober 1815 direkt aus dem Louvre und unter den Augen Denons abtransportieren ließ. Weit problematischer wurde hingegen die Rückgabe der Werke, die aus den aufgehobenen Klöstern und Pfarreien (soweit sie nicht überhaupt auf Auktionen in private Hände gelangt waren) aus Venetien nach Mailand in die *Regie Gallerie* des neugeschaffenen Königreichs Italien transportiert worden und von denen einige wohl auch nach Frankreich verbracht worden waren, nicht zuletzt deshalb, weil die Verantwortlichen in Wien selbst ein Auge darauf geworfen hatten und nach einer kaiserlichen Entschließung, sich das Eigentum an diesen Werken vorzubehalten, viele wertvolle Kunstwerke in die Galerie des Belvedere, der Akademie oder der Burg verbracht wurden. Recherchen in den Archiven in Paris und Wien sind bei der Anlage des Buches leider bewußt ausgespart worden. Dies hängt auch mit dem Entstehungshintergrund des Buches zusammen: anlässlich der Hundertjahrfeier des „Ersten organischen Kunstwerkeschutzgesetzes“ von 1904 ist ein eigenes „Comitato Nazionale“ beim Kulturgüterministerium in Rom gegründet worden, das neben dem hier angezeigten auch einen Band von Gabriele Paolini gefördert hat, der sich mit dem Engagement der Gesandten aus der Toskana beschäftigt, die sich in Paris um die Rückkehr der nach Frankreich abtransportierten Kunstwerke bemühten. Da das Nationalkomitee für die Rückkehr der Kunstwerke des Kirchenstaates, bei der Antonio Canova eine herausragende Rolle gespielt hat, eine eigene Publikation geplant hat (die nun aber angesichts der Kürzungen im staatlichen Kulturhaushalt in Frage gestellt ist), hat die Vf. den Kirchenstaat nur cursorisch behandelt. Wie Roberto Balzani in der Einleitung hervorhebt, stellen die nachnapoleonischen Kunstrückgaben nur den Beginn eines kulturellen Bewußtwerdungsprozesses in Italien dar, der auch mit der Einigung 1861 noch nicht abgeschlossen war. Angesichts vielfältiger Spannungen zwischen zentralstaatlichen Dispositionen in

Rom und kulturellem Autonomiestreben an der Peripherie, sowie angesichts der betont privatrechtlichen Anlage der italienischen Gesetzgebung, die sich dem jahrhundertelangen Kunsthandel und Kunstmarkt mit Antiken nicht versperren wollte, habe das öffentliche Recht erst zu Beginn des 20. Jh., nämlich mit dem seit 2004 kommemorierten Gesetz, regulierend in die Materie eingegriffen. Angesichts eines florierenden privaten Kunstmarkts tut sich der Staat aber auch heute noch schwer mit der Einhaltung der 1904 grundgelegten Norm. Doch neben zweifelhaften Exporten gibt es inzwischen auch spektakuläre Restititionen.

Lutz Klinkhammer

Ernst Steinmann, *Der Kunstraub Napoleons*, hg. von Yvonne Dohna, mit einem Beitrag von Christoph Roolf „Die Forschungen des Kunsthistorikers Ernst Steinmann zum Napoleonischen Kunstraub zwischen Kulturgeschichte, Auslandspropaganda und Kulturgutraub im Ersten Weltkrieg“, Rom (Bibliotheca Hertziana – Max-Planck-Institut für Kunstgeschichte) 2007, 477 S., <http://edoc.biblhertz.it/editionen/steinmann/kunstraub/>. – Der Kunstraub im Zeitalter Napoleons hat die Welt der Bilder verändert: Kunstwerke wurden von den Regierenden nicht mehr nur zur herrscherlichen Legitimation eingesetzt, sondern als Eigentum der „Nation“ in Zentralmuseen der neuen bürgerlichen Öffentlichkeit zur Schau gestellt. Dies hat unser Sehen nachhaltig verändert und der Vorstellung Nahrung gegeben, daß Kunstwerken gewissermaßen eine nationale Identität und eine als national verstandene Provenienz beizumessen sei. Ernst Steinmann, der die Bibliotheca Hertziana in Rom als Gründungsdirektor von 1913 bis 1934 leitete, hat ein großes Manuskript zum „Kunstraub Napoleons“ hinterlassen, das im Archiv der Hertziana in Rom aufbewahrt wird und merkwürdigerweise unveröffentlicht geblieben ist. Yvonne Dohna hat dieses Manuskript, das teils maschinenschriftlich, teils nur in handschriftlichen Notizen vorlag, nun erstmals herausgegeben. Für die elektronische Publikation hat die Herausgeberin die verschiedenen Manuskriptteile zusammengestellt und redigiert, behutsam um die verifizierbaren Fußnoten und die benutzte Literatur ergänzt und mit einer Einführung versehen. Die historiographische Einordnung des Manuskripts erfolgt jedoch durch einen eigenständigen Beitrag von Christoph Roolf, der aus einer umfangreichen deutschsprachigen archivalischen Überlieferung geschöpft ist und die historische Verortung des Manuskripts zwischen „Kulturgeschichte, Auslandspropaganda und Kulturgutraub im Ersten Weltkrieg“ vornimmt. Steinmanns Manuskript entstand während der Kriegsjahre, in denen er in München und Berlin weilte, da nach dem italienischen Kriegseintritt 1915 die deutschen Forschungseinrichtungen in Italien geschlossen waren. In der antifranzösisch aufgeheizten Atmosphäre der Weltkriegsjahre

hatten Steinmanns Forschungen eine unmittelbare Relevanz für alle mit der Kriegspropaganda beschäftigten Stellen. Der Hertziana-Direktor veröffentlichte noch während des Kriegs eine Reihe von Aufsätzen über den französischen Kunstraub und die Kunstzerstörungen während der Revolutionsjahre. Teile dieser Aufsätze integrierte er in sein Manuskript. Für die Kriegspropagandaabteilung „Zentralstelle für Auslandsdienst“, die dem Auswärtigen Amt unterstellt war und Steinmanns Archivreisen finanzierte, erwies sich die Produktion des Professors jedoch als zu wissenschaftlich und zu „matt“, um sie für die Auslandspropaganda verwenden zu können. Von Übersetzungen seiner Kriegsaufsätze sah man daher ab und trennte sich auch von der ursprünglich abgesprochenen Finanzierung der Publikation, die einen viel zu großen Umfang anzunehmen begann und den Kriegspropagandisten ohnehin schon viel zu lange dauerte. Steinmann erhielt aber auch Kenntnis über die Ziele einer einflußreichen Wissenschaftler- und Beamtengruppe, die an „Rückführungsaktionen“ ehemals nach Frankreich verschleppter Kunstwerke arbeitete. Diese Kontakte erleichterten sicher die Durchführung von Archivrecherchen, doch blieb Steinmann seinen Prinzipien verpflichtet, ein zwar emotional den französischen Kunstraub und den Vandalismus der revolutionären Zerstörungen anprangerndes Manuskript zu erstellen, das die Verletzung des Kulturgüterschutzes anprangerte, ohne sich jedoch für direkte Kulturraubaktionen oder allzu plakative Propagandakampagnen instrumentalisieren zu lassen. Dennoch ließ Steinmann das Manuskript unvollendet und hinterließ es unveröffentlicht. Steinmanns akribische Notizen wurden nach 1940 sogar – wie Roofs in einem Exkurs aufzeigt – zu einer in Berlin begehrten Materialsammlung, die für nationalsozialistische Kunstraubzwecke ausgeschlachtet werden sollte. Warum hat Steinmann zu Lebzeiten keine Veröffentlichung mehr unternommen? War es für den Autor nach 1919 nicht mehr opportun, einen solchen Text mit antifranzösischer Stoßrichtung herauszubringen, wie Steinmanns Biographin Doreen Tesche angenommen hat? Oder war es – so Christoph Roof – das „völlig erloschene Interesse von amtlicher Seite“ sowie das Obsoletwerden, mit der Kriegsniederlage, des „angestrebte[n] Verwertungszweck[s] als historische Unterlage der deutschen Kulturgüter-Rückforderungen“, zumal sich die deutsche Wissenschaft nun gerade für die Abwehr französischer Kulturgutbegehrlichkeiten massiv einsetzte und alle eigenen Anstrengungen in dieser Richtung vergessen machen wollte? Die Herausgeberin ist jedoch nicht davon überzeugt, daß das Manuskript „im Zusammenhang mit einer deutschen Rückforderungsaktion“ entstanden sei. Wohl zurecht, denn Steinmann hat in den ausgeführten Teilen einen so starken Schwerpunkt auf Italien (Rom, Florenz, Turin, Oberitalien, Neapel) und Paris gelegt, daß Roof von einer „Konzeptionskorrektur“ spricht, deren Motive nicht geklärt werden

können. Das Manuskript Steinmanns bleibt ein wortgewaltiges Zeugnis einer gelehrten Anstrengung, die ihren Zeitbezug nicht verleugnen kann, doch der „eigenwillige Gelehrte“ (Yvonne Dohna) hatte es durch sein Beharren auf den Kriterien der Wissenschaft erreicht, sich seine Eigenständigkeit gegenüber einer hegemonial denkenden Wissenschaftspolitik zu bewahren. Dies scheint er auch nachträglich, während seiner römischen Amtszeit in den Zwischenkriegsjahren, nicht riskiert haben zu wollen. Lutz Klinkhammer

Giulio Ambroggio, Santorre di Santarosa nella Restaurazione piemontese, *Personaggi storia immagini* 4, Torino (Pintore) 2007, 170 S., ISBN 978–88–87804–29–4, € 20. – Santorre di Santarosa (1783–1825) ist zweifellos eine der wichtigsten Persönlichkeiten in der italienischen Geschichte des frühen 19. Jh., insbesondere der Revolution im Königreich Sardinien-Piemont im Frühjahr 1821. Umso verwunderlicher scheint es, dass bis heute trotz zahlreicher Detailstudien keine umfassende Gesamtbiographie über ihn existiert. Immerhin liegt nun mit dem schmalen Band von Giulio Ambroggio eine Untersuchung vor, die die Jahre der Restauration im Leben Santarosas zwischen 1814 und 1821 genauer in den Blick nimmt. Lobenswert hervorzuheben ist, dass der Autor bezüglich der Quellen teils auf die handschriftliche Originalüberlieferung des Nachlasses Santarosa im Museo Civico A. Olmo in Savigliano zurückgreift und auch einige dieser Quellen im Buch abgedruckt sind. Im ersten von sechs Kapiteln schildert Ambroggio die Jahre der klassischen Bildung und Erziehung Santarosas sowie die ersten Erfahrungen in der öffentlichen Verwaltung in napoleonischer Zeit als Bürgermeister seiner Geburtsstadt Savigliano 1808–1812 und als Vizepräfekt in La Spezia 1812–1814. Wichtig für seine Formation waren ferner die im zweiten Kapitel dargestellten Jahre in der piemontesischen Armee ab 1790 und besonders als Generalinspekteur für die Wehrpflicht ab 1816. Hierbei erkannte er die Schwäche der Armee und machte diese an der geringen Zahl an Soldaten und Festungen fest. Im Hinterkopf hatte er stets einen potentiellen Krieg gegen die verhasste Großmacht der Habsburger. Im dritten Kapitel beschreibt Ambroggio das geistige Umfeld Santarosas in den Debattierzirkeln der Akademien und seine Freundschaft zu Luigi Ornato, Luigi Provana del Sabbione und Cesare Balbo, die sich ab 1814 aus gemeinsamen Werten, insbesondere der *italianità*, herausbildete. Bemerkenswert scheint in diesem Zusammenhang Santarosas Entscheidung, ab 1815 im Schriftverkehr nur noch die italienische statt seiner französischen Muttersprache zu verwenden. In engem Zusammenhang mit dieser Geisteshaltung ist auch sein in den Kapiteln vier und fünf geschildertes und in wechselseitiger Befruchtung mit Cesare Balbo stehendes schriftstellerisches Wirken zu sehen, das neben Priesterromanen, Tragödien, Kommödien, Moraltraktaten, patriotischen Lie-

dern und Gedichten im historischen Roman *Lettere siciliane del XIII secolo*, einer Liebesgeschichte zweier junger Menschen vor dem Hintergrund des Kampfes der Sizilianer gegen die Anjou im 13. Jh., und im politischen Traktat *Delle speranze degli Italiani* kulminierte. Beide Werke sind unvollendet geblieben. Das erst 1920 von Adolfo Colombo publizierte Traktat *Delle Speranze degli Italiani* hebt auf die Freiheit und Unabhängigkeit als Grundlagen des Glücks der italienischen Nation ab. Geprägt durch seine antifranzösische Haltung, aber voller Bewunderung für die napoleonische Gesetzgebung und Verwaltung, sprach sich Santarosa im Namen einer ganzen Generation für eine konstitutionelle Monarchie in Norditalien unter sabaudischer Führung und eine Föderation der anderen italienischen Staaten mit dem Papst als Oberhaupt aus. Das Hauptziel aller Italiener sah er darin, den großen Feind Österreich zu vertreiben. Im abschließenden sechsten Kapitel bettet Ambroggio die piemontesische Diskussion der Restaurationsjahre um eine Verfassungs-, Finanz-, Justiz- und Verwaltungsreform in den europäischen Kontext ein. Obgleich sowohl Santarosa als auch Cesare Balbo für eine konstitutionelle Monarchie eintraten, zerbrach ihre Freundschaft nach den Ereignissen in Neapel im Sommer 1820 durch Santarosas Beharren auf dem revolutionären Weg, der Einheit der liberalen Bewegung und dem Cádiz-Verfassungsmodell. Kleinere Schönheitsfehler dieser insgesamt gut lesbaren und auch inhaltlich gelungenen, da in den größeren Kontext der europäischen Restauration eingeordneten Arbeit sind das Fehlen eines Registers am Ende und einige Lücken in der bereits existierenden Bibliographie; man vermisst etwa die Edition von Marco Montersino, Santorre di Santa Rosa. Ricordi 1818–1824 (Torino, Svizzera, Parigi, Londra), Firenze 1998. Aber auch wenn Santarosa nach wie vor auf eine umfassende Biographie wartet – Ambroggio gebührt das Verdienst, mit seiner Arbeit zumindest einen Teil des Lebens dieser faszinierenden Persönlichkeit detailliert beleuchtet zu haben.

Jens Späth

Maurizio Isabella, *Risorgimento in Exile. Emigrés and the Liberal International in the Post-Napoleonic Era*, Oxford (Oxford Univ. Press) 2009, X, 284 S., ISBN 978-0-19-957067-6, £ 55.– Im Vorfeld der Feierlichkeiten zur 150-Jahrfeier der italienischen Einheit 2011 hat der Londoner Historiker Maurizio Isabella ein wunderbares Buch geschrieben. Es handelt von den Exilerfahrungen italienischer Liberaler im frühen 19. Jh. und der Herausbildung einer nationalen italienischen Identität. In bisher ungekanntem Maß stellt Isabella den italienischen Patriotismus in einen breiten internationalen Zusammenhang und verknüpft die Geschichte des *Risorgimento* mit transnationalen europäischen Trends wie der Anglophilie, des Philhellenismus und des Föderalismus. Dabei verfolgt er drei Ziele: Er will erstens den Liberalismus

und Nationalismus der Exilanten untersuchen; zweitens die Fähigkeit der Exilitaliener prüfen, im postkolonialen Sinn ihre Lage im Wechselspiel mit den Einflüssen ihrer (nord-)europäischen Gastländer zu rezipieren; und drittens den Ansatz nicht auf die Kulturgeschichte beschränken, sondern das Herz der Politik, sprich Ideologien und Machtfragen berücksichtigen. Eine (noch fehlende) Sozialgeschichte der frühen *Risorgimento*-Emigration ist nicht seine Absicht; vielmehr bilden Nationalisierung im transnationalen Kontext und Ideentransfer den Kern seiner Arbeit. Von den insgesamt wohl 1000 Emigranten analysiert er in seiner Studie die Schriften von 35 Exilanten im Zeitraum 1815–1835, deren Kurzbiographien dankenswerterweise im Anhang zu studieren sind. Sie alle wurden zwischen 1770 und 1790 geboren und erhielten ihre kulturelle Formation in der Aufklärung. Die Älteren unter ihnen, die die prominentesten Führungskräfte der 1820–21er Revolutionen stellten, besaßen zudem Erfahrungen mit der Republik, individuellen Freiheiten und repräsentativen Institutionen von 1799. Enttäuscht von der europäischen Restauration 1814–15, wandten sich die meisten Patrioten dem liberalen Konstitutionalismus zu, um ihre antiösterreichische, antirussische und Anti-Restaurationshaltung zu bekunden. Die Arbeit zerfällt in zwei Teile: in eine europäisch-lateinamerikanische Hälfte und in einen italienisch-britischen Vergleich. Isabella zeigt zunächst im ersten Teil sehr anschaulich das Entstehen einer „Liberalen Internationalen“ durch gleichzeitige Revolutionen und die Geburt einer transnationalen Zivilgesellschaft. Anzumerken ist hierbei, dass sich die Liberalen natürlich nicht in derart festen und einheitlichen Strukturen samt einer Zentrale organisierten wie später etwa die Sozialistische Internationale. Im zweiten und dritten Kapitel arbeitet der Autor die zentrale Rolle der spanischen Revolution für die europäischen und lateinamerikanischen Freiheitskämpfe heraus, in deren Folge neue Helden mit revolutionären Führungsfähigkeiten und Ideen eines demokratischen Föderalismus entstanden. Von großer Wichtigkeit für den europäischen Liberalismus und die Wiederentdeckung des europäischen Südens im 19. Jh. war ferner viertens der griechische Unabhängigkeitskampf, der besonders enge Verbindungen mit dem italienischen Patriotismus erkennen ließ und fünftens eine Generation liberaler Kosmopoliten mit ihren zentralen Ideen Freiheit und Zivilisation hervorbrachte. Im zweiten Teil des Buches stellt Isabella anfangs einen Zusammenhang zwischen italienischen Freiheiten und den Institutionen des Vorbildlandes schlechthin aller Liberalen her: Großbritannien. Weiterhin untersucht er die Debatte über Vor- und Nachteile der britischen Wirtschaft und Gesellschaft, um zuletzt die wechselseitige Beeinflussung von Ideen ins Zentrum zu rücken, indem er rekonstruiert, wie Intellektuelle das *Risorgimento* der britischen Öffentlichkeit erzählten. Abschließend schildert er das Schicksal einiger seiner Protagonisten

gegen Ende ihres Lebens sowie die Rezeption ihrer Schriften. So gelungen die Einordnung des italienischen Exilliberalismus in die Geschichte des *Risorgimento* und des europäischen Nationalismus insgesamt ist – in einem Punkt muss dem Autor widersprochen werden: Eine italienische Identität bildete sich bereits deutlich vor dem *Risorgimento* heraus. Demzufolge begründeten die italienischen Exilanten im frühen 19. Jh. auch nicht die Idee der Nation und der nationalen italienischen Identität. Dass sie in der Auseinandersetzung mit ausländischen Politik- und Gesellschaftsmodellen erheblich zur Schaffung eines italienischen Nationalstolzes beitrugen, steht hingegen außer Frage. Diese nationale Bewusstseinswerdung im europäisch-lateinamerikanischen Kontext gezeigt zu haben, stellt gewiss ein großes Verdienst Isabellas dar. Jens Späth

Maria Sofia Corciulo, *Una rivoluzione per la Costituzione (1820–21). Gli albori del Risorgimento meridionale*, Pescara (ESA) 2009, 166 S., ISBN 978–88–95055–20–6, € 14. – Die Verfassungsrevolution von 1820–21 im Königreich beider Sizilien wurde in der Forschung oft als wenig erfolgreiche Randerscheinung der *Risorgimento*-Geschichte bewertet. Korrespondierend mit dieser Einschätzung, datiert auch die letzte Gesamtdarstellung der Ereignisse Aurelio Lepres aus dem Jahre 1967. Voller Hoffnung nimmt man daher den schmalen Band von Maria Sofia Corciulo in die Hand, wird aber bei genauerem Hinsehen gleich wieder etwas ernüchtert: Auch sie bietet keine Synthese, sondern lediglich eine Sammlung von zehn teils unveröffentlichten oder schwer zugänglichen Aufsätzen, von denen zwei aus der Feder ihrer Schüler stammen. Bezugspunkt nahezu aller Beiträge ist die spanische Verfassung von 1812, woraus sich der Titel des Bändchens *Una rivoluzione per la costituzione* erklärt. Dankenswerterweise ist der Text dieser fortschrittlichsten Verfassung der ersten Hälfte des 19. Jh. in der Form, wie sie das Parlament in Neapel am 9. Dezember 1820 für das Königreich beider Sizilien modifiziert hatte, im Anhang abgedruckt. Die Autoren versuchen, die Revolution insbesondere anhand institutioneller und soziokultureller Aspekte und eingebettet in das strategische Handeln des Europäischen Konzerts neu zu bewerten. Inhaltliche Doppelungen bleiben angesichts der Sammlung von Aufsätzen, die zwischen 1983 und 2009 bzw. erstmals hier publiziert wurden, nicht aus. Ärgerlich ist es nur, dass einige Passagen (S. 57–59) vollständig in das Vorwort (S. 15–17) übernommen wurden. Kenner der Materie werden vor allem die einleitenden Worte Corciulos zu schätzen wissen, entfaltet sie doch auf wenigen Seiten ein luzides Bild des gegenwärtigen Forschungsstandes. Bedarf für weitere Studien sieht sie in erster Linie in vier Punkten: erstens dem fortschrittlichen und Modellcharakter der Verfassung von Cádiz; zweitens in der Entfaltung einer breiten öffentlichen Meinung im Zuge der Pressefreiheit samt ihrer politischen Bil-

dungsfunktion; drittens in der fehlenden außenpolitischen Legitimation des konstitutionellen Regimes von Anfang an; und viertens in der Frage nach dem Erbe von 1820–21 im *Risorgimento*, etwa in der Kontinuität der geheimen Gesellschaften oder der Vorbildrolle der Verfassung von Cádiz in der Revolution von 1848 in Neapel. Freilich sind in allen drei Bereichen in den letzten Jahren beachtliche Fortschritte in der Forschung zu verzeichnen: angefangen von den Arbeiten Gonzalo Butrón Pridas und des Rezensenten selbst, über Werner Daum bis hin zu Paul W. Schroeder und Alberto Mario Banti. Entsprechend ihrem institutionell-soziokulturellen Schwerpunkt analysieren die Aufsätze ein breites Themenspektrum, das mit historisch-institutionellen Betrachtungen über die italienische Restauration beginnt und sich anschließend auf das sogenannte konstitutionelle *nonimestre* konzentriert. Hierbei werden die Kritik der neapolitanischen Presse an der Zeit französischer Herrschaft, der Beitrag der Armee zur Revolution, die Verbreitung des spanischen Verfassungsmodells in Italien, die Abgeordneten des Parlaments (Valeria Ferrari) sowie die politische Repräsentation der Provinz Terra d'Otranto in demselben und schließlich die konstitutionelle Presse und die *Minerva Napolitana en détail* untersucht. Einen willkommenen Perspektivwechsel bietet die rezeptionsgeschichtliche Auswertung der britischen Presse Andrea Del Cornòs über die Revolution im Königreich beider Sizilien. Zuletzt erinnert Corciulo an das politische Handeln der vergessenen Patrioten in den Jahren zwischen 1848 und 1861. Insgesamt bietet der Band eine wertvolle Konzentration problemorientierter Studien zur Geschichte der neapolitanischen Verfassungsrevolution von 1820–21. Bleibt zu hoffen, dass hiervon Impulse für weiterführende Forschungen ausgehen, die spätestens zur Zweihundertjahrfeier in die lang ersehnte Synthese dieser wichtigen Etappe im europäischen Prozess der Konstitutionalisierung, Parlamentarisierung und Nationalisierung münden.

Jens Späth

Kerstin Singer, Konstitutionalismus auf Italienisch. Italiens politische und soziale Führungsschichten und die oktroyierten Verfassungen von 1848, Bibliothek des Deutschen Historischen Instituts in Rom 119, Tübingen (Niemeyer) 2008, IX, 522 S., ISBN 978-3-484-82119-4, € 74,95. – Die italienische Revolution von 1848/49 gilt in der Verfassungsgeschichtsschreibung Italiens bislang als eine Episode eher untergeordneter Bedeutung, weil die von den Monarchen oktroyierten Verfassungen, mit der Ausnahme des piemontesischen *Statuto albertino*, bereits Anfang der 1850er Jahre wieder beseitigt wurden. Den Gegenbeweis zu dieser quasi kanonisierten These hat nun Kerstin Singer mit ihrer beachtlichen Dissertation über die Verfassungen von 1848 angetreten. Etwas gegen den Strom der kulturhistorisch ausgerichteten italie-

nischen Risorgimentohistorie des letzten Jahrzehnts setzt sich die Vf. dabei dezidiert für eine sozialgeschichtliche Betrachtungsweise der Verfassungsgeschichte ein: „Erst die in der Verfassungsforderung und Verfassungsgebung hervortretenden Schichten und die zugrunde liegenden strukturellen gesellschaftlichen Gegebenheiten erfüllen die untersuchten Verfassungstexte für den Historiker mit ausreichend Leben“ (S. 11). Dementsprechend fragt die Studie vor allem nach dem Einfluss der politischen und sozialen Führungsschichten Italiens auf den Prozess der Erstellung der Verfassungstexte, aber auch nach den Bedingungen der Implementierung der Verfassungen von 1848. In diesem Zusammenhang ist es bemerkenswert, dass die Studie vergleichend vorgeht und die Verfassungen des Königreichs Piemont, des Großherzogtums Toskana, des Kirchenstaats und des Königreichs beider Sizilien gewissermaßen parallelisierend behandelt werden. Nach einem ersten kurzen Kapitel, das den Verfassungsbegriff in Italien bis 1848 skizziert (S. 22–34), geht die Studie im zweiten größeren Abschnitt (S. 35–142) den für die Revolution von 1848/49 relevanten Verfassungsmodellen, ihrer Rezeption in Italien sowie ihrer Instrumentalisierung in den verschiedenen politischen Arenen nach. In diesem Kontext gelingt der Nachweis, dass die bislang gängige These, die Verfassungen von 1848 hätten sich schlicht auf die französischen *Chartes* von 1814 und 1830 gestützt, differenziert werden muss. So ist vielmehr davon auszugehen, dass 1848 eine größere Zahl von europäischen Referenzverfassungen im Umlauf war, die intensiv diskutiert wurden. Neben den französischen Verfassungen waren es vor allem die englische Konstitution, die spanische und sizilianische Verfassung von 1812 sowie die belgische Verfassung von 1831. Von diesem Befund ausgehend analysiert Singer die Rolle der Verfassungsfrage vor 1848. Dabei setzt sie sich vor allem kritisch mit der These von Raffaele Romanelli auseinander, in Italien habe es vor 1848 im Grunde keine Sensibilität für konstitutionelle Fragen gegeben (S. 61). Zwar gesteht auch die Vf. zu, dass die moderne Staatsidee erst Anfang 1848 aufkam, doch macht sie den „Paläokonstitutionalismus“ einer konsultativen Monarchie aus, der eine Art Scharnierfunktion übernommen habe. Obwohl die Vorstellung einer *monarchia consultativa* keineswegs liberal, sondern im Kern vormodern gewesen und das Konzept als Ausdruck der „konsultativ-munizipal-ständischen“ Interessen der sozialen Führungsschichten zu verstehen sei, könne der italienische Paläokonstitutionalismus als eine unverzichtbare Brücke zum modernen Verfassungsdenken von 1848/49 interpretiert werden. Im dritten Kapitel (S. 143–233) geht die Studie der Frage nach, wie die Verfassungsforderungen artikuliert und in die politischen Entscheidungsprozesse eingefädelt wurden. Überzeugend hebt die Vf. hervor, dass die Parteigänger des Konstitutionalismus 1847/48 immer mehr politischen Druck erzeugten, bis schließlich der Erlass der Ver-

fassungen unumgänglich erschien. Gleichwohl sollte man die Zielgerichtetheit dieses Prozesses nicht überschätzen: „Die Ereignisse waren kein exakt gesteuertes Werk einer Verfassungspartei.“ (S. 143) Die Anhänger der Verfassungsbewegung entstammten zumeist dem gemäßigten Liberalismus, und so ist es nicht überraschend, dass die Publizistik zu den wirkungsmächtigsten Mitteln der Verfassungsbewegung wurde. Neben den „Steuerungsmöglichkeiten regulärer Publizistik“ (S. 164) wird ferner – erstmals systematisch und auf breiter Quellengrundlage – herausgearbeitet, dass es weitere Strategien und Artikulationsformen gab, mit denen auch die gemäßigt liberalen Verfassungsanhänger ihren Forderungen Nachdruck verliehen: Petitionen und Adressen, politische Manifestationen durch physische Präsenz („Straßenpolitik“) und schließlich Feiern sowie Feste. Hinter diesen scheinbar diffusen Aktionsformen, so die These der Arbeit, steckten gleichwohl präzise identifizierbare Akteure, einzelne Personen und informelle Gruppen, die zwar keine Partei im engeren Sinne bildeten, aber in ihrem Zusammenspiel gleichwohl als „Verfassungsbewegung“ agierten (S. 233). Im vierten Kapitel (S. 234–409), das gewissermaßen den Kern des Buches bildet, werden die „Väter“ der Verfassungen in den Blick genommen, d. h. die Gruppen der an der Erstellung der Verfassungstexte beteiligten Personen und ihre politische Rolle im Prozess der Entstehung der Verfassungen. Zunächst werden die Monarchen der vier Staaten und deren Beraterkreise in den Blick genommen. Dabei gelingen beeindruckende Porträts, welche zugleich plastisch die unterschiedlichen Ausgangsbedingungen der Verfassungsgebungsprozesse verdeutlichen, die hier nicht en detail referiert werden können. Noch innovativer erscheint die vergleichende Textanalyse der vier Verfassungen selbst, die auf „Kernzonen der Übereinstimmung und generelle Systemähnlichkeit im Detail“ (S. 458) verweist, aber auch Unterschiede verdeutlicht. Dies gilt etwa für die tendenziell konservative Verfassung des Kirchenstaats, welche in Teilen sogar antikonstitutionell ausgerichtet war. Als besonders originell darf auch die Analyse der redaktionellen Arbeit der Verfassungsväter gelten, die auf der Basis beeindruckend umfassender Archivrecherchen anschaulich präsentiert wird. Dabei gelingt es, das komplexe, in den vier Staaten durchaus unterschiedliche Zusammenspiel von öffentlicher Debatte, Verfassungskommissionen, staatlichen Akteuren und den liberalen Führungsschichten herauszuarbeiten. Der „costituzionalismo all'italiana“ von 1848, der in diesem Prozess entstand, musste mit den Mitteln der politischen Pädagogik an die breite Bevölkerung weitergegeben werden. Im letzten Kapitel der Arbeit (S. 410–446) werden die Mechanismen und zentralen Akteure dieser „Aufklärungsarbeit“ in den Blick genommen. Erfolg hatte diese Politik allerdings nicht, denn die Konsolidierung der Verfassungen misslang zumindest in der Toskana, im Kirchenstaat und im Süden der Apen-

ninhalbinseln nicht zuletzt deshalb, weil die Auseinandersetzungen um die Verfassungsdeutungen im Laufe der Jahre 1848/49 immer konfliktreicher wurden und sogar in Gewalt eskalierten. Dieses Scheitern mag ein Grund dafür sein, dass die Verfassungen von 1848 schnell aus dem kollektiven Gedächtnis verschwanden. Gleichwohl stellte die Revolution von 1848/49 ein wichtiges Experimentierfeld für eine moderne, liberale Verfassung Italiens dar, das keineswegs allein wegen der Fortdauer des *Statuto albertino* von historischer Bedeutung ist. Vielmehr vermag die Studie überzeugend nachzuweisen, dass 1848/49 in allen vier untersuchten Staaten eine Art verfassungspolitisches „Laboratorium“ für die späteren liberalen Führungsschichten des Königreichs Italien darstellte.

Thomas Kroll

Giovanna Tosatti, *Storia del Ministero dell'Interno. Dall'Unità alla regionalizzazione*, Bologna (il Mulino) 2009, 339 pp., ISBN 978-88-15-13110-2, € 26. – Il Ministero dell'Interno, dalla nascita dello Stato unitario, ha rappresentato lo strumento principale per il governo della società italiana ed attraverso la sua storia si possono ricostruire le linee guida fondamentali della politica delle classi al potere. Il libro di Giovanna Tosatti si propone come una lettura asettica sotto l'aspetto della storia dell'amministrazione, branca della storiografia contemporanea che vanta una notevole tradizione in Italia. Il volume analizza la struttura interna del Ministero dall'Unità d'Italia agli anni Settanta del secolo scorso, allo scopo di presentare una storia completa di funzioni, uffici ed uomini che hanno caratterizzato il dicastero. Trattandosi però del Ministero investito di enormi responsabilità politiche, l'autrice ha giustamente seguito le scansioni della storia politica italiana. Così, per la prima fase, quella della Destra storica (1861–1876), il corso del racconto ricostruisce le scelte iniziali della classe politica al governo che, nella edificazione di un'unità politica e sociale ancora assai fragile, preferisce l'accentramento amministrativo e il modello „napoleonico“ delle prefetture, *longa manus* del Ministro, occhio e voce del potere di Roma. Il secondo capitolo ripercorre principalmente la politica svolta da Francesco Crispi, il primo a mettere mano seriamente alle leggi repressive e agli strumenti della repressione a seguito della Crisi di fine secolo, che impose una svolta autoritaria ed efficientista alla prassi poliziesca. È proprio grazie a Crispi che nel 1894 nacque „la prima banca dati del sovversivismo in Italia“ (p. 107), ovvero lo „Schedario dei sovversivi“ nucleo fondante di quello che sarà il Casellario Politico centrale. Dalla Crisi di fine secolo in poi la linea guida della repressione divenne quella della lotta agli anarchici e ai socialisti, una linea politica che continuò per oltre un secolo. Durante l'età giolittiana sono tre le linee politiche indicate dall'autrice: la difesa e l'applicazione delle prime leggi sociali; l'intervento prefettizio nelle lotte politiche locali e

nelle elezioni; la modernizzazione dei sistemi di indagine attraverso l'utilizzo di nuove tecnologie. Una breve parentesi che si conclude con lo scoppio della Prima guerra mondiale, avvenimento che ovviamente comportò una maggiore attenzione alle necessità di repressione del dissenso, del „sovversivismo“ e dello spionaggio. Il capitolo forse più interessante, ma anche più debole, è quello dedicato al fascismo, dove vengono ripercorse e ricostruite le politiche e le strategie della repressione anti-comunista e „anti-antifascista“ in generale. Vengono anche raccontate, con molti particolari, le carriere dei principali funzionari della polizia durante il regime, quali Crispo Moncada, Arturo Bocchini, Carmine Senise e molti altri minori. Tuttavia, pur nella sua innegabile utilità, questo capitolo (che comprende il paragrafo sulla Repubblica sociale), risente dell'impostazione fin troppo asettica, da cui emerge un Ministero ed una polizia „durante il regime“, e non „del regime“, come se venti anni di fascismo non avessero intaccato in alcuna maniera mentalità, strategie, culture di funzionari e poliziotti. A questo proposito il capitolo successivo, sugli „anni della transizione (1943–1947)“, risulta forse più riuscito. La mancata epurazione del Ministero, l'impressionante continuità di uomini, ma soprattutto di funzioni e di politiche, si inseriscono nello scenario della Guerra fredda dove gli specialisti della lotta al comunismo, gli ex funzionari dell'Ovra e della Polizia politica, vengono riciclati e reinseriti da ministri teoricamente antifascisti come Giuseppe Romita. In questo caso l'autrice ripercorre la storia del Ministero in una più ampia cornice dove la stessa evoluzione interna degli uffici trova una sua spiegazione coerente con il contesto storico. Anche il capitolo conclusivo, che attraversa gli anni del „Centrismo“, inserisce la strategia del ministro Scelba all'interno delle tensioni interne ed esterne, sottolineando giustamente quali torsioni e forzature alla Costituzione furono imposte dalla „guerra al comunismo“, vero e proprio „filo rosso“ che rappresenta l'unica, reale ideologia delle classi dirigenti italiane durante tutto il XX secolo.

Amedeo Osti Guerrazzi

Ferdinando Cordova, *Il consenso imperfetto*. Quattro capitoli sul fascismo, Soveria Mannelli (Rubbettino) 2010, XI, 329 pp., ISBN 978-88-498-2514-5, € 18. – La questione del consenso popolare al fascismo è dibattuta in Italia fin dagli albori del Regime. Dal consolidamento della dittatura giornalisti, uomini politici, semplici osservatori, italiani e stranieri si sono chiesti i motivi che hanno facilitato non tanto la presa del potere, quanto la fine di ogni forma di opposizione popolare a Benito Mussolini, che a partire dal 1926 non aveva praticamente nemici interni in grado di scuoterne il governo. Luogo comune di molta parte della storiografia italiana, a partire dai libri di Renzo De Felice dedicati proprio agli „anni del consenso“, è l'appoggio popolare al

Regime dal 1929, anno della „Conciliazione“ tra Stato italiano e Chiesa cattolica, fino alla conquista dell'impero, avvenuta nel 1936. I „Quattro capitoli sul fascismo“ di questo libro di Ferdinando Cordova, uno dei massimi studiosi del fascismo italiano, affrontano il problema da diversi punti di vista, attraverso l'analisi di documenti inediti, riportati in ampie appendici ad ognuno dei capitoli, mettendo in crisi proprio il concetto di „consenso“ al Regime, attraverso l'analisi dei meccanismi di costruzione forzata del consenso stesso, e di repressione del dissenso. Il primo capitolo infatti ripercorre le „disavventure di un fiancheggiatore“, il direttore del „Giornale d'Italia“, Alberto Bergamini, che aveva appoggiato, da liberale di destra, l'avvento del fascismo da lui interpretato come una sana reazione alle violenze dei socialisti e come una diga alla prospettata rivoluzione comunista. Una volta raggiunto il potere, il fascismo costrinse Bergamini a cedere il quotidiano, dopo alcuni dissidi con l'associazione dei giornalisti fascisti e con lo stesso Mussolini. Bergamini infatti fu oggetto di pressioni, intimidazioni e di una vera e propria aggressione da parte della „Ceka fascista“, una squadra di picchiatori che fu poi la protagonista dell'omicidio del deputato antifascista Giacomo Matteotti. Attraverso i diari inediti di Gian Francesco Guerrazzi, un agrario pisano amico personale di Mussolini e Bergamini, il dramma viene ricostruito nei suoi retroscena da Cordova, che ne approfitta per proporre il ritratto di un intero settore della classe politica liberal-conservatrice, convinta di poter utilizzare la violenza fascista per i propri scopi politici, e poi vittima essa stessa della brutalità del regime. Il secondo capitolo, il più ampio del volume, è dedicato al dibattito interno al fascismo sui „fiduciari di fabbrica“, sorta di delegati sindacali, che le corporazioni fasciste tentarono di resuscitare per cercare di porre un freno allo strapotere degli industriali nei luoghi di lavoro. Il dibattito fu stroncato dalle figure più influenti del regime (Arnaldo Mussolini, fratello del dittatore e direttore del „Popolo d'Italia“ e Giuseppe Bottai, sottosegretario al Ministero delle Corporazioni), che diedero voce alle istanze del grande capitale e delle unioni industriali. Anche in questo caso l'analisi dei documenti del Ministero dell'Interno, rivelano lo scontento e il malumore degli operai italiani i quali, lungi dal sentirsi rappresentati dai sindacati fascisti, diedero luogo a clamorose manifestazioni, prontamente represses dalla polizia. Il terzo capitolo ripercorre le vicende della città di Reggio Calabria attraverso le relazioni tra federali, podestà e prefetti, ricostruendo quindi i vari rapporti di forza all'interno del regime e i metodi di costruzione del consenso in una città meridionale. Ultimo, infine, sempre attraverso i diari inediti di Gian Francesco Guerrazzi, ricostruisce il maldestro tentativo di Maria Rygier, una ex sindacalista rivoluzionaria passata, attraverso la Massoneria, all'interventismo e quindi alla emigrazione politica antifascista, di diventare una „confidente“ della poli-

zia italiana, in grado di fornire informazioni sugli antifascisti emigrati in Francia. Amedeo Osti Guerrazzi

Erich Lehmann, *Le ali del potere. La propaganda aeronautica nell'Italia fascista*, prefazione di Giorgio Rochat, Torino (Utet) 2010, XVIII, 340 pp., ISBN 978-88-02-08189-2, € 24. – Questo libro si potrebbe intitolare „La storia di un bluff“, ovvero „come il regime fascista ha ingannato gli italiani“. La storia della propaganda aeronautica, infatti, può essere interpretata come una grande metafora di quella che fu la politica fascista non solo nel campo militare, ma anche nel campo della scienza, della tecnica e della modernizzazione della società in generale. L'aeronautica, infatti, rivestì molteplici significati per il regime. Arma „fascistissima“, simbolo di ardimento e di capacità, ma anche scuola di comando per gerarchi, fiore all'occhiello dell'industria nazionale, simbolo della modernizzazione civile e tecnologica del paese, strumento di propaganda verso l'estero, mezzo di trasformazione antropologica verso la costruzione dell'Uomo nuovo del regime. La propaganda aeronautica, insomma, fu uno degli strumenti più importanti ed efficaci del regime per convincere gli italiani, ma anche molti stranieri (come ben dimostrato nel libro), che il paese era veramente all'avanguardia in un settore considerato tra i più significativi per la modernizzazione non solo tecnologica, ma anche sociale del paese. Una propaganda talmente efficace che ancora oggi molti storici continuano ad essere convinti, spesso riprendendo per buona la propaganda stessa dell'epoca, che il fascismo ha veramente modernizzato il paese. Ma, come ogni volta che non ci si ferma alle costruzioni intellettuali ma si lavora sulle fonti e sui documenti (ed è il caso di questo libro), ci si accorge di quale vuoto si spalancasse dietro ai roboanti proclami della stampa fascista. Lehmann ripercorre la storia della costruzione del mito aeronautico attraverso una serie di fonti particolarmente ricche, quali la stampa, il cinema e l'arte, suddividendo il testo in tre parti. La prima, dedicata al „precoce incontro“ tra fascismo ed aviazione, ricostruisce la creazione e il significato del mito del „duce aviatore“, uno degli aspetti centrali della costruzione della figura di Mussolini come archetipo dell'Uomo nuovo fascista. La seconda parte ripercorre lo sviluppo della propaganda vera e propria, con particolare attenzione verso la figura di Italo Balbo non solo nella sua veste di sottosegretario ed aviatore, ma di straordinario „capo ufficio stampa“ del regime per quanto riguarda ogni aspetto, anche minimo, della diffusione delle notizie sull'aviazione e sulla sua figura. La terza sezione, dedicata all'aeronautica come „componente centrale della mistica fascista“ ha la sua parte migliore nello studio del rapporto del fascismo con la modernità, attraverso l'analisi della figura degli „inventori“ e degli ingegneri. L'argomento è particolarmente interessante perché spiega come dietro i vari

successi dell'aviazione italiana, quali le trasvolate transoceaniche e i record di velocità, vi fosse in realtà il vuoto di una industria incapace di creare velivoli efficienti, soprattutto ai fini bellici, in quantità industriali. Tuttavia, grazie ad una incessante propaganda, perfino i tecnici, i militari e gli addetti ai lavori in generale, arrivarono all'appuntamento con la Seconda guerra mondiale convinti che la Regia aeronautica fosse realmente all'avanguardia, ed in grado di sfidare la Royal air force o la United States army air force. Il patetico „bluff“ del fascismo venne smascherato ma, come al solito, a farne le spese furono gli incolpevoli piloti, mandati a farsi abbattere sui cieli della Manica e del Mediterraneo su mezzi obsoleti e assolutamente non all'altezza dei modelli avversari.

Amedeo Osti Guerrazzi

La Repubblica sociale italiana a Desenzano: Giovanni Preziosi e l'Ispektorato generale per la razza, a cura di Michele Sarfatti, Firenze (Giuntina) 2008, 220 S., ISBN 978-88-8057-301-2, € 20. – Der Sammelband entspringt einer Tagung, die 2007 von der Mailänder Stiftung Jüdisches Dokumentationszentrum in Verbindung mit der Stadt Desenzano veranstaltet wurde. Während der Repubblica Sociale Italiana (RSI) waren deren Ministerien auf verschiedene Städte und Orte rund um den Gardasee verteilt. In Desenzano, was in der lokalen wie nationalen Erinnerung lange vergessen wurde (dazu der Beitrag von Gaetano Agnini), befand sich das *Ispektorato generale per la razza* unter Leitung eines der glühendsten italienischen Antisemiten, des ehemaligen katholischen Priesters Giovanni Preziosi (1881 in der Provinz Avellino geboren, Selbstmord am 26. April 1945). Die Rolle Preziosis im italienischen Faschismus kann seit den frühen Arbeiten Renzo De Felices als gut untersucht gelten, wie Michele Sarfatti in seiner historiographischen Einführung aufzeigt. Zwar wurde Preziosi gerne als Handlanger der Deutschen hingestellt und damit die Spezifika des italienischen Antisemitismus überspielt, doch war er andererseits, so Sarfatti, weder ein „Auftraggeber“ noch ein „Ausführender“ des – deutschen – Massenmords an den Juden. Immerhin kann er als ein „engagierter Antisemit zur Zeit des Massenmords und im Innern des Massenmords“ bezeichnet werden. Es fehlte bislang an einer Studie zu Preziosis institutioneller Bedeutung während der Republik von Salò. Sein Rassen-Inspektorat wurde bezeichnenderweise erst am 18. April 1944 durch ein Dekret Mussolinis geschaffen und sollte die beiden Generaldirektionen im Innenministerium (*Direzione Generale per la demografia e la razza*, kurz *Demorazza* genannt) und im Propagandaministerium (*Ufficio studi e propaganda sulla razza*) zusammenfassen, die zur Ausgrenzung und Verfolgung der italienischen Juden während der ersten Phase des Staatsantisemitismus in Italien zwischen 1938 und 1943 geschaffen worden waren. In der zweiten Phase dieses Staatsantisemitis-

mus, der aufgrund der deutschen Besatzung durch eine erhöhte, nunmehr todbringende Verfolgungsintensität charakterisiert war, kam mit Preziosi jemand an die Macht, der gute Beziehungen zu den nationalsozialistischen Antisemiten entwickelt hatte. Nach dem Sturz Mussolinis am 25. Juli 1943 hatte er sich sofort nach Deutschland in Sicherheit gebracht. Trotz seiner Versuche, sich als Judenfeind und Spitzel den Nationalsozialisten und ihrem „Führer“ anzudienen, wurde er in die neue Regierung der Sozialrepublik lange nicht einbezogen. Er blieb bis Mitte März 1944 im Reich, auch weil sein Versuch, interne Konkurrenten in der Regierung der RSI auszuhebeln, scheiterte. Der Verfolgungsapparat, den das Reichssicherheitshauptamt nach Italien entsandte, kam auch ohne einen Preziosi aus (wie Susan Zuccotti zurecht hervorgehoben hat und wie dies auch der Beitrag von Marino Ruzzenenti über die Provinz Brescia belegt): der größte Teil der Juden, die aus Italien in die nationalsozialistische Todesmaschinerie verbracht wurden, war bereits inhaftiert und deportiert worden, bevor Preziosis Inspektorat in Desenzano seine Aktivitäten zu entfalten begann. So bestand Preziosis Bedeutung für den deutschen Verfolgungsapparat wohl mehr darin, auf sein umfangreiches Archiv zurückgreifen zu können, dessen sich die Gestapo noch im September 1943 (mit Einverständnis des Betroffenen) bemächtigen und es offenbar auch auswerten konnte (dazu Liliana Picciotto). Der Band informiert kenntnisreich über die publizistischen Anstrengungen intellektueller Antisemiten wie Preziosi und Julius Evola (letzterer orientierte sich u. a. am Rassenpolitischen Amt der NSDAP, an den Ordensburgen und den Napolas) zwischen 1937 und 1945 (Francesco Cassata, Francesco Germinario), aber auch über die antisemitischen Gesetzesentwürfe, die Preziosi – allerdings weitgehend erfolglos – 1944 in die Regierungsarbeit der RSI einbrachte (Michele Sarfatti). Preziosis Bedeutung beruhte daher, neben seiner publizistischen Tätigkeit, eher in seinem Beitrag zu einer rassistischen Definition in der Ausgrenzung der italienischen Juden. Einer der zentralen Beiträge des Bandes behandelt die institutionelle Ausprägung von Preziosis Ispettorato (Mauro Raspanti). Der Mitarbeiterstab Preziosis, aber auch viele andere personelle Verflechtungen, die im Band aufscheinen, verweisen auf die Bedeutung antisemitischer Netzwerke in Italien, die einer intensiveren Erforschung ebenso noch harren wie der institutionalisierte antisemitische Apparat vor 1943. Lutz Klinkhammer

Albrecht von Kessel, *Gegen Hitler und für ein anderes Deutschland. Als Diplomat in Krieg und Nachkrieg. Lebenserinnerungen*, hg. von Ulrich Schlie, Wien-Köln-Weimar (Böhlau) 2008, 234 S., ISBN 978-3-205-77465-5, € 24,90. – Albrecht von Kessel ist ein typisches Beispiel für diejenigen Amtsträger aus dem Dritten Reich, die ihr Verbleiben auf dem Posten mit der Argu-

mentation rechtfertigten, sie hätten damit Schlimmeres verhindern wollen. Der Diplomat beansprucht darüber hinaus – wie schon der Titel des Buches sagt – ein Mitglied des Widerstandskreises gegen Hitler gewesen zu sein. Zweifellos hat er verschiedene Vertreter des Widerstandes persönlich gekannt und mit ihnen Pläne für eine Zeit nach Hitler diskutiert. Auf seinen Posten als Legationsrat in Bern und als Konsul in Genf konnte er Kontakte zum neutralen Ausland knüpfen. Als Experte für Außenpolitik sei ihm von Stauffenberg ein Posten in einer Nachkriegsregierung zugesichert worden. Aber nach konkreten Schritten im Zusammenhang mit dem Widerstand sucht man in den Lebenserinnerungen vergeblich. Das zentrale und ausführlichste Kapitel des Buches handelt von Kessels Zeit als Gesandtschaftsrat an der deutschen Vatikanbotschaft unter Ernst von Weizsäcker von 1943 bis 1945. Als die Deportation römischer Juden drohte, hebt Kessel als sein Verdienst hervor, sich mit dem in Rom lebenden Schweizer Völkerrechtler Alfred Fahrner in Verbindung gesetzt und ihn gebeten zu haben, er solle doch die ihm bekannten Juden auffordern sich zu verstecken (S. 72). Er zog es offenbar nicht in Betracht, die Führung der römischen Juden selbst zu warnen, obwohl Kessel immer wieder die große Gefahr unterstreicht, in die er sich persönlich mit seiner Opposition begeben habe. Die Juden hätten sich fatalistisch verhalten und nicht reagiert, „was wohl auf ihre orientalische Herkunft zurückging“ (S. 73), stellt der Autor fest. Kessel verteidigt seinen Mentor Weizsäcker, der den Papst von einem offiziellen Protest gegen die Deportation abgehalten hatte. Ein solcher Protest hätte keinem Juden das Leben gerettet und noch dazu Hitler möglicherweise veranlasst, gegen Pius XII. selbst vorzugehen. Die Lebenserinnerungen sind als historische Quelle problematisch, nicht nur weil sie mit großem zeitlichen Abstand niedergeschrieben und immer wieder verändert wurden, sondern auch, weil ihnen keine Tagebuchaufzeichnungen zu Grunde liegen. Statt neuer Details eines Zeitzeugen finden sich pauschale Wertungen wie diejenige, daß sein Vorgesetzter Weizsäcker alles getan habe, um das Leben der 335 Geiseln nach dem Attentat in der Via Rasella in Rom vom März 1944 zu retten. Trotz dieser und anderer Massaker kommt Kessel zu dem Schluss, die deutschen Truppen in Italien hätten einen „Krieg nach ritterlichen Spielregeln“ (S. 61) geführt. Vom Scheitern des Attentats auf Hitler am 20. Juli 1944 erfuhr Kessel, als er schon im Vatikan in Sicherheit war. Nur so habe er überlebt, behauptet er. Offenbar hatte man aber gar nicht nach ihm gesucht. Hätte er auf der schwarzen Liste gestanden, hätte man ihn doch nach Berlin zurückbeordert. Statt dessen behielt er seinen Posten an der Botschaft bis Kriegsende. Dass die führende deutsche Generalität sich 1944 nicht an dem Sturz Hitlers beteiligen wollte, findet Kessel angesichts des Abwehrkampfes gegen die Sowjetunion, der das deutsche Volk in seinen Wurzeln bedroht habe, verständlich (S. 80).

Kessel war ein Privilegierter, der alle Vorteile des Diplomatenlebens weit entfernt von Kriegshandlungen und Bombardierungen genießen konnte. Nach Kriegsende suchte er zusammen mit Weizsäcker noch rund eineinhalb Jahre Zuflucht im Vatikanstaat, weil er nicht in Deutschland in ein Lager oder vor Gericht kommen wollte. Kessel ist auch ein Beispiel für den von Hans-Jürgen Döschner untersuchten Übergang einer Diplomatengeneration aus dem Nationalsozialismus in den Auswärtigen Dienst der jungen Bundesrepublik.

Jobst Knigge

La cultura a Saluzzo fra Medioevo e Rinascimento. Nuove ricerche. Atti del convegno: Saluzzo, 10–12 febbraio 2006, a cura di Rinaldo Comba e Marco Piccat, *Marchionatus Saluciarum monumenta*, Studi 8, Cuneo (Società per gli studi storici, archeologici ed artistici della Provincia di Cuneo) 2008, 348 S., zahlreiche Abb., keine ISBN, € 40. – Kultur ist ein breites Feld, auf dem die 13 abgedruckten Beiträge dieses Kolloquiums sich ausdehnen, hier empfiehlt sich die Beschränkung auf die eigentlich historischen Themen. Robert Fajen, *La conversione del marchese. Storia, finzione e autorappresentazione nel Livre du Chevalier errant di Tommaso III di Saluzzo* (S. 11–22), referiert die Ergebnisse seines Buches *Die Lanze und die Feder. Untersuchungen zum „Livre du Chevalier errant“ von Thomas III., Markgraf von Saluzzo*, Wiesbaden 2003, hervorgegangen aus einer Würzburger Dissertation von 2001. Er nennt den Autor den ersten Fürsten, der einen Roman verfasst habe. Markgraf Tommaso III. von Saluzzo (1358–1416) geriet 1394 während einer lokalen Fehde in Gefangenschaft und vertrieb sich die Zeit bis zu seiner Freilassung gegen Lösegeld mit der Schriftstellerei, erst 1396 kam er frei und konnte die Nachfolge seines inzwischen verstorbenen Vaters Federico II. antreten. Eine historische Darstellung der Beziehungen zwischen den Saluzzo und den Savoia mit dem juristischen Ziel, die Rechte der Markgrafen vor Gericht gegen die Herzöge durchzusetzen, ist der Gegenstand der Untersuchung von Paolo Grillo, *Una cronaca saluzzese inedita: Pietro di Cella e la sua „Relazione storica“ (1489)* (S. 23–40). Der Autor wurde wohl 1439 im Monferrato geboren, erwarb in Pavia den Titel des Doktors beider Rechte, trat 1484 in den Dienst des Markgrafen Ludovico II. von Saluzzo und starb 1522, seine Ausarbeitung liegt heute im Staatsarchiv Turin. Einer jüngeren Linie der Saluzzo gehörte der 1464 geborene Giovanni Andrea an, Herr von Paesana und Castellar, er lebte noch 1528. Bis zu diesem Jahr, beginnend schon 1482, führte er, durchdrungen vom Selbstbewusstsein seines aristokratischen Standes, direkt unter den regierenden Fürsten, eine Art Tagebuch, in dem er Erinnerungswürdiges – von seiner Beteiligung an Feldzügen bis zur Verwaltung seiner ländlichen Besitzungen – festhielt; das beschreibt Alessandro Barbero, *Gli orizzonti di un gentiluomo*

saluzzese del Rinascimento: il „Charneto“ di Giovanni Andrea Saluzzo di Castellar (S. 41–56). Gustavo Vinay entwarf in einem 1935 erschienenen Buch ein Panorama des Humanismus im Piemont (*L'umanesimo subalpino nel secolo XV*), seinen Spuren folgt nun Paolo Rosso, Marchesi e letterati a Saluzzo nel Quattrocento: a settant'anni dalle ricerche di Gustavo Vinay (S. 59–105). Er untersucht die Beziehungen der Familie Saluzzo zu den geistigen Exponenten in der behandelten Zeit, von Enea Silvio Piccolomini und Flavio Biondo bis Ubertino Clerico, mündend in eine Gesamtbetrachtung der literarischen Kultur am Hofe der Markgrafen. Anhangsweise veröffentlicht er Gedichte und Prosatexte von Antonio Astesano, Gian Mario Filelfo und Piattino Piatti aus den Jahren 1440 bis 1492. Hinweise auf Bücher medizinischen Inhalts aus dem 15. Jh., die sich in Saluzzo erhalten haben, und die Edition des einem Geber zugeschriebenen Traktats *Flos naturalium* (sonst stets *Flos naturarum*) aus einem dortigen handschriftlichen Fragment finden sich am Schluss der Darlegungen über die Ausbildung von Ärzten und ihre Berufsausübung von Almerino De Angelis, *La medicina a Saluzzo alla fine del Quattrocento* (S. 107–139). Das Inventar des Nachlasses von Francesco Cavassa, Doktor beider Rechte und Generalvikar der Markgrafen von Saluzzo, in dessen Hand die Gerichtsbarkeit lag und der die Aufsicht über die Staatsverwaltung führte, veröffentlicht Giancarla Bertero, *La biblioteca di Francesco Cavassa secondo l'inventario post mortem del 1531* (S. 141–202); die Liste der 133 Buchtitel wird in den Anmerkungen ausführlich kommentiert. Erhaltene Inschriften der verschiedensten Art, mit denen Botschaften an Zeitgenossen und Nachlebende weitergegeben werden sollten, sammelt und erläutert Giovanni Cocoluto, *Sulle pietre e sui muri. Scrivere a Saluzzo e dintorni nella prima metà del Quattrocento* (S. 205–240). Mit einem Abschnitt des 1481 in Revello aufgeführten Passionsspiels, dem einzigen, der außer auf Latein auch in Volgare dargeboten wurde, beschäftigt sich – vor allem unter linguistischem Aspekt – Marco Piccat, *La Passione di Revello: conferme e nuove proposte per i „Vaticinia Sibylarum“* (S. 241–262). Luisa Clotilde Gentile, *Cerimoniali alla corte dei Saluzzo* (S. 263–290), führt dem Leser vor Augen, wie es am Hofe der Markgrafen im Alltag und bei festlichen Gelegenheiten zugegangen ist. Die ausgiebige Bebilderung des Bandes gilt vorwiegend den hier übergangenen kunsthistorischen Referaten, illustriert werden aber auch der medizingeschichtliche Beitrag durch Abbildungen von Krankheitsdarstellungen in Fresken und durch Buchseiten sowie die vorgestellten Inschriften. Zu bedauern ist das Fehlen eines Namenregisters für die Erschließung des vielfältigen Inhalts.

Dieter Girgensohn

Jane Black, *Absolutism in Renaissance Milan. Plenitude of power under the Visconti and the Sforza 1329–1535*, Oxford (Oxford University Press) 2009, IX, 242 S., ISBN 978–0–19–956529–0, £ 60. – Der Titel des Buches irritiert. Absolutismus im Spätmittelalter? Doch der Untertitel macht schnell klar, um was es sich handelt: *Plenitudo potestatis* meinte die Autorität des Herrschers, angestammte lokale und regionale Rechte aufzuheben oder zu modifizieren, in Bereiche unterer Instanzen einzugreifen und ohne Rücksicht auf übliche gesetzgeberische Verfahren in den Grenzen von göttlichem und natürlichem Recht und allein geleitet von seiner eigenen Urteilsfähigkeit (*ratio*) neues Recht zu setzen. Ein ausgesprochenes Ausnahmeverfahren innerhalb der Gesetzgebung also. Eine solche legislative Machtfülle kam anfangs nur den Häuptern der Christenheit zu, Papst und Kaiser. Nach dem Ende der Reichsherrschaft in Italien verbreitete sie sich aber bis hin zu kleinen italienischen *signori* (1290 erstmals bei Alberto della Scala in Verona). Umso notwendiger war die Formel aber für *signori*, die die Herrschaft über mehrere Kommunen ausübten wie die mailändischen Visconti. Das Rechtsinstrument der *plenitudo potestatis* blieb seit seiner Annahme 1334 zeitgleich mit dem Reichsvikariat (aber dort noch nicht enthalten!) im Repertoire der Herrschaftspraxis der mailändischen *signori* und Herzöge bis 1522/35. Dabei erlebte die Formel in Anwendung und staatsrechtlicher Rechtfertigung zahlreiche Variationen und Modifikationen, so durch die ausdrücklichen kaiserlichen Verleihungen im Reichsvikariat von 1349 und erneut mit dem Herzogstitel 1395, in der Krise des Viscontistaates ab 1402 und zur Zeit der fehlenden kaiserlichen Anerkennung der neuen Dynastie der Sforza 1450–1495. In der Regel benützten die Herrscher Mailands ihre *plenitudo potestatis* sparsam und nur in Ausnahmefällen (etwa Filippo Maria 1413 bei der Aufhebung der Gesetze aller Usurpatoren 1402–1412), doch gingen sie im Einzelfall sehr differenziert damit um, wenn sie etwa bestehende andere rechtliche Möglichkeiten vor Anwendung der *plenitudo*-Formel nutzten. Diesen Prozess begleitete eine intensive Diskussion unter den zeitgenössischen italienischen Juristen über die Zulässigkeit eines solchen Ausnahmeverfahrens überhaupt, über die *causae legitimae*, die die Anwendungen im Einzelfall begründen mussten, und über die Rechtsfälle, in denen die *plenitudo*-Formel überhaupt angewendet werden durfte. Eine zentrale Rolle in dieser Diskussion kam dabei Baldo degli Ubaldi zu, dessen Interpretation am Beginn der lange vorherrschenden juristischen Akzeptanz wie auch der Kritik daran steht. Jane Black gelingt es, auf der Basis sehr guter Kenntnis beider Quellengattungen, das dichte Geflecht der Interaktion zwischen mailändischer Gesetzgebungspraxis und juristischer Theoriebildung überzeugend herauszuarbeiten. Dabei entsteht nicht nur eine gründliche Geschichte der praktischen Anwendung des *plenitudo potestatis*-Verfahrens in

Mailand über zwei Jahrhunderte hinweg. Sie kann auch zeigen, wie stark die gesamte juristische Theoriebildung in Italien um die mailändische Praxis herum zentriert war, denn sie hing eben entweder von der fast ausschließlichen Beobachtung dieser Praxis ab oder die juristischen Diskussionsteilnehmer waren als Berater oder Professoren an der Universität Pavia direkt mit dem mailändischen Staat verbunden. Eigenartigerweise war es dann aber gerade der Jurist mit den engsten Bindungen an die Dynastie, Giasone Del Maino, ein Onkel Bianca Maria Sforza Viscontis, der mit seiner Fundamentalkritik die letzte durchweg negative Phase der theoretischen Erörterung der *plenitudo potestatis* einleitete. Am Ende stand die Übertragung dieses Rechts durch Herzog Francesco II. 1522 an den neuen Senat – ein Rechtsakt, der seinerseits eine lange juristische Diskussion über den Umfang der übertragenen Vollmachten auslöste.

Peter Blastenbrei

Nicola Soldini, *Nec spe nec metu. La Gonzaga: architettura e corte nella Milano di Carlo V*, Ingenium 10, Firenze (Olschki) 2007, XVI, 512 pp., ill. ISBN 978-88-222-5628-7, € 65. – Questo volume, opera di uno storico dell'architettura, rappresenta senza alcun dubbio uno dei lavori più importanti dell'ultimo decennio intorno alla figura di Ferrante Gonzaga. Il figlio cadetto della prestigiosa dinastia mantovana fu inviato giovanissimo quale ostaggio di riguardo alla corte di Carlo V, al cui servizio entrò come uomo d'armi. Proprio l'esercizio dell'arte militare e la sua partecipazione a numerose campagne dell'imperatore gli permisero di divenire in pochi anni uno degli astri nascenti del firmamento di generali e uomini di governo italiani destinati a incarnare la causa imperiale. Prima come viceré di Sicilia (1535) e quindi (1546) come governatore generale dello Stato di Milano, il Gonzaga fu così uno dei principali artefici sul campo della politica carolina in Italia. Il suo richiamo alla corte imperiale nel 1554, in seguito a una serie di pesanti accuse di malversazione, fu uno dei sei segnali del trapasso di potere ormai avviato fra lo stanco Carlo V e il giovane figlio Filippo, erede dei domini iberici e italiani. La morte precoce (1557) tolse di mezzo per l'*entourage* filippino un personaggio ingombrante e spalancò al Gonzaga le porte della fama di perfetto capitano, veicolata da numerosi scritti, a cominciare da quelli del suo segretario, Giuliano Gosellini. Nonostante la sua fama in vita e dopo la morte, il Gonzaga resta privo di una biografia scientifica, forse a causa della complessità della sua figura. Tuttavia ricerche come quella di Soldini, se da un lato fanno sentire la latitanza di nuovi e approfonditi studi, basati su aggiornati strumenti storiografici e su un'attenta riconsiderazione delle fonti, su di lui come su molte altre figure e vicende del Cinquecento italiano, dall'altro mostrano come anche i personaggi più 'difficili' possano essere studiati da angolature apparentemente molto specifiche,

quale in questo caso, quella della storia dell'architettura. Tali ricerche in realtà contribuiscono a chiarire aspetti fondamentali che spaziano dai gusti architettonici alle politiche urbanistiche, passando per il *patronage* e il mecenatismo culturale. Oggetto principe del volume di Soldini è la ricostruzione delle vicende storico-architettoniche della villa suburbana denominata la Gualtera, acquistata da Ferrante Gonzaga poco dopo il suo insediamento quale governatore generale dello Stato di Milano e per il cui ampliamento e abbellimento egli si valse dell'architetto Domenico Giunti (molto ricco è l'apparato di immagini e documenti che corredano il volume). Tuttavia l'autore ha il merito di non fermare il suo sguardo ai problemi a lui più congeniali – le vicende storico-architettoniche e storico-artistiche della villa –, ma di scrivere la storia di un edificio come paradigma di un'epoca storica assai complessa: quella che va dall'ultimo decennio del Quattrocento alla metà (e oltre) del Cinquecento. La storia che egli ricostruisce in maniera convincente non è fatta solo di prospettive e disegni, di architetti e di 'fabbriche', ma di un mondo culturale e politico che abbraccia la fine del dominio sforzesco, il periodo francese e la successiva affermazione dell'egemonia imperiale a Milano. In questo senso le vicende della villa suburbana analizzate da Soldini non cominciano con il Gonzaga, ma con il primo proprietario Gualtero Bascapè, uno degli uomini di fiducia di Ludovico il Moro, e vengono seguite sin dopo l'allontanamento di Ferrante. Ugualmente importante è il capitolo dedicato agli interventi urbanistici di Ferrante a Milano, considerati alla luce dell'ambivalenza sostanziale che caratterizzò gli anni di governo gonzaghese: a cavallo fra lo splendore del principe legato da un rapporto di vassallaggio diretto con il suo imperatore – e quindi portato a interpretare il proprio ruolo in sintonia con la propria concezione cortigiana di alto rappresentante imperiale – e le mansioni di un 'semplice' governatore, a capo di istituzioni giuridico-amministrative forgiatesi in buona misura fra il periodo sforzesco e quello francese. La concezione che Ferrante ebbe del proprio ruolo di principe e vassallo dell'imperatore (e non certo di funzionario statale) emerge con chiarezza dal fatto che egli finì per essere accusato, strumentalmente, ma non falsamente, di malversazione, anche in relazione con i lavori di ampliamento e abbellimento della sua villa suburbana, destinata a una rapida decadenza subito dopo la sua rimozione dal governo dello Stato di Milano. Forse Soldini tende a ritenere tale ambivalenza del Gonzaga – rispetto ai successori – più pronunciata di quanto in realtà fosse, soprattutto tenendo conto di quanto poco ancora sappiamo sugli interessi culturali e artistici dei governatori dell'età spagnola. Così come non convince affatto l'idea del periodo gonzaghese come sorta di „interregno“ posto „a cavallo tra il glorioso passato sforzesco e l'incombente età di Filippo II e Carlo Borromeo“ che pare appiattare le complesse vicende degli anni di Ferrante e del decennio

successivo su una visione ormai storiograficamente frusta della Milano di Filippo II.  
Massimo Carlo Giannini

Tiroler Urkundenbuch, Abt. 2: Die Urkunden zur Geschichte des Inn-, Eisack- und Pustertals 1: Bis zum Jahr 1140, bearb. von Martin Bitschnau und Hannes Obermair mit Registern von Claudia Schretter und Gertraud Zeindl, Innsbruck (Wagner) 2009, CXII, 399 S., ISBN 978-3-7030-0469-8, € 59. – Diese Publikation wirkt wie ein Relikt aus der Vergangenheit, das in die jetzige Zeit hineinragt. Die Grundidee für ihre Anlage reicht zurück in das 19. Jh., als man in Geschichtsvereinen und Historischen Kommissionen genug Atem hatte, um regionale Urkundenbücher zu realisieren, durchaus gegliedert in Abteilungen, auf dass der Berg der notwendigen Vorbereitungsarbeit nicht zu hoch und die Last auf mehrere Schultern verteilt werde. Der Mittelalter-Historiker als Benutzer gewinnt dadurch am besten die Übersicht über die Zeugnisse, die aus einer Landschaft noch erhalten sind, und kann sie mit dem Ertrag der erzählenden Quellen und sonstiger Überlieferung zu einem Gesamtbild der einstigen Verhältnisse formen. Diese Aufbereitung des vorhandenen urkundlichen Materials findet eine fruchtbare, ja notwendige Ergänzung in den speziellen Sammlungen der Kanzleiprodukte von Päpsten und Bischöfen, Kaisern, Königen und Fürsten, die dem Diplomatiker dank besserer Vergleichsmöglichkeiten erst das sichere Urteil über Echtheit oder Fälschung erlauben. Gegenüber jenen beiden Arten hat sich jedoch eine andere Herangehensweise in den Vordergrund gedrängt: die Publikation eines einzelnen Urkundenfonds, wie er heute im Archiv anzutreffen ist. Das ist aus praktischen Gründen durchaus akzeptabel, doch birgt diese Methode den Keim des Unübersichtlichen in sich; sie kann absurde Züge annehmen, wenn man beobachtet, dass ein versprengter Rest aus dem einstigen Archiv einer Institution aus Prinzip auch dann unberücksichtigt bleibt, wenn er nur geringen Umfang hat und seine Einbeziehung einen nicht allzu großen Arbeitsaufwand erfordern würde. – Somit ist dieses neue Beispiel eines regionalen Urkundenbuches uneingeschränkt zu begrüßen, den Hg. ist zu danken für die große Mühe, die sie auf sich genommen haben. Nun kann Tradition sichere Wegweisung bieten, sie birgt aber auch lastendes Gewicht. Das Gesamtwerk, das jetzt nach 52 Jahren Unterbrechung eine Fortsetzung findet, wurde einst mit kräftig nationalem Ton eingeleitet: „Das Durchdringen und die volle Herrschaft der deutschen Siedlung“ in einem „Hauptstück des geschlossenen Südrandes des deutschen Volks- und Kulturbodens“ sollte das dargebotene Material unter Beweis stellen, so formulierte Otto Stolz im Jahre 1936 (Tiroler Urkundenbuch, Abt. 1,1, hg. von Franz Huter, Innsbruck 1937, S. VIII) – in gleichem Geist hatten sich in den vorangegangenen Jahrzehnten Italiener darangemacht, romanische

Wurzeln in den alten Ortsnamen der hinzugewonnenen deutschsprachigen Gebiete aufzuspüren. Damit wirkte das Editionsprojekt wie der Versuch einer virtuellen Rekuperation des verlorenen Staatsterritoriums. Die heutigen Hg., ein Innsbrucker und ein Bozener, distanzieren sich energisch von solch ideologischer Voreingenommenheit. Sie heben hervor, dass der Raum, für dessen Geschichte sie das gesammelte Material vorlegen, „einen markant grenzüberschreitenden und damit übernationalen Charakter aufweist“, dass durch ihre Arbeit „der Quellenbestand einer zentraleuropäischen Landschaft gesichert“ wird (S. IX). – Die erste Abteilung bietet in drei bis 1957 erschienenen Bänden das einschlägige Material bis 1253 – das ist das Jahr, in dem mit Albert III. die ältere Linie der Grafen von Tirol ausstarb – aus dem Vinschgau und dem Etschtal bis zur vormaligen Sprachgrenze bei der Salurner Klause, entsprechend der heutigen Grenze der Provinz Südtirol/Alto Adige. Unter dem Gesichtspunkt der kirchlichen Geographie, die für die Verantwortlichen jener Abteilung das ausschlaggebende raumordnende Kriterium war, sind das die Anteile der mittelalterlichen Diözesen Chur und Trient am historischen Land Tirol, das freilich erst viel später zusammengewachsen ist (Grafen mit diesem Titel gibt es ja nur seit etwa 1140). Für die zweite Abteilung gelten dieselben Gesichtspunkte, damit bei der Aufarbeitung des Überlieferten die Einheitlichkeit nicht verloren gehe: Räumlich werden das frühere Bistum Brixen und das damalige Erzbistum Salzburg, soweit es in Tiroler Gebiet hineinragte, erfasst, zugleich gilt derselbe Endzeitpunkt, den die Hg. mit einem zweiten Band bis 1200 und einem dritten bis 1253 erreichen wollen. – Einen ersten Eindruck von den Anstrengungen, die den Bearbeitern abverlangt worden sind, vermittelt die Übersicht über die Überlieferungsgruppen (S. XIX-LII): Einschlägiges Material hat sich zwar noch in erheblicher Menge innerhalb des behandelten Gebietes erhalten, am meisten in Brixen und Innichen, oder an dessen Rändern wie in Salzburg und Trient, sehr viel musste aber auch außerhalb aufgesucht werden, nicht nur im nahen München, sondern auch an weit entfernten Plätzen. Zusammengetragen worden sind 380 Stücke, es folgen kurze Informationen über 28 weitere „fragliche oder auszuschneidende“. Sie sind nach allen Regeln moderner Diplomatie bearbeitet und werden in kritischer Edition dargeboten oder aber bloß in ausführlichem Regest, soweit lediglich einzelne Personen oder Orte des betrachteten Territoriums Erwähnung finden. Das gilt zunächst für sämtliche frühen Stücke (seit dem 4. Jh.) und besonders für die älteren Papst- sowie Kaiser- und Königsurkunden. Der erste abgedruckte volle Text stammt von 763, es ist die Stiftung eines dem hl. Petrus geweihten Klosters durch einen Reginpert, wahrscheinlich gelegen in Mittenwald, mit reichem Besitz im Inntal (Nr. 45). Er ist als Traditionsnotiz überliefert, und die Behandlung von Quellen dieser Art erfordert bekanntlich viel Umsicht; solche begegnen vielfach auch im Fol-

genden, in manchen Fällen gelingt nun eine präzisere Datierung. Die früheste aus lokaler Überlieferung edierte Urkunde ist ein Privileg Ludwigs des Frommen von 816 (Nr. 82, Stiftsarchiv Innichen, Kopie des 12. Jh.), das früheste Original ein solches Ludwigs II. von 848 (Nr. 93, Staatsarchiv Bozen, aus Brixen). Am angestammten Aufbewahrungsort befindet sich gleichfalls das wichtige Diplom Heinrichs II. von 1027, mit dieser Übertragung der Grafschaft im Eisack-Tal und darüber hinaus an den Bischof von Brixen wurde die Entwicklung der dortigen Herrschaftsverhältnisse grundlegend geprägt (Nr. 199, Diözesanarchiv Brixen). Sein Text wird aus dem Original neu abgedruckt, bearbeitet nach dem jetzigen Stand der Editionstechnik, wie auch viele andere Herrscher- und Papsturkunden. Die Sammlung endet mit zwei ebenfalls an Ort und Stelle gebliebenen Stücken, einem Reformdekret und einer Verleihung des Brixener Bischofs Reginbert von 1140, doch sind beide leider gefälscht (Nr. 379f., Stiftsarchiv Wilten). Das Register der Orts- und Personennamen bietet eine Hilfe für die Erschließung des informationsreichen Inhalts. In den Veröffentlichungen zur Diplomatik, zumal im Rahmen von Urkundeneditionen wird dieser schöne Band eine bedeutende Wegmarke setzen.

Dieter Girgensohn

Hannes Obermair, Bozen Süd – Bolzano Nord. Schriftlichkeit und urkundliche Überlieferung der Stadt Bozen bis 1500 / *Scritturalità e documentazione archivistica della città di Bolzano fino al 1500*, Bd. 2: Regesten der kommunalen Bestände 1401–1500 / *Regesti dei fondi comunali 1401–1500*, Bozen (Stadt Bozen) 2008, 527 S. mit 34 Taf., ISBN 978–88–901870–1–8, € 25. – Ein ehrgeiziges Publikationsunternehmen ist zum Ende des ersten Abschnitts geführt worden. Nach dem 2005 erschienenen Anfangsband der Regesten aller im Bozener Stadtarchiv erhaltenen Urkunden sowie der gleichfalls aus der kommunalen Provenienz stammenden Stücke an anderen Aufbewahrungsorten (s. QFIAB 86 [2006] S. 886f.) folgt nun der zweite, der den vorgenommenen zeitlichen Endpunkt erreicht. Diesmal sind es 446 Regesten, dazu sechs als Korrekturen aus dem früheren Zeitraum, nämlich eine neu aufgefundene Urkunde, die Identifizierung eines vermeintlichen Deperditums mit einem erhaltenen Text und vier verbesserte Fassungen; das bringt die Gesamtzahl auf 1351. Wiederum spiegelt sich in den Inhalten die ganze Vielfalt städtischen Lebens im späteren Mittelalter. Wie versprochen, erscheinen jetzt die Register für das gesamte bisher veröffentlichte Material. Auf sie hat der Vf. große Sorgfalt verwandt, ungewöhnlich detailliert füllen sie die Hälfte des Bandes: Ausstellungsorte außerhalb Bozens, Urkundenbetreffe, Initien, Personen und Orte, beginnend mit dem Abschnitt „Bozen“, endlich ein ausgiebiges Verzeichnis der Sachen. Besonders hervorzuheben sind die Listen der tätigen Notare

und der Sieglar, da als Urkundenarten das Notariatsinstrument und die Siegelurkunde miteinander konkurriert haben, doch mit auffallender zeitlicher Verschiebung, denn am Anfang des jetzt erfassten Zeitraums beherrscht der erste Typ fast völlig das Feld, die Zahl fällt aber gegen dessen Ende auf ein Minimum ab gegenüber der Siegelurkunde, übrigens zeigt die Ablösung des Lateinischen durch das Deutsche als Urkundensprache eine genau parallele Entwicklung (s. S. 13f.). Das Verzeichnis der heutigen Aufbewahrungsstellen macht zum einen deutlich, wie reich das Bozener Stadtarchiv an mittelalterlicher Überlieferung ist, aber auch, an wie viele außerhalb gelegene Orte Material mit direktem Bezug zu den städtischen Institutionen, „Bozens kommunales Schriftgut“ (S. 9), gelangt ist, von Wien bis Straßburg und natürlich nach Trient und vor allem nach Innsbruck. Diese Vielzahl der Register ist eine erfreuliche Dienstleistung, vor allem für den ungeduldigen Benutzer. Abgeschlossen ist mit dem Band der erste Hauptteil des Gesamtprojekts, der Vf. hat die Bearbeitung auch der sonst erhaltenen Urkunden mit Bozener Bezug in Aussicht gestellt. Beide Teile zusammen werden eine schöne Gesamtübersicht über die noch verfügbaren Informationen für die alte Geschichte der Stadt bieten. Sie ist trotz ihrer geringen Größe interessant als Durchgangsort an einer der wichtigsten Nord-Süd-Verbindungen und zugleich, schon da Bozen ja Teil der Diözese Trient mit überwiegend italienischer Bevölkerung in der Bischofsstadt war, als Berührungspunkt von zwei Kulturen mit unterschiedlichen Prävalenzen, aber unter dem gemeinsamen Dach der europäischen Kultur des Mittelalters.

Dieter Girgensohn

Statuti dei Quattro Vicariati (Val Lagarina) del 1619, a cura di Ornella Pittarello, introduzione di Bruno Andreolli, *Corpus statutario delle Venezie* 21, Roma (Viella) 2008, 169 pp., ISBN 978-88-8334-340-7, € 32. – Il 21° volume del *Corpus statutario delle Venezie*, diretto ormai da un quarto di secolo da Gherardo Ortalli, è dedicato agli statuti seicenteschi dei cosiddetti Quattro Vicariati, articolati nelle comunità, oggi tutte in provincia di Trento, di Avio, Ala, Mori e Brentonico, divenuto capoluogo del territorio anche per la sua favorevole ubicazione geografica. Non si tratta della pubblicazione di un testo inedito, ma della nuova e sorvegliata edizione di uno statuto già comunque diffuso a stampa e reperibile – per le ricerche fatte – in soli 10 esemplari, tra cui quello conservato presso la Biblioteca Civica „Tartarotti“ di Rovereto che è stato assunto come testimone di riferimento. Lo statuto si articola in soli 3 libri, dotati ciascuno di una serie abbastanza contenuta di capitoli e tali da rispecchiare una sistematica „classica“: *Liber de civilibus* (102 capitoli), *Liber de criminalibus* (50 capitoli) e *Ordini de' sindici* (28 capitoli, con norme di ambito amministrativo e sui danni dati, circolati anche sotto forma di raccolta

autonoma dal resto della compilazione; e ciò ne può forse spiegare la redazione in volgare anziché in latino). In questa nuova edizione il testo normativo vero e proprio (alle pp. 55–144) è preceduto e seguito da una serie di testi tanto esplicativi quanto di corredo: una introduzione di Bruno Andreolli (Gli statuti dei Quattro Vicariati ovvero della trentinizzazione della Val Lagarina, pp. 9–27), una breve premessa di Gherardo Ortalli (Rapporti e consonanze per una rete statutaria trentina, pp. 29–32), un gruppo di tavole sinottiche curato da Davide Trivellato (Confronti fra le redazioni statutarie trentine, pp. 33–47), una introduzione editoriale di Ornella Pittarello conclusa da un *excursus* numismatico di Federico Pigozzo (La stampa del 1619 e i criteri della nuova edizione con una nota sui sistemi monetari trentini, pp. 49–54), un Indice dei capitoli (pp. 145–150) e infine l'Indice delle parole (pp. 151–169). Gli statuti vennero concessi nel 1619 dal vescovo e cardinale Carlo Madruzzo, appartenente a una famiglia che deteneva in feudo i 4 Vicariati circa dalla metà del secolo precedente e che tra Cinque e Seicento ‚piazza‘ ben 4 propri membri sulla cattedra vescovile trentina. Nel testo normativo è introdotta una serie di strumenti forse non abbondanti, ma nodali al fine di definire la gerarchia di potere applicata sulle comunità e sui territori dei Quattro Vicariati: „... assoluta preminenza della figura del capitano, espressione della volontà del principe; invadenza trasversale e pervasiva della sua autorità in numerosi ambiti locali e in settori di particolare delicatezza come le liti tra comunità e parentele, le cause in appello, le transazioni e le pignorazioni, il controllo delle ammesse; preminenza della sede di Brentonico, dove peraltro risiede il capitano oppure il luogotenente con i loro collaboratori; doppia monetazione, ma con prevalenza di quella meranese in campo amministrativo ...“ (p. 22), cui si aggiunge pure, anche se per vie esterne allo statuto, „una certa qual preminenza della tradizione santoriale tridentina rispetto a quella veronese“ (p. 21). Nel Prologo il potere normativo del principe è dichiarato esclusivo *abolendo caetera omnia statuta in hoc volumine non comprehensa* (p. 58), ma a corollario della normativa criminale si accetta che esso venga circoscritto dalla perdurante vigenza di privilegi, statuti, lettere ducali (risalenti alla precedente dominazione veneziana) *et bonae consuetudines*, norme tutte che devono essere *observata et observatae semper vigeant et in suo esse et viridi observantia custodiantur* (II 50). Ci si allinea quindi a una logica di pluralità delle fonti normative, ove tuttavia l'assenza del richiamo esplicito al *ius commune* o *romanum* quale fonte sussidiaria parrebbe confermare la solidità di una tradizione giuridica più debitrice di quella lagunare, incline a mantenersi distante, almeno nelle proclamazioni formali, dalla diretta influenza del diritto romano-comune e usata ancora come concreto baluardo, nella forma di privilegi, statuti, lettere ducali e consuetudini esplicitamente riaffermate, di fronte alle ambizioni di

,trentinizzazione‘ che emergerebbero tramite altri indicatori, comunque significativi. In realtà il *ius commune* dilaga nel testo statutario, dal momento che ad esso si rinvia per integrare la disciplina di istituti e procedure disseminate un po‘ ovunque. Va quindi presa con la dovuta prudenza la proclamazione iniziale del cardinale Madruzzo, secondo cui i sudditi dei Quattro Vicariati gli avrebbero sottoposto *subsequentia statuta sive priorum statutorum suorum reformationem* (statuti e riformazioni di epoca precedente comunque sconosciute e mai a noi pervenute) impetrandone la rinnovata approvazione e conferma; il testo dei capitoli, segnatamente dei primi due libri riservati al diritto civile e penale, appare troppo ricco di riferimenti al ‚diritto dotto‘ per non essere frutto dell‘intervento di giureconsulti del principe, chiamati – forse già anche in occasioni di redazioni precedenti – a definire e integrare le norme per darne più compiuta definizione tramite gli strumenti di una cultura giuridica veramente ‚comune‘ e adeguata ai tempi. Pierpaolo Bonacini

Sebastiano Foscari capitano di Vicenza, Dispacci 1709–1714, a cura di Fausto Sartori, Venezia (La Malcontenta) 2008, XXXI, 241 S., 1 Taf.; Girolamo Donà, Dispacci da Roma 19 gennaio – 30 agosto 1510, trascrizione di Viola Venturini, introduzione di Marino Zorzi, ebd. 2009, LXXXIV, 434 S., 1 Abb., nicht im Buchhandel. – Diese von Ferigo Foscari geleitete Publikationsreihe, deren Initiator der Venezianer Architekt Antonio Foscari Widmann Rezzonico ist, nähert sich nun der Vollendung des zweiten Dutzends; sie soll dem Publikum historische Zeugnisse mit Bezug auf Mitglieder der Familie Foscari darbieten. Dazu gehörte auch vor knapp zehn Jahren die von Angela Caracciolo Aricò besorgte Neuausgabe desjenigen Teils der *Vite dei dogi* von Marino Sarnudo dem Jüngeren, der von der Wahl Francesco Foscari 1423 bis zum Jahre 1474 reicht (s. QFIAB 83 [2003] S. 641–643). Der erste der neuen Bände bringt die Berichte aus Vicenza an die *Capi* des *Consiglio di dieci*, die von Sebastiano Foscari als Kapitän der Stadt entweder allein oder nach dem jeweils an seiner Seite amtierenden *Podestà* unterzeichnet hat. Er lebte von 1674 bis 1739, das Amt, in das man ihn gewählt hatte, trat er im Juni 1709 an, doch bekleidete er es weit über die üblichen 16 Monate hinaus, bis April 1714. Insgesamt 244 Berichte werden abgedruckt, sie spiegeln in aller Ausführlichkeit den Alltag der Geschäfte, welche die aus Venedig entsandten Chefs der lokalen Verwaltungen in den Städten des Staatsgebiets auszuführen hatten. Die Anlagen werden nicht veröffentlicht. Der Hg. hat insofern eine Auswahl aus dem überlieferten Material vorgenommen, als er aus den beiden einschlägigen Bündeln des betreffenden Fonds im Staatsarchiv Venedig allein die Briefe mit Foscari's Beteiligung wiedergibt; der nicht besonders umfangreiche Rest hätte das Bild der venezianischen Territorialverwaltung abrunden können. – Im

Frühsommer 1509 zog eine außerordentliche Gesandtschaft aus Venedig an die römische Kurie, bestehend aus sechs gewählten Adeligen mit entsprechender Begleitung. Es galt, mit Julius II. einen Friedensvertrag auszuhandeln, nachdem die venezianischen Truppen im Mai bei Agnadello von den Partnern der Liga von Cambrai empfindlich geschlagen worden waren. Der Papst hatte an dem Bündnis teilgenommen und sogar Exkommunikation und Interdikt über die Republik verhängt. Einer der sechs Gesandten war Girolamo Donà (\*1456), Urenkel des Dogen Francesco Foscari, dessen Tochter Camilla Andrea Donà geheiratet, dann Girolamos Vater Antonio das Leben geschenkt hatte. Venedig musste die harten Bedingungen des Papstes annehmen, das geschah im Februar 1510. Danach blieb Donà als einziger Gesandter in Rom zurück, dort starb er am 20. Oktober 1511. Die Originale der zahlreichen Berichte dieser Gesandten, stets an den Dogen gerichtet, sind irgendwann verlorengegangen, doch haben sich die in Rom angefertigten Kopien erhalten. Sie sind im Staatsarchiv Venedig zu mehreren Faszikeln zusammengebunden. Der Inhalt des ersten mit den Schreiben vom 25. Juni 1509 bis zum 9. Januar 1510 wurde bereits 1932 von Roberto Cessi veröffentlicht, jetzt folgen die 161 im zweiten überlieferten Stücke – ob auch mit dem Rest in absehbarer Zeit zu rechnen ist, erfährt man nicht. Es ist hochpolitisches Material, das hier vorgelegt wird, gewürzt mit dem üblichen Klatsch von der päpstlichen Kurie, denn die venezianischen Gesandten waren stets gehalten, solche Hintergrundinformationen nach Hause zu berichten. Den Inhalt kommentiert Zorzi sachkundig in der Einleitung, der schnellen Übersicht dienen die von ihm formulierten Inhaltsangaben aller Briefe, die er an den Schluss seiner Darlegung gestellt hat. In beiden Bänden stehen erfreulicherweise Namenregister dem Benutzer zur Verfügung.

Dieter Girgensohn

Giannino Carraro, *Il monastero femminile di S. Benedetto Vecchio di Padova. Note storiche (1195–1810), con edizione delle visite vescovili, Italia benedettina 31, Cesena (Badia di Santa Maria del Monte, Centro storico benedettino italiano) 2008, XV, 283 S., 24 Abb., keine ISBN, € 50.* – Der Vf. hat im *Monasticon Italiae* den Faszikel mit den Klöstern in Stadt und Diözese Padua bearbeitet (s. QFIAB 82 [2002] S. 938f.), nun legt er eine Spezialstudie über eine der dort behandelten Institutionen vor. San Benedetto ist in den letzten Jahren des 12. Jh. gestiftet worden, die erste urkundliche Erwähnung stammt von 1203. Es war vielleicht schon als Doppelkloster angelegt. Der erste oder einer der ersten Prioren war der selige Giordano Forzatè (vertrieben 1237, † ca. 1248), der an der Gründung des *ordo s. Benedicti de Padua* so maßgeblichen Anteil hatte, dass seine Abtei namengebend wurde. Diesen Zusammenschluss von Männer- und Frauenklöstern erkannte Gregor IX. als eigenen Orden an,

seine Regel war aus der der Zisterzienser entwickelt, die Mitglieder bezeichnete man wegen ihres Habits als „weiße Mönche“. In der Ursprungsabtei musste die Gemeinschaft der beiden Geschlechter 1259 wegen unheilbaren Zerwürfnisses aufgelöst werden, die Männer schufen sich in räumlicher Nähe ein Kloster S. Benedetto Novello, das ursprüngliche Haus wurde zu S. Benedetto Vecchio. Der Nonnenkonvent schloss sich 1284 dem Kamaldulenser-Orden an. Aufgehoben wurde das Kloster 1810, sein Gotteshaus dient heute als Pfarrkirche. Der Vf. kann diese Geschehnisse dank intensiver Auswertung der erhaltenen Urkunden und Akten ausgiebig beschreiben. Mehrfach im Verlaufe der Jahrhunderte wurde S. Benedetto Vecchio zum Zufluchtsort für Nonnen anderer Konvente, die ihre Heimstatt hatten verlassen müssen; dargestellt werden die dadurch entstandenen Spannungen, zumal wenn es sich um Anhängerinnen einer strikteren Observanz handelte. Einen direkten Einblick in die vielfältigen Aspekte des monastischen Lebens gewähren die vollständig abgedruckten elf Protokolle bischöflicher Visitationen von 1481 bis 1809, die meisten mit umfangreichen Anlagen wie Inventaren und Anweisungen zur Verbesserung der Disziplin, ergänzt werden diese Quellen durch verwandte Aktenstücke aus neun weiteren Jahren, die ebenfalls zur entsprechenden Serie im Archivio della Curia vescovile zu Padua gehören. In diesen Zeugnissen spiegeln sich zum einen die inneren Verhältnisse in der Gemeinschaft wider, zum anderen aber gleichfalls die Anforderungen, welche die kirchliche Obrigkeit an die Nonnen und ihr Zusammenleben stellte, wodurch etwa der Einschnitt durch die Reform des Konzils von Trient deutlich wird. So gewinnt die genaue, auf reiches Archivmaterial aufbauende Beobachtung der Entwicklungen in einem einzelnen Kloster, obwohl diesem keine herausragende Bedeutung zukam, die Qualität einer Fallstudie, die für die Erkenntnis größerer Zusammenhänge nutzbar gemacht werden kann.

Dieter Girgensohn

Il Catastico verde del monastero di S. Giustina di Padova, a cura di Lorenzo Casazza, saggi introduttivi di L. C., Francesco G. B. Trolese, *Fonti per la storia della Terraferma veneta* 24, Roma (Viella) 2008, CXV, 638 S., 7 Taf., ISBN 978-88-8334-317-9, € 75. – Diese Sammlung von Urkunden ist in der Benediktiner-Abtei S. Giustina entstanden, der Codex fiel den Konfiskationen der napoleonischen Zeit zum Opfer, kam danach in die Hand der Paduaner Familie Papafava dei Carraresi, wurde mit deren altem Archiv vor einigen Jahren der Region Veneto überlassen und ist jetzt im Besitz der Accademia Galileiana di scienze, lettere ed arti. Seine Anlage fällt in das Jahr 1274, als Abt und Konvent nacheinander bei den Repräsentanten der Kommune und beim Bischof von Padua die Erlaubnis erwirkten, dass ein von ihnen beauftragter Notar alle bei diesen beiden Institutionen auffindbaren Schriftstücke mit Bezug auf das

Kloster kopieren durfte. Aus der ersten Quelle stammen 74 Stücke, aus der zweiten 57, die Anfangsdaten sind 1034 beziehungsweise 830 (Fälschung auf den Namen Papst Gregors IV.) und 970. Die beiden Teile sind in der Edition voneinander geschieden, doch hat der Hg. die alte Ordnung erst rekonstruieren müssen, da beim Binden der Handschrift die Lagen vertauscht worden waren. Der Entstehungsprozess des Chartulars ist ein höchst erstaunlicher Vorgang, denn nach landläufiger Auffassung kommt ein solches zustande, indem ein Mönch die Urkunden seines Klosters nach praktischen Gesichtspunkten (allgemeine Privilegien, Verwaltung der einzelnen Besitzungen usw.) ordnete und sie dann in ein Buch eintrug. Hier ist man anders verfahren. Das war gewiss eine Folge des „tyrannischen“ Regiments von Ezzelino III. da Romano (†1259) in Padua, während dessen die Abtei S. Giustina den Verlust von Besitzungen und gewiss auch Besitztiteln hatte erleiden müssen. Der Kern der Sammlung macht aber nur wenig mehr als die Hälfte der insgesamt 256 Urkunden im Codex aus. Ihm folgen ein Abschnitt mit den Abschriften verschiedener Stücke des 13.–14. Jh., durchaus in die Zeit vor 1274 zurückgreifend, dann ein Vasallenverzeichnis von 1346, endlich zwei Gruppen, einmal mit Texten aus dem 14. Jh., zum anderen mit solchen, die erst um 1500 kopiert worden sind, darunter das zweitälteste Stück des Bandes überhaupt und das älteste ohne Fälschungsverdacht: die grundlegende Schenkung des Paduaner Bischofs Rorio von 874. Dem Hg. gebührt Anerkennung für die Wiederherstellung der ursprünglichen Ordnung und für die präzise Kennzeichnung des Inhalts der einzelnen Teile. In seiner Einleitung bietet er zudem eine ausführliche Beschreibung der Geschehnisse der Abtei im 13. Jh. Es schließt sich die Untersuchung der im folgenden gesammelten Urkunden durch Trolese an. Dem Text der einzelnen Stücke ist ein Kopfregeest vorangestellt, das erleichtert die Übersicht über den Inhalt und gibt sofort Aufschluss über Parallelüberlieferung und frühere Drucke. Das chronologische Verzeichnis am Schluss – vor der Liste der genannten Notare, dem Personen- und dem Ortsnamenregister – erweist sich als wichtige Hilfe für den Umgang mit dem reichhaltigen Material. Die Qualität dieser Edition und der sie vorbereitenden Arbeit macht den Band zu einem würdigen Glied in dieser vorwiegend den mittelalterlichen Quellen des Veneto gewidmeten Reihe.

Dieter Girgensohn

*Matricula nationis Germanicae iuristarum in gymnasio Patavino 2* (1605–1801), a cura di Elisabetta Dalla Francesca Hellmann, *Fonti per la storia dell'Università di Padova* 21 = *Natio Germanica IV,2*, Roma-Padova (Antenore) 2008, XII, 761 S., ISBN 978–88–8455–633–2, € 69. – Nur ein Jahr nach dem ersten Band (s. QFIAB 89 [2009] S. 643) legt die Hg. den noch umfangreicheren zweiten dieser enormen Sammlung von Namen vor. Insgesamt 6586

Einträge sind es, meist eigenhändig, welche die restlichen drei Register dieser Serie im Archivio antico der Universität Padua bieten. An der traditionsreichen Hochschule hat der Besuch von Jurastudenten aus deutschen Landen (in sehr weitem Sinne) mit der Zeit erheblich nachgelassen, festzustellen ist ferner der immer größere Prozentsatz von jungen Männern aus dem Trentino und aus Tirol. Der Wandel wird schon durch die Globalzahlen deutlich: Den genannten Immatrikulationen aus zwei Jahrhunderten stehen 6045 allein aus den ersten 60 Jahren der Führung dieser Register gegenüber, also 33 im Jahresdurchschnitt gegen fast exakt 100 im Zeitraum des vorangehenden Registers (1546–1605) oder, zieht man die dort in eigener Rubrik verzeichneten hochgestellten Persönlichkeiten ab, immer noch gegenüber rund 90 Einträge pro Jahr. Freilich eröffnet ein Markgraf von Brandenburg auch die Liste im zweiten Register, aber sofort danach klingen die Namen nicht mehr adelig. Bis Ende 1655 gab es noch 4180 Immatrikulationen (84 pro Jahr), aber dann schrumpfte im folgenden Halbjahrhundert die Zahl auf 1264, im nächsten auf 914 und im letzten gar auf 228. Diese Periode barg nun wirklich massive Turbulenzen im Leben der europäischen Völker; außerdem war das Ansehen der Universität Padua seit geraumer Zeit im Niedergang begriffen gewesen. Am Anfang des ersten der jetzt edierten Register stehen einige Texte von allgemeiner Bedeutung für die Nation: Statuten von 1590 mit einer schwungvollen Anrede an die Mitglieder über den Nutzen menschlicher Zusammenschlüsse, die aus der ersten Matrikel übernommen worden sind, gefolgt von einer neueren Fassung der Statuten aus dem Jahre 1605, dann einem grundlegenden Beschluss von 1597, ebenfalls aus dem ersten Register stammend, weiteren Vorschriften von 1621 und 1635, endlich der Formel des Eides, der bei der Aufnahme abzulegen war. Die beiden alphabetischen Register am Schluss des Bandes, mit bewährter Umsicht angefertigt, erleichtern den Umgang mit dem gewaltigen Material. Bei den Personennamen wird den Schwankungen in der Schreibweise, wie in Zeiten orthographischer Schwäche üblich, durch Verweise von den Nebenformen Rechnung getragen, bei den Orten waren manche Identifizierungsschwierigkeiten zu überwinden. Der Editorin wie dem herausgebenden Centro per la storia dell'Università di Padova gebührt Anerkennung für diese Leistung.

Dieter Girgensohn

Cassiere della bolla ducale, Grazie, registro n. 16 (1364–1372), anticamente Liber gratiarum XIII, a cura di Stefano Piasentini 1–2, Fonti per la storia di Venezia, sez. I – Archivi pubblici (Bd. 53 der Gesamtreihe), Venezia (Comitato per la pubblicazione delle fonti relative alla storia di Venezia) 2009, XL, 400, 401–833 S., 3 Abb., ISBN 978–88–88055–07–7, € 40. – Es sind die abkürzend *gratie* genannten Beschlüsse des Venezianer Großen Rates, ergangen auf-

grund eines Verfahrens *per gratiam*, die hier vorgelegt werden, betreffend die Verleihung eines Sonderrechts, die Erlaubnis in einer genehmigungspflichtigen Sache, die außerordentliche Übertragung einer Funktion oder einfach die Korrektur einer als ungerecht empfundenen Behandlung. Sie wurden in eigenen Registern neben den allgemeinen Beschlussprotokollen festgehalten, im Staatsarchiv Venedig gehören sie traditionell zum Fonds derjenigen Abteilung der Kanzlei, die für das Dogensiegel, in der Regel eine Bleibulle, zuständig war; offenbar galt die Gebühr, die bei der Besiegelung eingezogen wurde, als das eigentlich interessante Element. Diese Register sind seit 1299 erhalten, allerdings nicht ohne Verluste (sogar mit mindestens einem solchen aus den letzten Jahrzehnten), der erste Band ist 1962 von Elena Favaro mit analogem Titel in derselben Reihe ediert worden. Feuchtigkeit hat dem Bestand zugesetzt, die jetzt veröffentlichten Abbildungen von zwei Seiten zeigen den Befall des Pergaments mit der *muffa vinosa*, der eine ernsthafte Bedrohung der Lesbarkeit bedeutet. Das ist hervorzuheben, denn schon jetzt bergen manche Teile dieser Register ungewöhnliche Schwierigkeiten für die Entzifferung, so dass ihre Edition zur Herausforderung für den Bearbeiter wird. Deshalb sind die Bemühungen, gerade diese Serie wichtiger Zeugnisse für die Rechtsverhältnisse wie für den Alltag im Venedig der Vergangenheit durch Ausgaben zugänglich zu machen und damit ihren Inhalt für die Nachwelt aufzubewahren, wärmstens zu begrüßen. Die internationale Anerkennung, die das Vorhaben genießt, beweist die finanzielle Förderung der Drucklegung dieser beiden Bände durch die Hedgelawn Foundation (USA) unter ihrem damaligen Präsidenten, dem gerade verstorbenen Benjamin G. Kohl. Der Inhalt ist ungemein vielgestaltig, gewichtige politische Angelegenheiten sind allerdings nicht darunter, sie kann man nur in anderen Registerserien antreffen. Doch ist erstaunlich, dass alle diese Anliegen das höchste Entscheidungsgremium des Staates passieren mussten, dort pendelte in der fraglichen Zeit die Zahl der Anwesenden um 500 und überschritt sogar gelegentlich 600. Die Beschlüsse waren freilich stets penibel vorbereitet durch den Rat der Vierzig (*quarantia*), die Registrierung der Anträge entspricht dem Anschein nach der Reihenfolge, in der sie diesem vorgelegt worden waren; nach seinem Votum wird die Bestätigung im Großen Rat wohl eine reine Formsache gewesen sein. Doch ist schon die Menge verblüffend: 1697 gezählte Beschlüsse bietet das Register aus neun Jahren und zwei Monaten, also fast vier pro Woche. Manchmal wurde offensichtlich hart gerungen, um die richtige Entscheidung zu finden; allein der erste registrierte Fall hatte die Quarantia dreimal beschäftigt, der Abschluss im übergeordneten Gremium geschah erst anderthalb Jahre nach der ersten Behandlung (I S. 19). Der Hg. hat anhangsweise aus der Hauptserie der Beschlüsse des Großen Rates einige Beispiele aus den Jahren 1364–69 wiedergegeben, um durch die dort

ausführlicher festgehaltenen Informationen das Verfahren deutlicher hervortreten zu lassen. In seiner ausführlichen Einleitung bietet er nicht nur die nötigen Angaben über den Codex und die Editionsgrundsätze, sondern auch eine Beschreibung des Ablaufs, der für die Erlangung einer „Gnade“ befolgt wurde, und eine erste Auswertung des Materials unter sozial- und politikhistorischen Gesichtspunkten. Am Schluss liefern die Register der Personen- und der Ortsnamen eine unerlässliche Hilfestellung für den Umgang mit dem gebotenen Informationsreichtum. Neben dem Editor gebührt dem herausgebenden Comitato Anerkennung für die Veröffentlichung einer so vielfach fruchtbaren Quelle; die finanzielle Kooperation mit einer Stiftung mag sich in Zeiten knapper öffentlicher Kassen als wegweisend für solche Unternehmen erweisen.

Dieter Girgensohn

Elizabeth Horodowich, *Language and Statecraft in Early Modern Venice*, Cambridge (Cambridge University Press) 2008, ISBN 978-0-521-89496-8, 245 S., £ 50. – Peter Burke forderte 1981 die Erstellung einer epochenübergreifenden Karte des linguistischen Terrains, um Quellen in Quer- und Längsschnitten zuverlässig interpretieren zu können. Dieser Aufforderung will die Autorin mit ihrer Studie nachkommen und benutzt als Ausgangspunkt ihrer Überlegungen die Einsetzung des offiziellen Magistrats *Esecutori Contro la Bestemmia* 1537 in Venedig zu dem Zweck, Blasphemie und Beleidigungen einzudämmen. Eine Maßnahme, die in dieser Form kein frühmoderner Staat je unternommen habe. Warum – so die Fragestellung der Autorin – zollten die Venezianer der gesprochenen Sprache im 16. Jh. so viel Aufmerksamkeit? Nun hat die italienische Renaissance bekanntlich eine beispiellose Quantität und Qualität der Diskussion über soziales Sprechen produziert. Jacob Burckhardt begründete dieses Phänomen mit dem Argument, dass, weil Italien in der frühmodernen Periode weder einen König noch einen anerkannten Herrscher hatte, es sich seine Legitimität durch andere Faktoren konstruierte: durch Verhalten oder Sprache. Für diesen Zusammenhang zwischen gesprochener Sprache und Staatsbildung interessiert sich die Autorin. Sie will am Beispiel einer hochverbalen Gesellschaft, die Verbindung zwischen Sprache und Staat und den Stellenwert der Sprache in der politischen Kultur untersuchen, um zu verstehen, wie Staatsbildung funktionierte und wie dieser Prozess das tägliche Leben der Bevölkerung berührte. Venezianische Magistrate nutzten – so die These der Autorin – Direktiven über Sprache, um die Identität und politische Kultur der Lagunenstadt zu definieren und sozialen Sprengstoff in Form von Blasphemie und Beleidigungen zu bekämpfen. Die Sprachfrage wurde folglich nicht nur als intellektuelles, sondern als allgemein soziales Phänomen begriffen und problematisiert. Im ersten Kapitel beschäftigt sich Horodowich mit

Manieren-, Anstands- und Konversationsbüchern (Baldassare Castiglione, Giovanni Della Casa und Stefano Guazzo) und den Thesen dieser Autoren, wie eine Gemeinschaft durch die Sprache ebenso geformt wie zusammengehalten wird, und zwar durch die Verdeutlichung sozialer Unterschiede. In diesen Diskursen wurde der Zunge die symbolische Macht zugesprochen, die Infrastruktur des Staates zu unterminieren. Das zweite Kapitel wendet sich auf der Grundlage archivalischer Quellen den eingangs genannten *Esecutori contro la bestemmia* und ihren Maßnahmen gegen Blasphemie zu. Im nächsten Abschnitt folgt an Hand konkreter Fälle die Beschäftigung mit Verbalinjurien gegen Adlige, hochgestellte Persönlichkeiten und den Staat sowie strafrechtlichen Verfolgungsmechanismen von Beleidigungen. Während sich das vierte Kapitel der Bedeutung von Gerüchten für frühneuzeitliche Gesellschaften am Beispiel von Prozessen vor der Inquisition in Venedig widmet, konzentriert sich der letzte Teil des Buches auf venezianische Kurtisanen und ihre ebenso bewunderten wie gefürchteten rhetorischen Fähigkeiten. Die Autorin sieht letztlich einen Zusammenhang zwischen dem u. a. durch Flüchtlingsströme, Wachstum des Schiffbaus und der Textilindustrie verursachten ansteigenden fremden Bevölkerungsteil in der Lagunenstadt und der Herausbildung eines Typs sozialer Kontrolle, der sich vom Vorgehen anderer Städte und Staaten unterschied. Für eine kosmopolitische Handelsstadt wie Venedig seien die Probleme, Immigranten zu kontrollieren komplexer gewesen. Der venezianische Staat habe die Kontrolle von Form und Inhalt der gesprochenen Sprache als Mittel der Assimilation von Außenseitern und Disziplinierung ärmerer Bevölkerungsteile benutzt, zum Schutz der ökonomischen und politischen Interessen des Staates und vor allem zur Definition dessen, was es bedeute, „Venezianer“ zu sein.

Kerstin Rahn

La diversa visuale. Il fenomeno Venezia osservato dagli altri, a cura di Uwe Israel, Venetiana 6, Roma-Venezia (Edizioni di Storia e Letteratura Centro tedesco di Studi veneziani) 2008, XII, 219 pp., ISBN 978-88-8498-503-3, € 24. – Questo volume è il sesto di una collana del Centro Tedesco di Studi Veneziani, inaugurata nel 2004, che ha avuto come principali oggetti di studio la storia di genere, la presenza tedesca, l'immagine e il mito nella città lagunare essenzialmente tra Medioevo e prima metà del XIX secolo. I contributi insistono qui sulla tematica della percezione esterna di Venezia secondo una „diversa visuale“ che trae la sua linfa da problematiche storiche, architettoniche, musicali e letterarie. Una gamma di approcci interdisciplinari che affrontano la forza seduttiva e le trappole mitiche veneziane attraverso lo sguardo altrui, nella convinzione che esso possa costituire un elemento di discernimento del labile confine tra realtà e suggestione evocativa della Serenissima nel corso

del tempo. Nel saggio di apertura viene posto da Daniela Rando un problema storiografico suggestivo: si traccia il segno interpretativo dei lavori di alcuni significativi esponenti della cultura, soprattutto tedesca, che, attraverso la filologia e la storia (Thiersch, Tafel, Thomas, Kretschmayr) e lo studio dell'arte e dell'architettura (Ruskin), organizzano profonde e contrastanti riflessioni sullo spessore delle componenti classiche, bizantine o genericamente orientalizzanti, gotiche. Per giungere alla formulazione di un'identità storica che rimanda, secondo l'autrice, alla questione della modernità come categoria interpretativa in relazione alla Venezia medievale. Il saggio di Peter Schreiner, in una ben scandita cronologia, ci aiuta a riconoscere la parabola della percezione bizantina dei Veneziani: i quali, da una posizione molto sfumata e di sfondo negli interessi e nella considerazione imperiale greco bizantina, dall'XI secolo in poi si impongono gradualmente all'attenzione come soggetto autonomo e distinto. In un primo momento, popolo tra i tanti dell'Impero, mercanti e non membri di uno Stato, essi appaiono dal 1082 sulla scena storica in veste di alleati, allorché l'imperatore Alessio I ne richiede l'aiuto militare dopo l'attacco normanno a Durazzo. Cronache e storie si dedicano allora sempre più a memorizzare la presenza e l'emancipazione di questi sudditi: dalla cacciata da Costantinopoli del 1171 alle vicende precedenti e successive alla IV crociata, la fisionomia del veneziano si precisa con fatica ma con costanza nella storiografia e nella cronachistica bizantina (Niceta Coniata, Giovanni Cinnamo, Demetrio Calcondila, Demetrio Cidone, Silvestro Siropulo e altri) fino ad avvicinarsi alla costruzione del mito. Costruzione che, dopo la caduta di Costantinopoli del 1453, si traduce in un atteggiamento amichevole, quasi assimilativo di una continuità e di una sorellanza che vengono sintetizzate da Bessarione nell'immagine di Venezia come seconda Bisanzio. La domestichezza con il mondo turco di Giampiero Bellingeri aiuta ad affrontare con efficacia quello che ormai si può considerare un filone consolidato di studi: la prospettiva ottomana sulla Serenissima. Qui lo „sguardo“ conosce un'intensificazione mediata dall'autostima turca in una relazione a senso unico che, mentre provoca ad occidente una vigilanza e un interesse ininterrotto, vive di distacco e di silenzi ad oriente. L'interesse turco risulta perciò segmentato e segmentante, nel quale il rispetto per i veneziani non è tanto affare del Consiglio imperiale dei Sultani ma semmai delle potenze occidentali, a cominciare dai re Franchi sino agli imperatori e ai sovrani moderni. Le osservazioni e le note a margine, frenate da un'inibizione propagandistica, rimangono nell'ambito di una erudizione limitata, nella quale giocano tuttavia un ruolo rilevante le scienze geografiche e cartografiche: in realtà, ci si chinerà sulla storia istituzionale e politica della Repubblica soltanto in un'epoca di speculare declino a partire da un inoltrato XVII secolo. Massimo Miglio con schizzi estemporanei tratti dal Platina, da

Iacopo Ammannati, dalla *Cronica* dell'Anonimo romano, da Marco Antonio Altieri, da Pomponio Leto, ci dimostra quanto sia ancora lunga la strada per la composizione di una „visuale“ romana, comunale o pontificia che sia, appartenente all'epoca tardo medievale. Uno sguardo più definito, anche se non privo di contraddizione e di intermittenze, è quello degli omologhi repubblicani e marinari genovesi così come appare nel contributo di Giovanni Assereto. In esso si sottolinea la differenza strutturale tra un senso del pubblico e una vocazione ad una statualità regolatrice della comunità (Venezia), e una realtà fazionaria esaltata e nutrita dall'individualismo e da una straordinaria energia commerciale governata da un'impresoria mercantile privata (Genova). Una diversità genetica e fondativa caratterizzata da inimicizia in quadranti affaristici non di rado adiacenti e sovrapposti, punteggiata da conflittualità e violenze terribili sino a tutto il XIV secolo; un confronto che si attenua nell'età moderna per scivolare in un sostanziale disinteresse reciproco determinato dalla crisi e dalla scomparsa, nel caso genovese, dell'impero coloniale. Rimangono vivi invece alcuni punti qualificanti di una relazione inconfessata e inconfessabile da parte di Genova nell'ammirazione, con intenti comparativi, del modello politico veneziano, in rivisitazioni storiche fitte di comparazioni tra una „concordia“ riuscita e una litigiosità senza redenzione, che rende problematici gli assetti istituzionali e costringe alla subalternità agli Spagnoli: trasuda un'invidia, ci suggerisce l'autore, che ha come oggetto la libertà politica e la ricchezza culturale di una grande città che, al contrario di quanto avviene nella Repubblica di San Marco, è „incapace per tutta l'età moderna di dotarsi d'una vera università“ (p. 104) e finisce per rattrappirsi in una dimensione malinconica di neutralità, ravvivata soltanto dal dinamismo finanziario di poche e privilegiatissime famiglie. Bernd Roock ci introduce a sua volta in un suggestivo itinerario di passioni, di studi e di influenze intellettuali che compongono il rapporto tra architetti (o meglio, costruttori) tedeschi del Rinascimento. Alla fine del Cinquecento, attraverso soprattutto le testimonianze di Heinrich Schickhardt ed Elias Holl, si può osservare come esista una committenza interessante, proveniente sia da privati che da consigli cittadini (come nel caso di Norimberga), che coniugata ad una consolidata rete commerciale con la Germania meridionale determina una facilità di frequentazione ricca di conseguenze. Innanzitutto per la vitalità del dibattito sull'architettura in Europa, nel quale i modelli e i libri veneziani hanno una parte considerevole; e quindi per la ricostruzione della percezione del „turista architetto“ che, dotato di un occhio specialistico e sensibile all'apprendimento e all'aggiornamento, assume concetti e tecniche architettoniche che possono essere poi reperiti, a prova di una profonda sedimentazione intellettuale e relazionale, in importanti e culturalmente vivaci città tedesche dell'età moderna, come Augusta e Norimberga.

Una Venezia divenuta espediente per misurarsi, attraverso la descrizione esteriore, o immedesimarsi attraverso una pur sempre autodescrizione interiore, è quella che traspare nella proposta di Eugenio Bernardi che si addentra nell'analisi degli atteggiamenti mentali e letterari di Goethe, Platen, Thomas Mann, Rilke, Hofmannsthal con l'aggiunta di un disilluso e tormentato Wagner. All'interno di un contesto, in cui è evidente il legame tra il declino e la perdita della libertà secolare, si assiste alla contorsione percettiva e riflessiva, di sublime livello nella cultura tedesca citata, intorno ai temi fondamentali della vita e della morte, della bellezza e della malinconia decadente, della nostalgia storica in bilico tra passato e presente. Sorprendente è invece quanto emerge nella ricostruzione di Markus Engelhardt delle testimonianze ricavate essenzialmente dalle annotazioni dei compositori (Wagner, Čaikovskij, Mendelssohn-Bartholdy, Schumann, Spohr e altri). Da un lato osservazioni prosaiche, se vogliamo anche banali agli occhi smaliziati contemporanei, infatti abbondano nel ricordare gondolieri e gondole, l'assenza di cavalli, la vita acquatica, la piazza e la basilica di San Marco, il Palazzo ducale, ma anche i giardini pubblici, i mendicanti e i truffatori, le zanzare e gli insetti, il cibo e la sporcizia. Dall'altro la vera assente risulta essere la curiosità verso la vita musicale della città che viene invece ammirata „figurativamente“ con la magnificazione della pittura e dell'architettura, e resa ancor più singolare dalla sensazione anomala provocata dal suo silenzio che forse vede proprio qui, nelle memorie dei musicisti, comprovata la sua funzione di inevitabile genitore del suono. Infine, Gherardo Ortalli ripercorre il fecondo sentiero dell'autorappresentazione di Venezia, considerando gli elementi più distintivi di un continuo processo di costruzione consapevole e legittimante, a seconda dei quadri storici di riferimento, dell'immagine di se stessa. In questa operazione egli prende in considerazione tre passaggi che sono insieme cronologici e fattuali ricavati principalmente dalla cultura storica e memorialistica: l'invenzione della propria origine, raccontata ricorrendo a riferimenti plastici modellabili sulle immigrazioni classiche troiane, sulla natura selvaggia e locale di popolazioni autoctone e indomite, sulla rifondazione carolingia. Temi che poi tornano, nel secondo e nel terzo elemento campione utilizzati da Ortalli, per esaltare la libertà e la vocazione imperiale e colonizzatrice di una potenza nata libera e destinata per missione ad esportare i propri valori fondativi altrove, per alimentare nel tempo il proprio mito del buongoverno e del rispetto delle regole e degli accordi. Ne risulta una grande capacità nel comporre accuratamente la propria immagine, non di rado con spudorati falsi storici, con omissioni deliberate oppure con enfasi e dilatazioni abnormi di fatti e persone, sino a quando, dopo la sua caduta nel 1797, non saranno gli altri a disegnare i tratti e le fattezze di una „bella signora“ che non era „più padrona di se stessa“ (p. 217).

Stefano Andretta

Cesare Scalon, *I libri degli anniversari di Cividale del Friuli 1–2, Fonti per la storia della Chiesa in Friuli, Serie medievale 5–6*, Roma (Istituto storico italiano per il Medio Evo) 2008, 524; 525–1044 S., 13 Grafiken und Ktn., 63 Taf., ISBN 978–88–87948–23–3, € 90. – Drei Nekrologien aus Cividale, einstmals dem Zentralort des Friaul, werden hier in vorbildlicher Edition veröffentlicht: des Kapitels der Hauptkirche S. Maria Assunta und der Mendikantenkonvente S. Domenico und S. Francesco. Das erste ist höchstwahrscheinlich 1332 angelegt worden, den Grundstock bildet die Kopie einer älteren Vorlage, der Vf. kann den ersten Schreiber, der noch bis 1338 Nachträge hinzufügte, durch Schriftvergleich mit dem Notar Paolo di Giovanni da Modena identifizieren. Die Notizen über Verstorbene und ihr Gedenken gehen bis in das Ende des 12. Jh. zurück. Die späteren Zusätze sind dicht noch im 16. Jh., Nachzügler gehören dem 17. an. Der Folioband liegt heute im Museo archeologico nazionale zu Cividale, das auch das Archiv des Kapitels hütet, soweit erhalten. An einen anderen Ort sind dagegen die beiden Exemplare des Nekrologiums des Dominikaner-Klosters gelangt: Sie gehören zum zentralen Archiv der Ordensprovinz Lombardei im Convento patriarcale di S. Domenico zu Bologna. Das ältere wurde zu Beginn des 14. Jh. angelegt und bis 1421 geführt, das jüngere ist eine Abschrift daraus (doch sind in der Regel die Todesjahre weggelassen worden), die Einträge in ihm setzen sich bis in das 16. Jh. fort. Auch das Totenbuch der Franziskaner ist gewandert, aber nur bis Udine in die dortige Kommunalbibliothek. Wie bei den anderen handelt es sich um eine großformatige Pergamenthandschrift. Die Anlage geht auf das 14. Jh. (3. Jahrzehnt) zurück, geführt wurde das Verzeichnis bis in die zweite Hälfte des folgenden. Für die zahllosen Personen, deren Erinnerung durch die Nekrolog-Einträge wachgehalten wurde, bringt der Vf. biographische Anmerkungen mit vielfachen Belegen, für deren Ausarbeitung er die gesamte lokale Überlieferung, gedruckt und ungedruckt, ausgewertet hat. Der Informationsreichtum wird durch umfängliche Register erschlossen: der Personen- und der Ortsnamen sowie der vorkommenden Berufe mit den dazugehörigen Menschen. Einleitend gibt der Vf. Beschreibungen der Handschriften, die den kodikologischen und paläographischen Experten verraten. Außerdem bietet er in ausführlicher Darlegung eine erste Auswertung des edierten Materials sowohl für die Geschichte der drei behandelten kirchlichen Institutionen als auch für die Personen und die von ihnen dargebrachten letztwilligen Stiftungen, die nach sozialhistorischen Gesichtspunkten in systematischer Ordnung vorgestellt werden. Damit ist aber noch keineswegs erschöpft, was diese Zeugnisse an Informationen zu bieten haben – sie stehen nun für vertiefende Studien bequem zur Verfügung. Schon die sorgfältige typographische Gestaltung und die Ausstattung der beiden Bände mit vorzüglichen Farbabbildungen machen einen Genuss aus dem Umgang mit dieser

Publikation, Ergebnis der Kooperation zwischen dem Friauler Istituto Pio Paschini und dem römischen Mittelalterinstitut. Dieter Girgensohn

Le carte del monastero di S. Pietro di Modena (983–1159), a cura di Domenico Cerami, Italia benedettina XXX, Cesena (Badia di Santa Maria del Monte, Centro storico benedettino italiano) 2008, LXVII, 226 pp., € 50. – Come nota don Giovanni Spinelli OSB nella presentazione al volume (pp. VII–VIII), il ricco e vario panorama di fondazioni monastiche dell'Emilia Romagna presenta una situazione nella quale „si può ben dire che ogni vescovado ha avuto il suo monastero cittadino“ (p. VIII): in tale quadro, S. Pietro di Modena si caratterizza appunto quale fondazione nata in uno strettissimo legame con l'episcopato della città della Ghirlandina. Affiancato da poderosi protagonisti delle vicende territoriali di area modenese – lo stesso potere episcopale, i Canossa e l'abbazia di Nonantola – tale monastero è rimasto sottoesposto nel panorama delle ricerche. Se le pagine di presentazione già ricordate e quelle di Bruno Andreolli (pp. IX–XVI) orientano sul percorso che ha portato alla nascita di questo volume, quelle introduttive dello stesso Cerami (pp. XVII–XLV), dichiarano lo „scopo primario“ dell'edizione: „fornire agli studiosi uno strumento di indagine capace di ampliare in modo organico la conoscenza della storia del cenobio benedettino modenese“ (p. XVII). Si può dire senz'altro che l'intento è stato egregiamente perseguito con un'edizione di intelligente impostazione: ad esempio, va segnalata la pragmatica soluzione con la quale C., da un lato, rispetta in pieno le odierne condizioni archivistiche, scegliendo il fondo dell'Archivio di Stato di Modena, Fondo Soppressioni Napoleoniche, Monastero di San Pietro di Modena, quale oggetto principale dell'edizione ma, dall'altro, non rinuncia a dare conto di altri documenti custoditi presso l'Archivio di Stato di Verona, fondo S. Michele in Campagna, e presso l'Archivio di Stato di Milano, Diplomatico, Pergamene per fondi, che lo studioso pubblica in appendice, dopo averli collegati al nucleo delle pergamene di S. Pietro grazie a un'accorta analisi delle vicende storico-archivistiche di cui dà conto nell'introduzione. C. fornisce anche l'indicazione di altri 13 pezzi oggi dispersi, di cui si ha notizia attraverso un *Indice delle Pergamene scritte tutte che si conservano nell'Archivio del Monistero di Modena, compilato nell'anno MDCCLXXII*, anonimo, diviso in due tomi e conservato anch'esso presso l'Archivio di Stato di Modena. Tutto ciò, così, fa salve tanto le attenzioni dei diplomatisti per edizioni correttamente impostate quanto quelle degli storici, sempre desiderosi di avere quadri quanto più possibile ampi della documentazione. Oltre a dare conto puntualmente delle vicende delle pergamene del monastero, di cui inquadra anche le tipologie negoziali e i contenuti giuridici, l'introduzione propone un primo inquadramento generale delle vicende storiche del monastero

e, con un paragrafo conclusivo, ricerca almeno le tracce di quella spiritualità monastica sempre difficile da individuare sulla base delle fonti documentarie, assai più generose nel fornire indicazioni di natura economica, giuridica, sociale e politica. All'introduzione fanno seguito un regesto dei documenti editi (pp. LI-LXIII), un prospetto della tipologia degli atti e la legenda di sigle e abbreviazioni (pp. LXV-LXVII). Segue il cuore del lavoro, 185 pagine contenenti i 101 documenti del fondo oggetto dell'edizione e un'altra decina (pp. 187–196) contenente l'appendice documentaria di cui si è sopra detto. Infine, un'utile sezione di corredo, con alcuni elenchi: quello degli abati e dei monaci del monastero di San Pietro di Modena (996–1159), quello dei notai (rispettivamente pp. 197–198 e pp. 199–200), quello dei documenti non rogati da notai (p. 201) e, ancora, quello relativo ai documenti privi di *completio* notarile (p. 202). Chiudono il libro la bibliografia (pp. 203–209) e gli indici onomastico, toponomastico e generale (pp. 211–227).

Mario Marrocchi

Giorgio Tamba, *Il regime del popolo e delle arti verso il tramonto. Innovazioni e modifiche istituzionali del comune bolognese nell'ultimo decennio del secolo XIV*, Testi per la storia di Bologna 1, Sala Bolognese (Forni) 2009, 217 S., 8 Taf., ISBN 978–88–271–3040–7, € 48; Tommaso Duranti, *Diplomazia e autogoverno a Bologna nel Quattrocento (1392–1466)*. Fonti per la storia delle istituzioni, Bologna medievale ieri e oggi 11, Bologna (CLUEB) 2009, 474 S., ISBN 978–88–491–3201–4, € 38. – Die Behauptung der Selbständigkeit in der kommunalen Verwaltung war für die Städte des Kirchenstaates immer eine prekäre Angelegenheit. Bologna war nach Rom die größte, so darf man gerade dort ein starkes städtisches Selbstbewusstsein erwarten. Zu diesem Thema gibt es zwei neue Bücher, die zudem einen dichten zeitlichem Zusammenhang aufweisen. Nach wechselnden Phasen der Machtausübung während des Aufenthalts der Kurie in Avignon stellte der Kardinallegat Gil de Albornoz 1360 die direkte päpstliche Herrschaft wieder her, doch ging sie 1376 durch einen Aufstand verloren (wie auch anderswo). Nun konnte ein kommunales Regime eingeführt werden, getragen vom Volk und von den Zünften, doch unter der Leitung einer Schicht führender einheimischer Familien, die allerdings stets zur üblichen Aufspaltung in Parteien neigte; in der Konsequenz wurde die partizipatorische Verfassung 1401 durch die Signorie von Giovanni I. Bentivoglio abgelöst. Diesen Abschnitt der städtischen Geschichte beschreibt Tamba als ausgewiesener Kenner der reichen Materialien des Staatsarchivs Bologna, er kann sich ebenso die fruchtbare lokale Chronistik zunutze machen. Sein besonderes Augenmerk gilt den Institutionen der Verwaltung und Regierung mit ihrem häufigen Wechsel: *Anziani*, *Dieci di balia*, *Otto di pace*, *Sedici Riformatori*, *Venti Deputati* eigens für die Einnahmen und Ausgaben, wieder

*Sedici Riformatori* tauchen auf, zusätzlich *Nove Deputati* zur Reform der städtischen Grundordnung, dazu eine kurze „criptosignoria“ von Carlo Zambeccari. Die Entwicklung atmet den Geist des Experimentierens, aber das bedeutete eben auch Mangel an Stabilität der Verfassungsstruktur, die von divergierenden Kräften in Gefahr gebracht wurde. – Duranti fasst einen längeren Zeitraum ins Auge, in den Mittelpunkt stellt er das Funktionieren der städtischen Einrichtungen auch unterhalb der Ebene der von außen eingesetzten Repräsentanten der Herrschaft. Er lässt seine Darstellung im Jahre 1392 beginnen mit der Übertragung des apostolischen Vikariats über die Stadt und ihren ausgedehnten Distrikt für 25 Jahre durch Bonifaz IX. an die Gesamtheit der Bürger, deren nach Perugia zur Kurie gekommene Gesandte zugleich feierlich den Treueid auf den Papst ablegten. Es folgen eine Übersicht über die diplomatischen Beziehungen Bolognas zu den Päpsten in den folgenden Jahrzehnten bis zu einer Bestätigung früherer Vereinbarungen durch Paul II. im Jahre 1466, dann eine Charakterisierung der städtischen Selbstverwaltung, meist unter dem päpstlichen Gouverneur, und zuletzt eine Untersuchung der Privilegien für Angehörige der Familie Bentivoglio – Grundlagen für deren „fast herrschaftliche Macht“. Die Darstellung dient zugleich als Kommentar zum Dokumentenanhang, der fast zwei Drittel des Bandes füllt. Die abgedruckten Texte setzen mit dem langen Instrument über die genannte Verleihung von 1392 ein; hier ist zu bedauern, dass der Vf. sich allein auf die lokal überlieferte Kopie gestützt und nicht die Gelegenheit genutzt hat, aus ihr und den im Vatikanischen Archiv vorhandenen Exemplaren eine kritische Edition herzustellen. Dasselbe gilt für die anschließenden 20 Stücke zu den Beziehungen zwischen den Päpsten und der Stadt (anderswo liegende Kopien werden nicht genannt). Ein zweiter Teil des Anhangs bringt 16 Urkunden oder Aktenstücke zur Verfassungsstruktur Bolognas zwischen 1394 und 1457 sowie 8 lange Abschnitte aus den ungedruckten Statuten von 1454. Endlich folgen 18 Stücke über die (Sonder-)Rechte der Bentivoglio, zuletzt die Verleihung des Pfalzgrafentitels durch Kaiser Friedrich III. aus dem Jahre 1461. – In beiden Büchern erschließen Register den Informationsreichtum. Bologna ist eine der wichtigsten Städte im sogenannten kommunalen Italien während des hohen und späteren Mittelalters, ihre Geschichte verdient Aufklärung durch detaillierte Einzelstudien wie die vorliegenden, und Quelleneditionen aus ihrer ansehnlichen Überlieferung sind allemal willkommen.

Dieter Girgensohn

Storia di Bologna. Vol. 3: Bologna nell'età moderna (secoli XVI–XVIII). I. Istituzioni, forme del potere, economia e società; II. Cultura, istituzioni culturali, Chiesa e vita religiosa, a cura di Adriano Prosperi, Bologna (Bologna University Press) 2007, 2 tomi, 1378 S., Abb., ISBN 978–88–7395–393–7;

978–88–7395–394–4, je € 40. – Ein Handbuch zur Geschichte der Stadt Bologna auf neuestem Stand der Forschung war schon lange überfällig, denn die Geschichte dieser zweiten Stadt des Kirchenstaates ist nicht nur von lokaler, sondern gesamteuropäischer Bedeutung. Die Stadt war ein Verkehrsknotenpunkt auf dem Weg nach Rom und ihre Rolle als wirtschaftliches, intellektuelles und kulturelles Zentrum in Oberitalien war in der Frühen Neuzeit ungebrochen. Die Vorstellung, dass die Geschichte Bolognas nach dem Ende der *Signoria* der Bentivoglio im Jahr 1506 nur noch ein dekadenter Abgesang gewesen sei, ist durch die Vielzahl der Forschungen der vergangenen Jahrzehnte, die alle historischen Felder abdecken, endgültig ins Reich der Legenden verwiesen worden. Die Quintessenz dieser Forschungsergebnisse wird hier auf höchstem Niveau dargestellt, und alle Exponenten der erneuerten bolognesischen Frühneuzeitforschung sind mit einschlägigen Beiträgen vertreten. Der erste Band befasst sich mit den politischen Institutionen und wirtschafts- und sozialpolitischen Entwicklungen. Vorangestellt sind zwei ausgesprochen gründliche chronologische Einführungen von Andrea Gardi (1506–1650) und von Alfeo Giacomelli (1650–1796). Es ist begrüßenswert, dass der Herausgeber offensichtlich darauf setzte, die Pluralität der Ansätze und Einschätzungen, die vor nicht allzu langer Zeit noch zu scharfen Auseinandersetzungen der Protagonisten geführt haben, hier gleichwertig zu Wort kommen zu lassen. Gardi, der die zentralistischen Tendenzen des frühneuzeitlichen Papsttums hervorgehoben hat, ist hier ebenso vertreten wie Angela De Benedictis, die auch hier an ihrer These vom ungebrochenen „Governo misto“ (S. 201–271) festhält. Der zweite, mit über 1300 Seiten umfangreichere Band widmet sich allem, was im weitesten Sinne mit Kultur zu tun hat. Dies umfasst Quacksalber und Heiler (S. 683–770), Gaukler und Straßenpoeten (S. 771–814), aber auch Reisende und Sammler, die „die Welt nach Bologna bringen“ (S. 537–682). Doch der Schwerpunkt des zweiten Bandes liegt eindeutig und verständlicherweise auf der Universitätsgeschichte. Die verschiedenen Disziplinen (Medizin, Naturphilosophie, *studia humanitatis*) werden erfreulicherweise nicht nur unter geistesgeschichtlichen Aspekten erfasst, sondern auch in ihren sozialen und vor allem städtischen Vernetzungen. Dies wird im Beitrag von Miriam Turri (S. 437–494) deutlich, die sich mit der Lehre der Theologie befasst. Theologische Fakultäten spielten innerhalb der italienischen Universitäten und insbesondere in Bologna traditionell eher eine untergeordnete Rolle. Doch Theologie wurde nicht nur an der Universität gelehrt, sondern vor allem in den verschiedenen Klöstern, nicht zuletzt bei den Dominikanern. Wie die Autorin ausführt, liegt hier allzu viel noch im Dunkeln und der gegenwärtige Forschungsstand erlaubt es nicht, das ganze Spektrum des theologischen Denkens und Streitens in der Stadt zu erfassen. Die Darstellungen zu den verschiedenen Aspekten der

Universitätsgeschichte machen auch andere Forschungslücken deutlich. Der Beitrag von Marco Bresadola (S. 375–436) befasst sich mit Medizin und Naturphilosophie, einem Bereich, in dem Bologna neben Padua eine führende Stellung in Europa einnahm. Es ist allerdings bedauerlich, dass der Autor in seiner Darstellung das 16. und 17. Jh. fast völlig ausblendet und sich vornehmlich auf das 18. Jh. und Galvani konzentriert. Es wird daher nur schwer ersichtlich, welche Entwicklung dieser Bereich im Cinque- und Seicento nahm, und wie sich der Übergang von der aristotelischen Ausrichtung hin zur wissenschaftlichen Revolution gestaltete. Der zweite Teil des Bandes ist der Kirche und dem religiösen Leben gewidmet. Die Einleitung von Gabriella Zarri (S. 885–1003) hat fast das Format einer kleinen Monographie, und die weiteren Beiträge beweisen, wie vielfältig und ertragreich die Forschungen in diesem Bereich in den letzten Jahren waren. Auch in diesem Abschnitt ist eine Vielzahl von Herangehensweisen vertreten. Guido Dall’Olio (S. 1097–1176) gibt einen eindrucksvollen Überblick über die Aktivitäten der Inquisition vom 16. bis ins 18. Jh. In verschiedenen Tabellen zeigt er zudem, wie sich das Profil der verfolgten Vergehen über die Jahrhunderte veränderte. Es ist schade, dass nicht auch eine Tabelle der Inquisitoren und ihrer Amtszeit beigegeben ist, die es ermöglichen würde, das intellektuelle Profil dieser Amtsträger zu verfolgen, was wiederum durchaus Einfluss auf ihren inquisitorischen Eifer gehabt haben dürfte. Doch nicht nur die *longue durée* der Institutionengeschichte findet hier ihren Platz, sondern auch ein relativ kurzes Ereignis wie die einjährige Präsenz des Konzils von Trient von 1547–58, die Giuseppe Alberigo (S. 1177–1212) kompetent beleuchtet. Beide Bände schliessen mit einem ikonographischen Dossier ab, doch auch sonst sind alle Beiträge durchgehend reich und wirkungsvoll illustriert. Dieses Handbuch wird sicherlich auf Dauer der Referenzpunkt für weitere Forschungen bleiben. Daher ist es bedauerlich, dass der Verlag nicht dafür gesorgt hat, dass jedem Beitrag ein bibliographischer Überblick beigegeben ist. Mühsam sucht man sich so die Literaturverweise über das Register und dann über die Fussnoten. Bibliographien fehlen in italienischen Monographien bekanntlicherweise zunehmend, bei einem Handbuch scheint es allerdings unverzeihlich, dem Leser nicht einen leicht erfassbaren bibliographischen Überblick zu bieten, der Lesern Aufschluss gibt, was der Stand der Forschung im Jahr 2008 war.

Nicole Reinhardt

Le carte del monastero di S. Gregorio in Conca di Morciano, volume I (1014–1301), a cura di Emiliano Bianchi, introduzione di Nicolangelo D’Acunto, Ravenna (Girasole) 2009, 430 pp., ISBN 978–88–7567–511–0, € 40. – Il volume si propone come l’ultimo tassello di una serie di iniziative messe in atto negli ultimi anni (incontri di studio e pubblicazioni) per favorire la cono-

scenza del territorio morcianese attraverso lo studio della storia delle sue istituzioni e, valorizzando in particolare il patrimonio documentario di età medievale del monastero di San Gregorio in Conca, mette a disposizione di qualsiasi futura ricerca storica un *corpus* completo e affidabile di fonti. È noto che il monastero di San Gregorio in Conca, fondato poco dopo la metà dell'XI secolo dalla famiglia dei Bennonidi, con la collaborazione di Pier Damiani, e sottoposto nel 1070 al vescovo Opizone di Rimini, rappresenta uno degli enti ecclesiastici più significativi del territorio riminese e la sua documentazione riflette pertanto la complessità dei rapporti intrattenuti con il territorio, con le altre istituzioni e (in senso lato) la società. Attenendosi in un certo qual modo al criterio dell'„archivio ricostruito“, Emiliano Bianchi ha quindi approntato un'edizione puntuale e precisa (registro, trascrizione e accurato apparato critico) di 226 documenti – 26 dei quali sono deperditi noti per mezzo delle notizie o trascrizioni fornite dal Garampi e dal Rasi – attinenti a San Gregorio in Conca, che si distribuiscono negli anni compresi tra il 1014 e il 1301; dalle prime carte che permettono di ripercorrere le vicende connesse alla costituzione del patrimonio iniziale dell'ente e danno prova dell'attenta gestione operata dalla famiglia dei Bennonidi (docc. 1–11), all'atto con cui l'abate Gregorio venne accusato di essere stato eletto in modo simoniaco e di essersi reso colpevole di un comportamento immorale. L'edizione è preceduta da una interessante sezione introduttiva, in cui Nicolangelo D'Acunto, prendendo in considerazione i documenti nella loro „monumentalità“, affronta alcuni degli aspetti propri della documentazione: le ipotesi sulla consistenza del *tabularium* monastico, le figure dei notai responsabili della stesura degli atti e alcune caratteristiche linguistiche della loro produzione, la descrizione dei caratteri degli atti stessi, la loro distribuzione nel corso del tempo e le tipologie contrattuali; una molteplicità di utili spunti da cui prendere le mosse per indagare la documentazione stessa, le dinamiche della gestione patrimoniale del cenobio, nonché i momenti e i protagonisti della sua vita istituzionale nell'arco di tre secoli. D'Acunto puntualizza che la documentazione edita si caratterizza per l'alto numero di contratti enfiteutici (più della metà del totale), da attribuirsi presumibilmente alla cultura giuridica dei notai attivi nella zona riminese e ravennate, per la scarsa presenza di donazioni, scoraggiate forse dalla soggezione al vescovo di Rimini (doc. 13) e perlopiù circoscritte all'area in cui sorgeva il monastero, oltre che per l'assenza di documenti pontifici – fatta eccezione per quello di papa Bonifacio VIII del 18 gennaio 1298 (doc. 223) –, aspetto questo comune alle fondazioni guidate da Pier Damiani, il quale non si mostrò particolarmente incline a richiedere privilegi che ne definissero il profilo giuridico; un importante documento (doc. 116) testimonia invece la partecipazione dell'abate di San Gregorio, Pietro, al capitolo generale dei monasteri benedettini esenti convocato il 2

ottobre 1203 a Perugia da papa Innocenzo III. L'introduzione è altresì correlata e completata da alcune tabelle che aiutano a comprendere la distribuzione degli atti nel tempo e la composizione del *corpus* documentario, oltre ad alcuni indici relativi ai notai, sia i rogatari sia gli autenticatori, che forniscono l'indicazione dell'autorità a cui gli scriventi facevano riferimento e dell'area geografica in cui in genere si svolse l'esercizio della professione. La presente edizione ha dunque il merito di mettere a disposizione il testo (criticamente e attentamente valutato) delle carte medievali del monastero di San Gregorio in Conca per tutti coloro che, intendendo compiere un affascinante viaggio nel tempo, vorranno studiarne i diversi aspetti, incrementando la conoscenza della storia di un cenobio che per un lungo periodo rappresentò il principale luogo di riferimento spirituale e religioso per la popolazione della media e basse valle del Conca.

Gianmarco Cossandi

Andrea Donati/Gian Lodovico Masetti Zannini, Santa Maria di Scolca abbazia olivetana di Rimini. Fonti e documenti. Cronotassi olivetana a cura di Dom Roberto Donghi, Italia benedettina 32, Cesena (Badia di Santa Maria del Monte, Centro storico benedettino italiano) 2009, XXXII, 396 S., 27 Taf., keine ISBN, € 50. – Eine Reihe von Grußworten eröffnet den Band, beigesteuert haben sie der Bischof von Rimini, der Generalabt von Monte Oliveto Maggiore, die Präsidenten der Provinz Rimini und der dortigen Sparkassenstiftung, der Arciprete von San Fortunato am Rande der Stadt, der zugleich den Titel des Abtes von Santa Maria di Scolca führt. Die Kirche ließ Carlo Malatesta, der in der Politik seiner Zeit so rührige Herr von Rimini, zum Andenken an seine Eltern auf einem Hügel nahe der Stadt errichten und schenkte sie zunächst 1418 den ungarischen Pauliner-Chorherren, doch schon zwei Jahre später erwirkte er bei Martin V. die Erlaubnis, sie stattdessen einem anderen Orden zu übertragen – das päpstliche Mandat an den Bischof von Rimini (Text: S. 171–173) trägt das Datum des 7. September 1420, es stammt nicht aus dem Jahre 1421, wie Donati im einleitenden Abriss der Gründungsgeschichte angibt, die lokale Tradition fortsetzend, doch erlauben das Pontifikatsjahr und der Ausstellungsort Florenz die eindeutige Zuweisung. Bald darauf hielten Mönche des Ordens von Monte Oliveto Einzug in die neue Anlage und gestalteten sie zur Abtei aus, 1797 wurde sie aufgehoben. Archivalien aus dieser Provenienz bilden heute einen beträchtlichen Fonds im Staatsarchiv Rimini. Aber nicht von dort stammen die „Fonti e documenti“, die der Untertitel des Bandes verspricht. Seinen Hauptteil füllen vielmehr zwei alte historische Darstellungen: einmal der 1630 abgeschlossene *Racconto storico* von Gasparo Rasi, *citadino nobile* von Rimini, mit einer Menge inserierter Urkunden und Aktenstücke (S. 65–215), zum anderen eine alphabetisch geordnete Sammlung von

Notizen unter dem Titel *Memorie di Scolca*, verfasst 1777 vom Abt Giacinto Martinelli, der sich um die Ordnung des Archivs der Abtei verdient gemacht hatte, konzipiert als „libro delle cose memorabili del monastero“ (S. 217–284). Beide Werke sind von Masetti Zannini transkribiert worden, Donati hat sie mit historischen Anmerkungen versehen, wobei besonders nützlich ist, dass er für die von Rasi seiner Geschichte einverleibten Texte die jetzigen Aufbewahrungsorte angibt, soweit sie sich haben finden lassen. Abgedruckt werden ferner die 1782 gewechselten Schriftsätze einer Kontroverse des Abtes mit dem Bischof von Rimini über das Recht auf die Besetzung der Pfarreien in Riccione und Morciano, ein Verzeichnis der 1599–1600 in der Bibliothek vorhandenen Bücher (298 Nummern, von einem Arithmetik-Lehrbuch bis zur Bibel) und die Verleihung des Abtstitels an den Erzpriester der räumlich benachbarten Kirche San Fortunato durch den Bischof im Jahre 1925, abgefasst in flüssigem Latein (S. 285–294, 303–309, 311f.). Donghi hat aus den *Familiarum tabulae* in Monte Oliveto Maggiore die Namen der dort genannten Mönche von Scolca für die Zeit von 1422 bis 1600 zusammengestellt und durch eine Liste der Äbte bis 1796 ergänzt. In seiner umfangreichen Einleitung sammelt Donati vor allem Notizen über die kirchlichen Besitzungen der Abtei und einige ihrer bedeutenden Mitglieder. Der Band bietet nicht das Urkundenbuch, das man sich wünschen könnte, wohl aber eine Fülle von Informationen über die Geschichte der Abtei aus den vier Jahrhunderten ihrer Existenz. Dieter Girgensohn

La lunga storia di una stirpe comitale. I conti Guidi tra Romagna e Toscana; Atti del Convegno di studi organizzato dai Comuni di Modigliana e Poppi, Modigliana-Poppi, 28–31 agosto 2003, a cura di Federico Canaccini, Biblioteca Storica Toscana a cura della Deputazione di Storia Patria per la Toscana, Serie I, LVII, Quaderni della Rilliana 32, Firenze (Olschki) 2009, X, 524 pp., ISBN 978–88–222–5861–8, € 55. – Un lasso di tempo decisamente molto ampio è intercorso tra la fine dell'estate del 2003, quando un folto gruppo di studiosi si riunì per un Convegno organizzato da Giovanni Cherubini, Giuliano Pinto e Paolo Pirillo tra Modigliana e Poppi, nel cuore delle terre dominate per secoli dai Guidi, e l'uscita del volume dei relativi Atti che qui si presenta e che va, in ogni caso, accolto positivamente. I Guidi, come altre discendenze comitali della penisola italiana, hanno conosciuto una vasta eco derivante dalla presenza di loro esponenti nell'opera letteraria di Dante, autore non a caso assai citato anche nelle diverse relazioni. Questi Atti non trascurano un solido allaccio con tale tradizione e con la ricca storiografia che si è occupata in passato della dinastia: ne dà conto, in particolare, Giuliano Pinto nel saggio introduttivo, *La storiografia sui conti Guidi*, pp. 1–17. Pur nel rispetto di tale, solido passato, merito del volume è quello di offrire un profilo aggior-

nato su vari ambiti di ricerca, affrontati da ben 22 contributi. Ad essi vanno aggiunti gli apparati introduttivi, gli indici dei nomi di persona e dei toponimi e l'ampia bibliografia complessiva, comprendente tutti i titoli citati nei vari saggi, per oltre trenta pagine composte con un piccolo corpo tipografico. Il libro offre così un quadro di insieme aggiornato e sistematizzato in modo plurale, capace di andare ben al di là del mero dato prosopografico. Anche quando i saggi del volume riprendono, infatti, vecchi problemi sulle vicende della famiglia, come la capacità di muoversi sui due versanti dell'Appennino tosco-romagnolo o il ramificarsi di essa in più rivioli, fino al tramonto del medioevo, in un intreccio tra vicende urbane e rurali, ciò viene fatto nella capacità di aggiornare tali temi, illuminandoli tanto con nuove fonti – è il caso del magnifico registro del 1332 presentato da Giovanni Cherubini e rinvenuto nei primi anni Novanta da Alberto Malvolti – quanto con l'aggancio ai più recenti orientamenti storiografici: si vedano, in questo senso, i contributi di Maria Elena Cortese sulla presenza guidinga in territorio fiorentino e quello di Simone M. Collavini sulla dimensione economica e materiale della signoria guidinga tra fine secolo XI e primi decenni del XIII. Ancora, il libro include un vasto numero di ricerche di tipo archeologico e storico-artistico che contribuiscono a superare la difficoltà di seguire la continuità dinastica dei Guidi nella pluralità di ambiti di azione dei diversi esponenti, riuscendo a mettere in evidenza sorti comuni e peculiarità proprie dei vari rami e dei diversi ambiti storico-geografici sui quali essi insistettero. Il taglio del volume, così, suggerisce una riflessione anche su un problema di metodo insito in ricerche tese a seguire le vicende di una dinastia, cioè quello relativo alla pluralità delle fonti a disposizione, che portano al rischio di perdere una specificità del metodo storico, cioè il rispetto filologico per il documento. Per i Guidi, tale questione è stata già sollevata rispetto al lavoro di alcuni anni or sono di Natale Rauty, *Documenti per la storia dei conti Guidi in Toscana*, ricordato dallo stesso autore in questi *Atti (Fonti documentarie e narrative per la storia dei conti Guidi in Toscana, pp. 61–69)* e già segnalato in queste pagine (QFIAB 84 [2004], p. 708). Il volume curato da Canacini, anche affiancato da altri studi recenti sui Guidi, come l'opera di Rauty appena menzionata o il nutrito numero di voci biografiche uscite nel vol. 61 del *Dizionario Biografico degli Italiani*, consultabili anche su Internet all'indirizzo <http://www.treccani.it/Portale/ricerche/searchBiografie.html>, offre un aggiornamento interpretativo e metodologico non solo sulla specifica vicenda di tale dinastia ma anche, più in generale, sullo studio dei ceti eminenti. In esso si vagliano, infatti, le connessioni con altri nodi di potere presenti sul territorio, specialmente per le fasi del pieno e tardo medioevo, anche tramite un approccio interdisciplinare che coinvolge, oltre agli storici, specialisti di discipline volte allo studio delle fonti materiali e iconografiche.

Mario Marrocchi

Monica Baldassarri (Hg.), *Reti d'acqua. Infrastrutture idriche e ruolo socio-economico dell'acqua in Toscana dopo il Mille. Atti della III Giornata di Studio del Museo Civico „Guicciardini“ di Montopoli in Val d'Arno* (Montopoli in Val d'Arno 19 maggio 2007), San Giuliano Terme (Felici) 2008, 155, [16] S., 62 Abb., 20 Taf., 7 Ktn., ISBN 978-88-6019-205-9, € 25. – Gabriella Garzella stellt die Atti der Tagung vor (S. 9), deren Ziel es war, wie Monica Baldassarri in der Introduzione (S. 11–12) darlegt, nach zahlreichen Grabungen der letzten Jahre die Ergebnisse der archäologischen und architekturgeschichtlichen Untersuchungen von Wasserbauten in der Toskana und die dazugehörige Quellenüberlieferung zusammenzustellen und miteinander zu vergleichen. Alberto Malavolti, *Chiuse, pescaie e mulini lungo l'Usciana nel Medioevo* (S. 15–25), zählt die von den Quellen genannten Fischwehren und Mühlen entlang der Usciana auf, um dann den Bau einer kommunalen Mühle bei Ponte a Cappiano in den Jahren 1359–60 detailliert zu schildern. Olimpia Vaccari, *Dal castello alla città: il mare e le acque nella costruzione di Livorno* (S. 27–49), gibt einen Abriß von Livornos Siedlungsentwicklung und Wasserversorgung vom Mittelalter bis zum 19. Jh. Valeria Mouchet, *L'acqua: pratiche quotidiane e rituali simbolici nella novellistica medievale toscana* (S. 51–68), stellt aus dem Novellino, Boccaccios Decameron und Sacchetti's Trecentonovelle die Passagen zusammen, in denen Quellen und Brunnen, das Meer, Flüsse, Seen, Kanäle, Fischteiche und Bäder den Hintergrund der Handlung bilden, und beschreibt den Gebrauch des Wassers in den Erzählungen – vom Baden über das Händewaschen vor den Mahlzeiten sowie dem Haarewaschen der Frauen am Samstag bis zum Antreiben von Mühlen. Giulio Ciampoltrini, *Consuelo Spataro, La cisterna e il castello. L'approvvigionamento idrico nella Rocca di Villa Basilica tra fonti documentarie ed evidenza archeologica (75–82)*, beschreibt die um 1353 wohl erneuerte und jetzt ausgegrabene Zisterne der Rocca von Villa Basilica (LU). Alessandro Furiesi, *L'acqua a Volterra e nel suo territorio in età medievale* (S. 83–95), führt seine vor acht Jahren vorgelegten Ergebnisse (*L'acqua di Volterra. Storia dell'approvvigionamento idrico della città, Siena 1999*) zusammenfassend und ergänzend aus, daß die auf der Anhöhe gelegene Stadt ihren Wasserbedarf aus Quellen und Zisternen bestritt. Während die Quellen, die in der Stadt, vor den Toren und im Umland entlang der Fernstraßen entsprangen, seit dem Jahre 1195 gut bezeugt sind und von der Kommune in Brunnenhäusern bzw. Brunnen gefaßt wurden, hat man auf dem Stadtgebiet bisher nur drei Zisternen gefunden, eine römische beim Bischofspalast und zwei weitere, private, aus dem 13. Jh. Den Bau von Zisternen, deren Reste auf Burgen nachweisbar und die im Umland häufig anzutreffen sind, hat die Kommune seit dem Jahre 1338 finanziell gefördert. Das Regenwasser sowie Abwässer flossen, zumindest in der Nähe der Stadtmauern,

durch Kanäle ab, die unter den Straßen verliefen. Monica Baldassarri, *Sistemi di approvvigionamento ed impiego dell'acqua a Pisa e nel suo territorio dal Medioevo alla prima Età moderna* (S. 97–112), bietet einen Überblick über die Wasserversorgung Pisas und legt dar, daß das römische Aquädukt von San Giuliano Terme nach Pisa im Mittelalter nicht mehr funktionierte und sich die Stadt aus 7–8m tiefen, an öffentlichen Plätzen gelegenen Brunnen versorgte, zu denen seit dem später 14. Jh. große Zisternen und seit 1595 großherzogliche Aquädukte kamen, bis schließlich 1925 eine allgemeine Wasserleitung gebaut wurde. Auch die auf den Anhöhen gelegenen befestigten Orte des Contado deckten ihren Wasserbedarf, sofern sie über keine Quellen verfügten, aus Zisternen. Schließlich behandelt die Vf. auch den Wasserverbrauch der verschiedenen Handwerke. Riccardo Belcari, *La fonte di Canali alla Marina di Piombino. Approvvigionamento idrico, committenza e maestranze alla metà del Duecento* (S. 113–130), beschreibt das 1248 erbaute monumentale Brunnenhaus Piombinos, stellt es neben ähnliche Bauten von Volterra (1245), Siena (1247, 1249) und Massa Marittima (1265), ordnet es kunsthistorisch ein und bringt seinen Skulpturenschmuck mit Formen in Zusammenhang, die bei den süditalienischen Bauhütten Friedrichs II. zu beobachten sind. Monica Baldassarri, Silvano Rabai, *Le „acque“ del territorio montopolese tra il Medioevo e la prima Età moderna* (S. 131–141), beschreiben die mittelalterlichen Zisternen, aus denen sich die beiden Höhensiedlungen Marti und Montopoli versorgten, und schildern die Wasserversorgung der beiden Kommunen bis in die jüngste Zeit. Giulio Ciampoltrini, Roggero Manfredini, Consuelo Spataro, *Acqua per bere e acqua per lavare a Santa Maria a Monte nell'Ottocento: documenti e monumenti* (S. 143–155), skizzieren die Reparaturen an zwei kommunalen Brunnen im 19. Jh. sowie deren Ablösung durch eine moderne Wasserleitung im Jahre 1937 und die Freilegung der noch erhaltenen, alten Brunnenreste im Jahre 2004.

Thomas Szabó

Federico Canaccini, *Ghibellini e ghibellinismo in Toscana da Montaperti a Campaldino (1260–1289)*, *Nuovi studi storici* 79, Roma (Istituto storico italiano per il Medio Evo) 2009, 437 pp., ISBN 978-88-89190-53-1, € 70. – A metà Trecento era ormai impossibile attribuire un contenuto effettivo ai termini guelfo e ghibellino. Si trattava di etichette di volta in volta attribuite a fazioni che, quasi sempre, si contendevano il governo di una città. Era questa la sconsolata conclusione di Bartolo da Sassoferrato nel suo *Tractatus de Guelphis et de Gibellinis*. Il libro di Federico Canaccini si propone di verificare quale fosse il significato di ‚ghibellino‘ nella Toscana della seconda metà del Duecento: prima, cioè, che il termine (assieme al suo contrario) dilagasse nell'Italia del nord come elemento di descrizione di lotte politiche le più varie. La mi-

nuziosa analisi che l'A. ci propone deve fare i conti con una storiografia nazionale viziata da pesanti pregiudizi. Per tutto l'Ottocento ,guelfo' e ,ghibellino' sono stati caricati di valenze ideologiche spendibili ora nel dibattito risorgimentale sulla futura organizzazione dello Stato (si pensi al Neoguelfismo e al Neoghibellinismo), ora in quello del giovane Regno d'Italia riguardo all'atteggiamento nei confronti delle istanze ,progressiste' (ove ghibellino era sinonimo di reazione nobiliare all'ascesa del popolo). Alla più avvertita storiografia novecentesca è apparso chiaro che la stessa tradizionale connotazione filoimperiale dei Ghibellini – omologa a quella filopapale dei Guelfi – è il retaggio di un'epoca – gli anni dell'intervento di Federico II nell'Italia settentrionale – nella quale i due termini cominciarono appena ad essere usati, e solo nel contesto fiorentino. Le lotte di fazione sulle quali i termini si innestavano avevano alle spalle una lunghissima vita e motivazioni che, solo in maniera strumentale, incrociavano il grande contrasto tra Impero e Papato. Il contesto politico degli anni Sessanta del Duecento – dilaniato tra le pretese imperiali di Alfonso X di Castiglia, di Riccardo di Cornovaglia e del nipote di Federico II, Corradino di Hohenstaufen – è il migliore per indicare quale fosse l'esatto rapporto del ghibellinismo con l'Impero. Nell'Italia comunale il ghibellinismo non era affatto una posizione ideologica di appoggio all'Impero contro l'egemonia del papato. Si trattava piuttosto di una fedeltà alla politica mediterranea degli ultimi rappresentanti della casata di Svevia: Federico II, prima, Manfredi poi. Assai significativa, in questo senso, la freddezza dei Ghibellini nei confronti di Corradino, prima che l'invasione di Carlo d'Angiò e l'uscita di scena di Manfredi lo spingessero a rivendicare in armi l'eredità del regno di Sicilia. Dopo il tramonto degli Svevi, più ancora che il rapporto con gli Aragonesi, sarà l'atteggiamento anti-angioino a caratterizzare il ghibellinismo toscano. Specularmente, anche il presunto atteggiamento anticlericale o addirittura filoeretice dei Ghibellini va ridimensionato. Se è vero che la scomunica colpì in effetti molti ghibellini, essa fu scagliata con esclusivi intenti politici: era spesso la diretta conseguenza della fedeltà giurata a sovrani già scomunicati. D'altra parte l'interdetto colpì molte città toscane sotto un regime guelfo e la stessa Firenze che nel 1260 combatteva i Senesi ghibellini e i Tedeschi di Manfredi era sotto interdetto da due anni. Le fonti narrative mostrano come tra i secoli XIII e XIV si sia progressivamente affermata una *damnatio memorie* del ghibellinismo toscano. Sorta nell'ambito dei cronisti mendicanti (Salimbene *de Adam*, Tommaso Tusco, Tolomeo da Lucca) la *damnatio* sarebbe poi stata assimilata e addirittura amplificata dalla grande cronachistica trecentesca, specialmente fiorentina (Compagni, Villani, Stefani). Dai cronisti la parte ghibellina viene ormai considerata corpo estraneo, fino al punto da non riconoscere alcuna legittimità a tutti i governi cittadini di colore ghibellino che, pure, vi erano stati.

Il bel volume di Canaccini si completa con una ricca appendice, nella quale sono editi molti materiali utili alla ricostruzione di vicende, personali e non, che l'egemonia guelfa sulla storia toscana ha condannato fin'ora all'oblio.

Enrico Faini

Passignano in Val di Pesa. Un monastero e la sua storia, a cura di Paolo Pirillo, vol. I: Una signoria sulle anime, sugli uomini, sulle comunità (dalle origini al sec. XIV), Biblioteca Storica Toscana a cura della Deputazione di Storia Patria per la Toscana, LIX, Firenze (Olschki) 2009, XI, 318 pp., ISBN 978-88-222-5902-8, € 34. – San Michele di Passignano in Val di Pesa è una delle più note fondazioni monastiche toscane: il suo ricchissimo fondo diplomatico, confluito nell'Archivio di Stato di Firenze, è una formidabile miniera di informazioni per molti temi storiografici, storico-artistici, architettonici. Strettamente legato alla figura del fondatore dell'*Ordo Vallisumbrosae*, Giovanni Gualberto, che una forte tradizione vorrebbe discendere da una famiglia nobile locale, Passignano è stato a più riprese oggetto di indagini di illustri studiosi: basti citare i nomi di Johan Plesner, Elio Conti e Chris Wickham. Il Comune di Tavarnelle, nel cui territorio Passignano è inserito, con sensibilità lungimirante ha sostenuto un progetto coordinato dallo storico dell'architettura Italo Moretti e dal medievista Paolo Pirillo, alla base di questo volume; ad esso farà seguito un secondo, maggiormente rivolto a indagini basate sulle fonti materiali. Il libro che si segnala offre un'equilibrata varietà complessiva di approcci e metodi di ricerca dei contributi, ordinati in sezioni. Dopo alcune pagine di introduzione, presentazione e premessa, un quadro storiografico è affidato all'esperienza di Giovanni Cherubini, dal titolo Johan Plesner ed Elio Conti: la vicenda di Passignano come paradigma di fenomeni generali (pp. 3–11); un'altra sezione interamente affidata ad un solo autore è la successiva, Prima del monastero, occupata dal saggio di Igor Santos Salazar, Il territorio prima del monastero. La media Val di Pesa nei secoli VI–IX, pp. 15–39. Segue una terza sezione che indaga i rapporti tra Passignano, Vallombrosa e Firenze. Il primo dei saggi dedicati al monastero, la comunità vallombrosana e la vicina città si deve ad Anna Benvenuti, San Michele aveva un gallo ... Spunti di riflessioni sulla dedicazione all'angelo, pp. 43–58: si tratta di un contributo di taglio agiografico intorno al santo cui la fondazione è dedicata; segue l'articolo di Francesco Salvestrini, San Michele Arcangelo a Passignano nell'*Ordo Vallisumbrose* tra XI e XII secolo, pp. 59–127, che ripercorre con ampiezza di argomenti temi affrontati da vari studiosi in anni più o meno recenti, anche proponendo proprie ed originali osservazioni, oltre ad offrire un interessante elenco di libri, arredi sacri e suppellettili con cui il monastero provvedeva alle necessità della dipendenza di San Michele a Poggio San Donato,

attribuibile al 1119, prestando fede al cronologo di Passignano. Chiude la sezione Enrico Fa ini, Passignano e i Fiorentini (1000–1266): indizi per una lettura politica, pp. 129–152 che mette in evidenza lo stretto legame tra monastero e città, con il più vasto conflitto Papato – Impero a interferire in quella che fu, comunque, anche una vicenda relativa a relazioni socio-economiche tutte interne alle dinamiche di potere locali che legavano a doppio filo la fondazione del contado e il centro urbano. La terza parte, Il monastero, gli uomini, le comunità è aperta da Maria Elena Cortese, Il monastero e la nobiltà. Rapporti con l'aristocrazia laica, formazione del patrimonio abbaziale e tradizione documentaria (secc. X–XII), pp. 155–181: un lavoro nel quale l'Autrice può trasfondere l'accurata conoscenza dei patrimoni documentari fiorentini e delle vicende prosopografiche delle principali famiglie del contado fiorentino. Ad essa fa seguito Simone M. Collavini, I poteri signorili nell'area di San Michele di Passignano (secc. XI–XII), pp. 183–203. Questo saggio, pur correttamente ancorato a uno studio di caso, è anche occasione per l'Autore per una messa a punto di una stagione storiografica, quella relativa proprio all'interpretazione dei poteri signorili, la cui diffusione „è ritenuta da oltre un cinquantennio una trasformazione decisiva della società medievale, tanto da aver meritato l'appellativo di ‚rivoluzione feudale‘ o ‚mutazione signorile‘ (p. 186). Collavini evidenzia l'odierna elaborazione di „modelli interpretativi più complessi, in grado di dar conto della molteplicità di forme ed esiti regionali“ (ibidem). Il terzo contributo della sezione è dovuto ad un ancor più giovane studioso, Tommaso Casini, L'abate e gli *homines* di Poggialvento (secc. XII e XIII), pp. 205–222 che presenta affermazioni assai interessanti sulle basi del potere dei monaci di Passignano, nelle quali, oltre alla terra, un ruolo determinante avrebbe avuto, secondo C., la guerra, ossia la propensione della comunità chiantigiana non solo a non sottrarsi agli attacchi delle rivali realtà laiche ma, anzi, a contrapporvisi con proprie clientele armate: una proposta interpretativa rispetto alla quale si attendono ulteriori sviluppi. Infine, Paolo Pirillo, L'abate, il Comune e i pesci del fossato: mezzo secolo di dispute a Passignano (secc. XIII–XIV), pp. 223–252, ricostruisce con la competenza che gli è propria una vicenda relativa alla dimensione economica, lo sfruttamento della risorsa ittica dal fossato circostante il castello; da ciò, P. giunge a vedere il rapporto tra il potere signorile dei monaci e le nascenti istituzioni del Comune meno pacifico di come è stato fatto nel passato. La quarta ed ultima parte del libro, Testimonianze materiali, è quasi un prologo al secondo volume annunciato nelle pagine introduttive: Italo Moretti, La badia a Passignano: le origini e l'architettura medievale, pp. 255–274, ricostruisce la nascita delle strutture monastiche passignanesi, anche avvalendosi di un'accorta rilettura di studi della lunga tradizione storiografica relativa al monastero; Gloria Papaccio, I

mulini dell'abate. Il monastero e l'uso delle acque, pp- 275–292, offre in una efficace sintesi le ampie conoscenze acquisite dall'Autrice sul tema degli opifici a forza idraulica. I monaci si impegnavano prima di tutto ad assicurarsi il diritto di sfruttamento delle acque per poi impegnarsi in un'opera di costruzione e di gestione delle strutture che sembrerebbe caratterizzasse non solo Passignano ma anche altre fondazioni vallombrosane contermini la città di Firenze, se non in „una vera e propria strategia suggerita dalla casa madre“, secondo una modalità per la quale „non è però difficile ipotizzare delle linee di comportamento comuni all'Ordine“ (p. 292). Mario Marrocchi

Monica Baldassarri/Giulio Ciampoltrini (Hg.), *Tra città e contado. Viabilità e tecnologia stradale nel Valdarno medievale*. Atti della II Giornata di Studio del Museo Civico „Guicciardini“ di Montopoli (Montopoli in Val d'Arno, 20 maggio 2006), San Giuliano Terme (Felici) 2007, 120, [8] S., 74 Abb., 16 Taf., 4 Ktn., ISBN 978-88-6019-133-5, € 25. – Die Freilegung einer mittelalterlichen Pflasterung auf dem Plateau der 1433 geschleiften Burg von Marti gab den Anstoß zu der Montopoleser Tagung, die sich zum Ziel setzte, die in den letzten zwei Jahrzehnten im unteren Arnotal ausgegrabenen, vor allem mittelalterlichen Straßen miteinander zu vergleichen. Monica Baldassarri, auf deren Initiative die Tagung zurückgeht, faßt die Ergebnisse in ihrer Introdutione (S. 11–12) dahingehend zusammen, daß in Lucca und Pisa die Straßen von der Spätantike bis zum 12. Jh. mit großen Flußkieseln, von da an aber zunehmend mit Ziegelsteinen gepflastert wurden. Giulio Ciampoltrini, Marcello Cosci, Consuelo Spataro, *La silice. Vie romane nei paesaggi medievali della Toscana nordoccidentale, tra documenti e fotografia aerea* (S. 13–24), verbinden urkundliche Straßennennungen des frühen und hohen Mittelalters mit in jüngster Zeit in Lucca bzw. im Luccheser Raum ergrabenen Wegeresten und weisen auf Luftbildaufnahmen den Verlauf der einstigen Via Aurelia südlich von Pisa nach. Rosanna Pescaglioni Monti, *La viabilità medievale della Val di Chiècina tra continuità e cambiamento* (S. 25–51), ediert zwei Urkunden, deren erste, von 1238, 80 Zeugenaussagen zum Streit um den Besitz der Zollstelle Ricavo enthält, an der Waren von der Straße auf den Wasserweg des Arno umgeladen wurden, und deren zweite, aus dem Jahre 1302, den Zoll von Santa Maria del Monte und Montopoli behandelt. Antonio Alberti, Monica Baldassarri, Gabriele Gattiglia, *Strade e piazze cittadine a Pisa tra Medioevo ed Età moderna* (S. 53–69), stellen fest, daß seit dem Jahre 1990 bei Grabungen in Pisa an 50 verschiedenen Stellen Zeithorizonte des 7.–16. Jh. freigelegt wurden, und beschreiben die interessantesten Pflasterungsfunde, die seit dem 12. Jh. aus breittkant verlegten Ziegelsteinen bestehen. Mara Febbraro, Antonino Meo, *La strada di Marti. Indagini archeologiche nell'area Porta Pisana*

(S. 71–89), skizzieren den oben bereits erwähnten Fund von Marti und weisen darauf hin, daß sich die Technik, zum Pflastern verwendete Flußkiesel in eine Sandschicht zu betten, die ihrerseits auf einer feinen Kalkschicht aufliegt, in der Toskana bei mehreren städtischen Grabungen beobachten läßt. Giulio Ciampoltrini, Gli „astrachi“ bassomedievali di Lucca (S. 91–100), stellt die Nachricht der *Gesta Lucanorum* zu 1237, nach der die Konsuln in diesem Jahr Pflasterungen durchführen ließen, in den Zusammenhang mit ähnlichen Nachrichten aus Florenz, Siena und Castelfranco und verbindet sie u. a. mit einem konkreten Fund aus Lucca. Alessandro Giannoni, Una via selciata tardorinascimentale a Altopascio (S. 101–109). Elisabetta Abela, Susanna Bianchini (con un contributo di Giulio Ciampoltrini), Ponti medievali e rinascimentali del territorio di Lucca: acquisizioni di scavo (S. 111–120), beschreiben die Reste einer Brücke über einen im 16. Jh. angelegten einstigen Kanal, auf dem das Matrial für die letzten Stadtmauern von den Steinbrüchen des Monte Pisano herangeführt wurde, und weisen auf die Freilegung eines Abschnittes der antiken Straße Lucca-Florenz bei Capannori hin.

Thomas Szabó

Alberto Malvolti/Giuliano Pinto (Hg.), Il Valdarno inferiore terra di confine nel Medioevo (secoli XI–XV). Atti del convegno di studi (30 settembre – 2 ottobre 2005), Biblioteca storica toscana I 55, Firenze (Olschki) 2008, VI, 430 S., Abb., ISBN 978–88–222–5783–3, € 45. – Giuliano Pinto, Il Valdarno inferiore tra geografia e storia (S. 1–15), weist einleitend darauf hin, daß das am Unterlauf des Arno zwischen Empoli und Cascina gelegene Untersuchungsgebiet sich durch gleichmäßige Stadtferne von Pisa, Lucca und Florenz auszeichnet, was die Bildung einer Reihe kirchlicher und privater Grundherrschaften begünstigte. In der kommunalen Zeit stießen in dieser fruchtbaren Ebene die Interessen von Pisa, Lucca und Florenz aufeinander, die dort ihre bewaffneten Konflikte austrugen, was die verschiedenen Siedlungen bewog, sich durch Befestigungswerke zu schützen, die zu ihrer Einwohnerzahl in keinem Verhältnis stand. Maria Luisa Ceccarelli Lemut, Giurisdizioni signorili ecclesiastiche e inquadramenti territoriali (S. 17–41), zeigt, daß die territoriale Expansion Pisas mit Erwerbungen der Erzbischöfe beginnt, die vom Aussterben der Cadolinger und dem Tod Mathildes von Tuszien profitieren, und seit dem 12. Jh. von der Kommune fortgeführt wurde. Paolo Pirillo, Popolamento e insediamenti nel tardo Medioevo (S. 43–58), vermutet eine frühe Siedlungsbewegung vom Hügelland herab in die Ebene, auf die im 13. Jh. eine Phase der Siedlungskonzeration in befestigten, von den Kommunen gegründeten *terre nuove* folgt. Im 14. Jh. lebte dann ein Großteil der Landbevölkerung, selbst der kleineren Siedlungen, hinter Mauern. Mauro Ronzani, Definizione

e trasformazione di un sistema d'inquadramento ecclesiastico: La pieve Fucecchio e le altre pievi del Valdarno fra XI e XV secolo (S. 59–126), behandelt die Geschichte vor allem Fucecchios, dessen Kloster von Gregor VII. die Unterstellung unter den päpstlichen Stuhl erwirkte (1085) und wenig später, durch Interpolation des Papstprivilegs, in den Besitz auch eines Taufkirchensprengels kam, was zu einem nicht enden wollenden Streit mit den Luccheser Bischöfen führte. Sergio Tognetti, Produzioni, traffici e mercati (secoli XIII–XIV) (S. 127–150), zeichnet die auf Transportgewerbe, Fernkaufleute, Versicherungen und Kreditwesen gestützte wirtschaftliche Dynamik der Landschaft nach, die sich unter der Herrschaft von Florenz verlieren sollte. Gabriella Garzella, I centri di nuova fondazione: tipologia, funzioni e connotati istituzionali (S. 151–163), stellt fest, daß der untere Arnolauf für Pisa ein gefährdetes Grenzgebiet war, und zeigt im Detail, daß es erst die Erzbischöfe von Pisa und dann die Kommune waren, die durch die Gründung befestigter neuer oder durch die Wehrhaftmachung alter Siedlungen dem Problem abzuhelfen suchten. Alberto Maria Onori, La vicaria lucchese della Valdarno: strutture di governo e pratiche amministrative (S. 165–228), behandelt die Geschichte einer Reihe wichtiger Kastelle und geht auf die von den Staufern auf der Burg San Miniato eingesetzten Reichsbeamten ein, an deren Stelle Lucca nach dem Tod Heinrichs VI. und Friedrichs II. eigene Beamte schickte. Francesco Salvestrini, Il nido dell'Aquila. San Miniato al Tedesco dai vicari dell'Impero al vicariato fiorentino del Valdarno inferiore (secc. XI–XIV) (S. 229–278), gibt einen Abriß über die Geschichte der Höhengiedlung San Miniato von ihren Anfängen, über ihre kommunale, territoriale und wirtschaftlichen Entwicklung, bis zu ihrer Eingliederung in das Florentiner Territorium im Jahre 1370 und geht auf die Rolle der Burg ein, die von Friedrich I. bis Friedrich II. von allen Herrschern als Sitz der Reichsverwaltung genutzt wurde. Paolo Morelli, Signorie ecclesiastiche e laiche nel Valdarno lucchese fra X e XIII secolo (S. 279–315), schildert die seit dem Pontifikat von Bf. Rudolf (1112–1118) zu beobachtende Politik der Luccheser Bischöfe, die eine Reihe von Grundherrschaften ganz oder teilweise erwarben und damit der späteren Expansion der Kommune vorarbeiteten. Laura de Angelis, Il Valdarno inferiore nell'osservatorio degli ufficiali fiorentini (fine XIII – inizio XV secolo) (S. 317–337), zeigt, daß Florenz den Kommunen des Valdarno inferiore, die sich ihm nach und nach unterwarfen, ihre Verwaltungsstruktur beließ, ihnen jedoch einen Florentiner als Podestà vortetzte und sie im Vikariat Valdarno inferiore zusammenfaßte. Der Vikar, der in San Miniato residierte, führte eine Art Oberaufsicht, zu der die militärische Verteidigung des Gebietes und die Kriminalgerichtsbarkeit gehörten. Alberto Malvolti, Il comune di Fucecchio tra Lucca e Firenze (secoli XII–XIV) (S. 339–371), behandelt die Geschichte Fucecchios

von den Anfängen bis zur Unterwerfung unter Florenz (1330) und geht auf das Vikariat des Valdarno inferiore ein, das auch von Karl von Anjou, von Rudolf von Habsburg und schließlich wieder von Lucca mit Beamten besetzt wurde. Italo Moretti, *Architettura e urbanistica nel basso Medioevo* (S. 373–391), beschreibt die aus dem Mittelalter überkommene kirchliche, öffentliche und private Architektur und weist darauf hin, daß der oberste Teil des von Friedrich II. in den Jahren 1217–1221 erbauten Turmes von San Miniato das Vorbild für den Turm des Florentiner Palazzo Vecchio und der Sieneser Torre del Mangia gewesen sein dürfte. Paola Manni, *Le aree linguistiche. Appunti per una prima ricognizione* (S. 393–406), zeigt die lautlichen Eigenarten der Sprache in der untersuchten Gegend, die zwischen dem Florentinischen und dem Westtoskanischen angesiedelt ist. Den für die historische Entwicklung einer Landschaft und für die Geschichte der Reichsverwaltung in der Toskana aufschlußreichen Band beschließt ein von Sabrina Carli erstellter Namens- und Sachindex.

Thomas Szabó

Paolo Cammarosano, *Siena, Il Medioevo nelle città italiane 1*, Spoleto (Fondazione Centro italiano di Studi sull'alto Medioevo) 2009, Abb., 2 Ktn., 236 S., ISBN, 978-88-7988-938-4, € 15. – Der Vf., der schon verschiedene wichtige Senensia vorgelegt hat, eröffnet hier eine neue Reihe, in der die großen Kommunen Italiens in der jeweiligen Besonderheit ihrer Geschichte, Quellenüberlieferung und baulichen sowie kunsthistorischen Hinterlassenschaft vorgestellt werden. Der erste, Siena gewidmete Band bietet in den drei Themenabschnitten „Profilo generale“, „Fonti scritte“ und „Paesaggio urbano e le opere d'arte“ ein ebenso knappes wie umfassendes Bild der toskanischen Stadt, die auf den Besucher den Eindruck eines mittelalterlichen Gesamtkunstwerks macht. Der erste Abschnitt (S. 1–75) skizziert in einprägsamer Kürze die urbanistische und territoriale Expansion, die demographische Entwicklung und die politische wie wirtschaftliche Geschichte der Stadt, wobei die wichtigsten Ergebnisse der Forschung, bis in das 19. Jh. zurückreichend, angesprochen werden. Der nächste Abschnitt (S. 85–120) gibt aus erster Hand einen erschöpfenden Überblick über die gedruckten Quellen, vor allem aber über die ungewöhnlich reichen Bestände und verschiedenen Serien des Sieneser Staatsarchivs und weist den Weg zu mancher noch lohnenden Untersuchung. Der dritte Abschnitt (S. 121–163) geht, ausführlicher als der erste, auf die Baugeschichte der Stadt ein, auf den zentralen Platz (den *Campo*), den *Palazzo pubblico*, den *Duomo* sowie auf die Kirchen, die politische Botschaft ihrer Fresken, die Werke der Sieneser Malerei und die Baugeschichte der privaten Palazzi. Das alles wird ohne Anmerkungen, aber mit einer ausführlichen Diskussion der Literatur dargeboten, deren vollständige Titel sich nebst einem

knappen Index am Ende des Bandes (S. 176–222) finden. Wollte man C.s Publikation mit einem Satz charakterisieren, so müßte sie als ein mit großer Sachkenntnis und Passion geschriebenes, den Leser nie ermüdendes Orientierungs- und Nachschlagswerk zur Sieneser Geschichte bezeichnet werden, dem, um ein benutzerfreundliches Arbeitsinstrument zu sein, lediglich ein detailliertes Inhaltsverzeichnis fehlt.

Thomas Szabó

Fabio Gabrielli, *Siena medievale. L'architettura civile. Fotografie di Andrea Sbardellati, Siena (Protagon) 2010, 343 S., 240 Farbabb., 9 Farbtaf., ISBN 978-88-8024-280-2, € 40.* – Wer vom Reichtum und der Prachtentfaltung der Sieneser Bankiersfamilien des 13. Jh. oder der prägenden Kraft einmal gefundener Stilelemente für die Bautätigkeit der Bürger eine Anschauung haben will, der gehe nach Siena und nehme die Stadt in Augenschein – oder greife zum hier anzuzeigenden großformatigen Band und lasse sich durch Text und Bild in die mittelalterliche Baugeschichte der toskanischen Stadt einführen. Zehn Jahre hat G. das fotografische Material gesammelt, das er hier ausbreitet, begleitet von einem erläuternden Text, der sich auf eigene Arbeiten sowie eine lange Forschungstradition Sienas stützen kann und der kaum eine Frage des Lesers unbeantwortet läßt. Was hier vorgestellt wird, ist die Geschichte der wichtigsten zivilen Bauten Sienas, deren Fassaden und Stilelemente gelesen und, durch Quellen und Literatur gestützt, auf der chronologischen Schiene eingeordnet werden. Seinen besonderen Wert bekommt der Band durch die ungewöhnlich eng aufeinander bezogene Führung von Text und Bild, die zu einer Schule des Sehens wird, die das Auge auf das Ganze und auf seine Details richtet und die verwirrende Vielfalt der späteren Eingriffe in das mittelalterliche Bauwerk in Wort und Bild auflöst. Besonders illustrativ sind dabei die paarweise gegenübergestellten Bilder, deren eines den aktuellen Baubefund dokumentiert, während das andere, in Fotomontage, die ursprüngliche Fassadenansicht zeigt. Die chronologische Darstellung beginnt mit den aus hellem Stein erbauten *torri* und *casetorri* des 12. und frühen 13. Jh., von deren ursprünglich 60–70 Exemplaren heute – modifiziert, stark redimensioniert und in die Straßenzeile integriert – noch etwa 18 auszumachen sind und zehn detailliert beschrieben werden. Darauf folgt die Darstellung der Bautätigkeit des 13. Jh., in dem die europaweit operierenden Bankiers der Stadt nicht mehr wehrhafte Geschlechtertürme, sondern Stadtpaläste errichten, deren Fassaden immer noch aus dem repräsentativen Stein aufgeführt werden, während die übrigen Teile des Baus aus Backsteinen emporwachsen. Die Sieneser verwandten dabei anfänglich auch Ziegelsteine aus antiken Bauten, was sie, beim plötzlich ansteigenden Materialbedürfnis ihrer Großbauten, wie der Autor vermutet, zur eigenen Produktion des in der Antike beliebten Baustoffs veran-

laßte. Das neue Baumaterial bewährte sich so gut, daß es seit dem Anfang des 14. Jh. zum ausschließlichen Baustoff in Siena wurde und der Stadt ihre alle Zeiten überdauernde typische Farbe und Erscheinung verlieh. Die im Steinbau gepflegten gotischen Stilformen gingen in den Backsteinbau ein, wobei als Schmuckelement für Fensterfassungen eine breite Palette ornamentierter Ziegelsteine verbaut wurde. Die 1286 an die Macht gekommene Regierung der ‚Neun‘, die sich aus den Familien der Großkaufleute und Bankiers rekrutierte, entfaltete bald eine bis dahin in Siena nicht gesehene öffentliche Bautätigkeit, in deren Zuge der *Palazzo Comunale* mit der *Torre del Mangia* gebaut, das weite Areal des *Campo* mit Backsteinen gepflastert und die Errichtung des neuen, erst im 15. Jh. vollendeten Mauerrings begonnen wurde. Merkwürdigerweise sind gerade die um 1300 beginnenden sogenannten ‚goldenen Jahre‘ der Sieneser Baugeschichte die Zeit, in die die Zusammenbrüche der einst großen Sieneser Banken fallen. Der gotische Baustil dominiert dann in Siena die kommunalen Großbauten wie die private Bautätigkeit bis zum Ende des 15. Jh., als anderswo der neue Baustil der Renaissance schon lange heimisch geworden war. Und noch im tiefsten Barock wurde in Siena in großem Stile nach dem Zeitgeschmack des 13. und 14. Jh. renoviert und ergänzt. Ebenso ausführlich wie die Paläste behandelt der Band auch die Baugeschichte der Stadttore und der – schon im Mittelalter bewunderten – Brunnenhäuser Sienas. Beschlossen wird die gediegene, von der Sieneser Bank *Monte dei Paschi* finanzierte Publikation von einem Literaturverzeichnis und einem Index der Namen und Bauobjekte.

Thomas Szabó

Mario Ascheri/Cecilia Papi, Il „Costituto“ del Comune di Siena in volgare (1309–1310). Un episodio di storia della giustizia? Firenze (Aska) 2009, 95 S., ISBN 978–88–7542–144–1, € 8. – In der schlanken Gemeinschaftsarbeit analysiert Cecilia Papi (S. 63–94) anhand einer Reihe farbiger „capitoli“ die sprachlichen Eigenarten dieser ersten großen Übersetzung eines Stadtstatuts ins Volgare, während Mario Ascheri aus profunder Kenntnis die wichtigsten Merkmale dieser Verfassung des regierenden *popolo* skizziert und die These vertritt, daß die Übersetzung eine politische Antwort auf die Vertrauenskrise gewesen sei, die vom Zusammenbruch der Sieneser Banken verursacht worden war und vom allgemeinen Mißtrauen gegen die Juristen genährt wurde, die, wie man damals sagte, „die Reichen arm, sich selbst aber reich machten“.

Thomas Szabó

Anna Modigliani, Disegni sulla città nel primo Rinascimento romano: Paolo II, Roma (Roma nel Rinascimento) 2009, Roma nel Rinascimento inedita, 40 saggi, 139 S., ISBN 88–85913–51–2, € 20. – Aus umfassender Kenntnis

der römischen Quellen und mit viel Finderglück in damaligen Gesandtenberichten aus Rom untersucht die Vf., nach einem Überblick über die urbanistischen Konzepte der Päpste seit der Rückkehr nach Rom 1420, die entsprechenden Vorstellungen Pauls II. und ihre Originalität. Pietro Barbo, der nach seiner Wahl in seinem – soeben aufwendig erbauten – Kardinalspalast bei S. Marco wohnen blieb, versuchte nun auch, päpstliche Regierung und städtisches Leben umgruppierend, diesen Palast zum neuen Zentrum zu machen, sozusagen vom Vatikan an das Kapitol rückend und Verwaltung, Handel, Finanz, ja Festtraditionen nun hier zu konzentrieren (der Nachfolger wird es dann wieder ganz anders machen). Sogar die Rossebändiger vom Quirinal und der Mark Aurel vor dem Lateran sollten nun hier Aufstellung finden! Die Vf. setzt alle diese Nachrichten (und nicht nur die kunsthistorischen) zu einem historischen Bild zusammen, das für den Übergang Roms vom Mittelalter zur Renaissance von größtem Interesse ist.

Arnold Esch

Laurie Nussdorfer, *Brokers of Public Trust. Notaries in Early Modern Rome*, Baltimore (Johns Hopkins University Press) 2009, 354 S., ISBN 978–0–8018–9204–2, \$ 65. – Nachdem in den letzten Jahren einige wichtige Studien zum Thema erschienen sind (genannt sei nur die Edition der *Constitutiones et reformationes* des Kollegs der römischen Notare von 1446, die Isa Lori Sanfilippo 2007 vorlegte (Rez. in: QFIAB 88/2008, S. 830) und die Katalogisierung der Notariatsbestände in den römischen Archiven voranschreitet (gestreift S. 283 Anm. 94, 288 Anm. 22)), stellt die Arbeit der Professorin der Wesleyan University in Middletown/Connecticut Laurie Nussdorfer den ersten Versuch dar, die Geschichte des römischen Notariatswesens vom ausgehenden Mittelalter bis in das 18. Jh. hinein in den Blick zu nehmen. Notare spielten in Rom – wie in allen italienischen Städten der Zeit – eine immense Rolle im kommunalen und privaten Leben der Bürger. Rom war aber auch die Stadt des Papstes und der Kurie sowie ein großes Pilgerzentrum, so daß neben den einheimischen auch eine beträchtliche Zahl von zugewanderten Notaren ihr Auskommen suchte. Zwei herausragende Daten in der Geschichte des römischen Notariats werden wiederholt beleuchtet: 1507, als Julius II. (1503–1513) das international zusammengesetzte *Collegio degli scrittori dell'Archivio della Curia romana* aus 101 Stellen einrichtete, und 1586, als Sixtus V. (1585–1590) die sog. Kapitolinischen Notare in ein Kolleg von 30 Notaren überführte, die am Senatsgericht wirkten. In beide Kollegien mußte man sich einkaufen. Daneben gab es aber auch ein Heer von nicht kolleggebundenen Notaren, die die Autorin allerdings nur streift. Die Besitzer der eben genannten Kaufämter (*società d'ufficio*) – darunter kirchliche Einrichtungen, Frauen und Kinder – konnten ihre Notarsstellen verpachten und gegebenenfalls verkaufen. Vor die-

sem Hintergrund kann man die Schwierigkeiten für die geordnete Führung eines Notariatsarchivs ermessen, das primär als Einnahmequelle genutzt wurde, beispielsweise wenn eine kostenpflichtige Kopie von einem dort registrierten Notarsakt angefordert wurde. So entstanden schließlich auf kommunale Initiative hin 1561 das *Archivio Capitolino* (S. 117ff., 215ff.) und auf Wunsch Papst Urbans VIII. (1623–1644) 1625 das *Archivio Urbano* (S. 125ff., 222ff.) (während ersteres im 19. Jh. mit dem Untergang des Kirchenstaates in das Staatsarchiv gelangte, kam letzteres in das städtische Kapitolinische Archiv). Die päpstliche Gesetzgebung bezüglich der Notarsämter und der Archive fügt sich in die allgemein zu beobachtenden Kontrollbestrebungen des frühmodernen Staates ein. So konzentriert sich die Autorin auf die einschlägigen normativen Quellen von den römischen Stadtstatuten von 1360/63 und 1580, den – oben erwähnten – *Constitutiones et reformationes* von 1446 bis hin zu den Reformen Pius' IV. (1559–1565), Pauls V. (1605–1621) und Klemens' XI. (1700–1721). In einer Art Prosopographie (mit Schwerpunkt auf dem 17. Jh.) wird den 30 Amtsinhabern des Kollegs der Kapitolinischen Notare nachgegangen (zu den Namen für ein einziges Jahr, 1630, siehe S. 232–234), wobei auch die Notarsassistenten und Schreibkräfte (S. 159ff.) und ihre Aufgaben berücksichtigt werden. Die Autorin läßt den Leser aber auch am Alltagsleben der Notare teilhaben, vom Moment der Ausbildung und Ernennung (S. 37ff.) bis hin zur Übernahme des Amtes (S. 147ff.), den allwöchentlichen Kollegssitzungen (S. 63), zur Auswahl und Betreuung der Kunden und den verschiedenen Dokumententypen mit ihrer Gebührenordnung (besonders lukrativ waren für die Notare die Testamente). Dabei stellt die Autorin allerdings die letztlich nicht befriedigend zu erklärenden Lücken bei den römischen Gerichtsakten fest (S. 187f., 193). Daß nach der – mitunter auch wegen unnötiger Wiederholungen – etwas mühsamen Lektüre noch etliche Fragen ungelöst bleiben – wie die Autorin offen zugibt –, rührt daher, daß sie – verständlicherweise – nicht alle Archivbestände systematisch durchsehen konnte (S. 144, 254 Anm. 93, 265 Anm. 257, 279 Anm. 20, 283 Anm. 83, 290 Anm. 56). Erfreulich ist, daß der Index auch Sachbegriffe enthält.

Andreas Rehberg

Gábor Hajnóczy/Lászlo Csorba (Hg.), *Il Palazzo Falconieri e il palazzo barocco a Roma. Atti del convegno indetto all'Accademia d'Ungheria*, Roma, 24–26 maggio 1995, *Annuario dell'Accademia d'Ungheria*, Soveria Mannelli (Rubbettino) 2009, 391 S., ISBN 13–9788849808520, Abb., € 25. – Der auf eine Tagung zur Geschichte des Palazzo Falconieri an der Via Giulia, des Sitzes der Accademia d'Ungheria in Rom, zurückgehende Band bietet eine Anomalie: Er enthält zwar sieben Beiträge, aber ein einziger langer Aufsatz macht mit seinen 250 Seiten das Gros des Bandes aus. Seine Autoren Suzanne B. Butters

und Pier Nicola Pagliara widmen sich der näheren Umgebung des heutigen Akademiegebäudes, die ihre urbanistische Erschließung dem Willen Julius' II. (1503–1513) zu verdanken hat, in einem großen Justizgebäude drei römische Gerichtshöfe zusammenzuziehen. Bei ihrer akribischen Rekonstruktion der „strategie politiche e urbane di Giulio II“ (so der Untertitel ihres Beitrags „Il palazzo dei Tribunali, via Giulia e la Giustizia“) gehen die beiden Experten für Kunst und Architektur wie Historiker vor. Sie suchen nach verstreuten Quellen zu den Plänen und zur Zielsetzung des dann nie vollendeten ehrgeizigen Bauprojekts. Zunächst stellen sie die drei involvierten römischen Gerichtshöfe – und zwar den des Auditors der Apostolischen Kammer, den des päpstlichen Vikars und den des *Governatore* – sowie die Interessenlage des Kerkermeister (*soldano*) von Tor di Nona und des Marschalls der *Corte Savella* vor, die oft in Konkurrenz zueinander standen. Ihre Vereinigung an einem einzigen Ort hätte die römische „Justizlandschaft“ revolutioniert. Daß dieser Plan scheiterte, hatte viele Ursachen und ist nicht zuletzt dem Geldmangel Julius' II. und seiner Nachfolger und den Widerständen der auf ihre Privilegien pochenden Tribunale selbst zurückzuführen. Die Autoren weisen überzeugend nach, daß der Della Rovere-Papst und sein Mitarbeiterstab für das Projekt auf Anregungen aus der Toskana und Neapel zurückgreifen konnten. Die anderen Autoren des Bandes – Christoph Luitpold Frommel, Elizabeth G. Howard, Péter Klaniczay, Patrizia Cavazzini und Ursula V. Fischer Pace – beschäftigen sich mit der Geschichte des Palazzo Falconieri, eines Werks des Architekten Francesco Borromini, und zweier anderer barocker Adelssitze (der Lancellotti und Origo) in Rom. Die Kürze dieser Beiträge steht in Kontrast zur Überlänge der Ausführungen zum *palazzo dei Tribunali*, was letztlich den Titel des Bandes nicht ganz plausibel erscheinen läßt. Andreas Rehberg

Tessa Storey, *Carnal Commerce in Counter-Reformation Rome*, New studies in European History, Cambridge (Cambridge University Press), 2008, 296 pp., ISBN 978-0-521-84433-8, £ 57. – Nel riprendere il termine „carnal commerce“ per indicare la prostituzione – termine con il quale le autorità che la controllavano e la letteratura moraleggiante menzionavano il fenomeno –, l'autrice svela fin dal titolo un approccio al tema influenzato dalla storiografia degli ultimi due decenni, che analizza la storia delle donne „dal basso“. Rifiuta dunque una lettura del fenomeno della prostituzione nell'ottica esclusiva della marginalità e della devianza, e, anche grazie all'utilizzo di fonti giudiziarie e notarili (inventari, testamenti ecc.) accanto a quelle letterarie e normative, analizza le prostitute – o meglio, le cortigiane, giacché al centro del suo studio sono le prostitute di alto livello sociale – come lavoratrici, membri di famiglie e comunità, attrici sociali e talora culturali. Il libro analizza l'impatto del disci-

plinamento sociale sulla pratica della prostituzione di alto livello a Roma nel secolo seguente alla riforma tridentina: indaga gli effetti della normativa censoria sulla vita quotidiana delle cortigiane e dei loro clienti, ne sonda le ripercussioni sull'entità della prostituzione e cerca di comprendere gli effetti della nuova morale sull'autopercezione delle prostitute e sulla percezione che di loro avevano i clienti e il contesto sociale. Pur essendo il centro della cristianità, fino a metà Cinquecento Roma aveva esercitato un controllo molto scarso sulla prostituzione: le donne che la praticavano dovevano semplicemente registrarsi presso la Curia Savelli – uno dei tribunali cittadini – e pagare le tasse. Il fenomeno era considerato funzionale all'ordine sociale, capace di incanalare la sessualità pre ed extra matrimoniale maschile cosicché questa non mettesse in pericolo la virtù di mogli e donne „oneste“. Va però considerato che, se idealmente il mondo femminile era diviso in mogli, monache o prostitute e chi entrava in religione lo faceva in genere definitivamente, un numero consistente di donne poteva fare esperienza di tutte e tre queste forme di vita: praticare la prostituzione per avere accesso al matrimonio o al convento che richiedevano una dote; una volta rimaste vedove o in situazione di indigenza; oppure ritirarsi in un istituto per convertite dopo aver cessato di praticare la prostituzione. La corte romana attirava in città una folta schiera di uomini, impiegati nella carriera diplomatica o in ambito curiale, artisti, studenti, artigiani, che sbilanciavano la proporzione fra la popolazione femminile e maschile in netto favore di quest'ultima. Diplomatici e curiali, in particolare, favorirono il fiorire della prostituzione di alto livello che univa la concessione di favori sessuali all'intrattenimento culturale e musicale. A differenza di quanto avveniva in altre città, le prostitute potevano esercitare la loro attività in casa. Gli appartamenti delle cortigiane divenivano così importanti luoghi di sociabilità e di costruzione dell'identità maschile. L'ammissione alla casa di una cortigiana era accuratamente selezionata, poiché l'onorabilità del cliente che ne veniva ammesso si rifletteva su quella della cortigiana stessa e su quella dei frequentatori della sua casa. Le cortigiane avevano relazioni privilegiate con un cliente in particolare („amico fermo“), alle quali erano legate da un rapporto talora sancito mediante una ritualità affine a quella nuziale. Arredavano la propria casa secondo il gusto degli uomini che la frequentavano, facendone in questo modo „un prolungamento delle case degli uomini stessi“. La ricerca conferma da un lato alcuni stereotipi, come ad esempio il ruolo svolto nell'induzione alla prostituzione dalla madre, che mandava a servizio la figlia dalla cortigiana, presso la quale la fanciulla imparava a leggere, scrivere, ballare e suonare – attività indispensabili per l'intrattenimento di una clientela di alto livello. D'altro lato però, mette in evidenza anche il ruolo di padri e mariti, disposti a indurre figlie e mogli alla prostituzione piuttosto che ad indebitarsi – ri-

tenendolo evidentemente meno disonorevole. L'effetto della nuova ondata moraleggiante sulla pratica della prostituzione di alto livello è diverso nel tempo e a seconda delle fonti che si esaminano. Le fonti normative rivelano una notevole censura del fenomeno in particolare con la legislazione di Pio V (1566), fortemente restrittiva, che impose alle prostitute l'obbligo di riconoscimento, la loro ghettizzazione fuori città (a campo Marzio) prevedendo condanne penali per le trasgressive. Di fatto però, tali norme rimasero sostanzialmente lettera morta, e se le prostitute agivano con discrezione erano ampiamente tollerate. La prostituzione d'élite, in particolare, protetta dalle élites stesse, non ne risentì. Sul lungo periodo le norme moralizzanti ebbero dal punto di vista pratico uno scarso effetto. Il numero delle prostitute non diminuì tra XVI e XVII secolo e le case delle cortigiane continuarono ad essere importanti luoghi di sociabilità. Ebbero però un effetto sulle semplici prostitute, sottoposte a maggiori pressioni, e sulla percezione dell'onorabilità della prassi stessa, mettendo ad esempio fine alla pratica del rapporto privilegiato intrattenuto da un particolare cliente con la cortigiana. La ricerca di Tessa Storey, ben documentata e di gradevole lettura, avrebbe potuto avvalersi efficacemente di un maggiore confronto con la letteratura tedesca in materia, come il libro di Monika Kurlzel-Runtscheiner, *Töchter der Venus: Die Kurtisanen Roms im 16. Jahrhundert*, Monaco (Beck) 1995.

Cecilia Cristellon

Aloisio Antinori, *La magnificenza e l'utile. Progetto urbano e monarchia papale nella Roma del Seicento*, Roma (Gangemi) 2008, 159 S., Abb., ISBN 978-88-492-1565-6, € 30. – Neben den großen politischen Fragen der Zeit und den Themen der innerkirchlichen Reform beschäftigten sich die Päpste der nachtridentinischen Epoche in ihrer Funktion als Landesherren verstärkt auch mit urbanistischen Projekten, die die Haupt- und Residenzstadt des Kirchenstaats betrafen. Dabei ging das wachsende Bedürfnis nach Selbstdarstellung (mehr oder weniger umgekehrt proportional zur politischen Bedeutung des Papsttums im internationalen Kontext) Hand in Hand mit praktischen Erwägungen einer Umgestaltung Roms (u. a. durch Erleichterungen beim Verkehr und durch verbesserte Wohnbedingungen im Hinblick auf Komfort und Hygiene). In zeitgenössischen Texten, etwa in den Memoranden des Virgilio Spada, des Beraters von Innozenz X. und Alexander VII. in städtebaulichen Fragen, finden sich in diesem Zusammenhang die Termini *magnificenza* und *utile* (S. 139). Die Päpste der Zeit hatten freilich bei ihren architektonischen Projekten mit mehreren Problemen zu kämpfen. Neben dem finanziellen Aspekt mußten sie bei ihren Plänen nicht zuletzt die Interessen der anderen Gewalten vor Ort mit z. T. bedeutendem Immobilienbesitz (Kardinäle, stadtrömischer Adel, Repräsentanzen auswärtiger Mächte, Orden, Bruderschaften) in

Rechnung stellen. Hinzu kommt das Charakteristikum der Wahlmonarchie: Der Tod eines Papstes bedeutete in der Regel auch das Ende der urbanistischen Projekte und der spezifischen Kunstpatronage des abgelaufenen Pontifikats. Das behandelte Thema ist deshalb auch in weiten Teilen eine „*storia di idee senza seguito, di programmi non attuati, di realizzazioni incompiute*“ (S. 14). Der Kunsthistoriker Antinori präsentiert hier nach einer allgemeinen Einleitung (mit interessanten Beobachtungen zur Frage der päpstlichen Stadtresidenz, S. 35-48) vier Beispiele päpstlicher Bauvorhaben im römischen Stadtzentrum, wobei das letzte Kapitel zur Umgestaltung des Bereichs um den Montegiordano bereits andernorts veröffentlicht wurde (RHM 2005). Zentral für die Überlegungen des Vf. ist, wie nicht verwundert, der Pontifikat Alexanders VII. (1655-67), jedoch immer wieder zwangsläufig unter Rückgriff auf die „großen“ urbanistischen Pontifikate des 16. Jh., demjenigen Julius' II. (Kap. I) und demjenigen Sixtus' V. (v. a. Kap. III), wobei gerade zum Della Rovere-Papst auch große persönliche Verbindungen bestanden (über Agostino Chigi und die Einbeziehung des Eichbaums in das Familienwappen der Chigi). Kap. I befaßt sich mit den Vorgängen, die zur Schließung des Gefängnisses bei der *Corte Savella* und zur Einrichtung einer zentralen Justizvollzugsanstalt in Via Giulia (mit deutlich verbesserten Haftbedingungen) führten. Der Vf. kann dabei überzeugend die Schlüsselrolle der *Arciconfraternita di San Girolamo della Carità* aufzeigen. In Kap. II analysiert Antinori die Umgestaltung der Fassade und des Platzes von S. Maria della Pace, wobei nach Ansicht des Vf. hier die persönlichen Ambitionen Alexanders VII. als ein über den Parteien stehender Vermittler (gerade nach den Erfahrungen von Münster 1648), die Verteidigung des päpstlichen Primats und die Tradition des Ortes als „Hauskirche“ des benachbarten Gerichts des *Governatore di Roma* (S. 83) eine künstlerisch-architektonische Verknüpfung der Allegorien von pax und iustitia ergaben. Kap. III behandelt die Neugestaltung der Piazza del Popolo. Alexander VII. zeigte hier besonderes Engagement nicht zuletzt wegen seiner persönlichen Verbundenheit zur dortigen Marienkirche (Chigi-Kapelle; Kardinalstitel). Die Platzanlage sollte durch architektonische Eingriffe seinen beiden Funktionen deutlicher gerecht werden, u. a. als repräsentativer urbanistischer „Empfangsraum“ für Besucher aus dem Norden (u. a. bei Botschafter-Entrées), aber auch als monumentaler Schlußpunkt der geplanten *Via regia*-Achse (S. 117) zwischen dem Quirinalspalast und der Porta del Popolo. Eine perspektivische Ideallösung scheiterte an der lombardischen Augustinerkongregation, die neben dem Konvent von S. Maria mehrere Immobilien in diesem Areal besaß. In Kap. IV werden zwei letztlich nicht realisierte architektonische Großprojekte im *rione Ponte* (Zone von Montegiordano) vorgestellt: Es handelte sich dabei zum einen um den Plan, alle römischen Tribunale unter einem Dach zusammenzuführen

ren, und zum anderen um die Idee eines römischen Banken- und Handelszentrums. Die Arbeit besticht insgesamt durch die akribische Auswertung historischer Quellen (etwa Kap. I Anm. 45), die der Vf. zu Recht methodisch für unabdingbar hält: „Di questi interventi, la ricerca storica non può accontentarsi di ricostruire le dinamiche macroscopiche ed evidenziare le connotazioni simboliche“ (S. 28). Der Band ist graphisch sehr gut gestaltet und sorgfältig lektoriert, wobei besonders die Anordnung der Abb. und Karten sowie der Fußnoten an den Seitenrändern hervorzuheben ist. Zudem verfügt der Vf. über sprachliche Qualitäten, die die Lektüre dieser Studie zu einem Vergnügen machen. Bei den Literaturverweisen vermißt man einige wichtige Titel, u. a. die Monographie von Volker Reinhardt zur *Annona* (relevant für die Einleitung) und die Arbeiten von Peter Blastenbrei zum römischen Justizwesen. Diese Feststellung ändert jedoch nichts an dem überaus positiven Gesamteindruck, den der Rezensent gewonnen hat. Es handelt sich hier zweifellos um einen auch unter sozialgeschichtlichen Aspekten bedeutenden Forschungsbeitrag zur Entwicklung der Stadt Rom im 17. Jh.

Alexander Koller

Franz J. Bauer, *Rom im 19. und 20. Jahrhundert. Konstruktion eines Mythos*, Regensburg (Friedrich Pustet) 2009, 352 S., ISBN 978-3-7917-2171-2, € 34,90. – Der Vf. beginnt seine römische Stadtgeschichte durch den Rückgriff auf eine mythische Konstruktion von großer Überzeugungskraft: „Rom ist nicht einfach eine *alte* Stadt – es ist die ‚Ewige‘ nach bekanntem Diktum, *Roma aeterna*.“ (S. 7) Doch was bedeutet dieses „Ewige“ in einer Stadt, die seit Karl dem Großen die deutschen Kaiser und auch Napoleon kommen und gehen sah, die der politische und architektonisch-repräsentative Mittelpunkt des antiken römischen Imperiums, der spirituellen und weltlichen Macht des Papsttums und des kurzen Traumes vom faschistischen Imperium gewesen ist? Was ist „ewig“ an einer Stadt, die um die Mitte des 19. Jh. nur gut 170 000 Einwohner gezählt und 150 Jahre später die dritte Million überschritten hat? Das „Ewige“ liegt für den Vf. in der Gesamtheit der auf einer unendlich fruchtbaren Kulturlandschaft entstandenen kollektiven Erinnerungen, symbolischen Konstruktionen, Ideale und Ideologien, die den Betrachter in ihren zu Stein gewordenen Schöpfungen im Widerstreit von Glanz und Häßlichkeit beeindrucken. Wir haben es also mit einer Dynamik, mit einem „Crescendo“ an „Ewigkeit“ zu tun. Bauer gelingt es in hervorragender Weise, diese Bezüge herauszuarbeiten, wobei die Ausführungen über das antike und das päpstliche Rom einleitenden Charakter haben. Der Schwerpunkt der Untersuchung liegt auf dem 19. und 20. Jh., das Interesse des Vf. gilt in erster Linie dem Nationalstaat und speziell der Geschichte Roms im Faschismus. Als Hauptstadt des jungen Nationalstaats hatte Rom die Funktion, den partikularen Identitäten von Turin bis Pa-

lerno eine einigende Idee überzustülpen. Diese Aufgabe konnten weder Mailand oder Venedig noch Florenz oder Neapel erfüllen. Nur Rom mit seiner universalen Geschichte verfügte über die dazu erforderliche Legitimität. In den folgenden Jahren und Jahrzehnten versuchte die Stadtverwaltung, dem städtebaulichen Wildwuchs durch Generalbebauungspläne Herr zu werden, deren erste (1873 und 1883) jedoch so unprofessionell waren, daß sie von der Fiktion eines völlig ebenen Planungsgebiets – und das ausgerechnet in der längst über die berühmten „sieben Hügel“ hinaus gewachsenen Stadt – ausgegangen waren. Trotz dieser Schwierigkeiten präsentierte sich Rom im Jubiläumsjahr 1911, fünfzig Jahre nach der Proklamation zur Hauptstadt, mit seinen neuen Brücken, hohen Tiberkais, Bahnhöfen, Straßenbahnen, Bankpalästen und Ministerialbauten „als eine Stadt auf dem Weg zur mondänen Metropole mit dekorativen Einsprengseln aus zweieinhalb Jahrtausenden Geschichte.“ (S. 196) Bei der späteren Umgestaltung Roms in der Zeit des Faschismus fällt auf, daß die Architekten das Zentrum der Hauptstadt meist den Archäologen überlassen mußten: „Wenn wir sehen wollen, wie und was der Faschismus in Rom gebaut hat, so müssen wir uns vom Zentrum wegbewegen, hinaus zu den inneren und äußeren Ringen der Peripherie. Dort, wo die Archäologen schwiegen, hatten die Architekten das Wort, und dort finden wir die Bauwerke, mit denen das Regime seinen urbanen Gestaltungsanspruch einzulösen versuchte – in der baulichen Repräsentation seiner Macht und der Stärke des Neuen Staates ebenso wie in der Lösung der *problemi della necessità*, der Aufgaben der materiellen Notwendigkeit und der funktionellen Modernität für eine Neue Gesellschaft.“ (S. 249). So hat das Regime sogar den Neubau des Hauptquartiers der Faschistischen Nationalpartei an das *Foro Mussolini* (heute: *Foro Italico*) und damit an die Peripherie verlegt. Währenddessen förderten die Archäologen im Stadtzentrum nach der Beseitigung der alten Bausubstanz in „Ausgrabungs- und Freilegungsorgien“ (S. 234) die Überreste antiker Monumente wie der Kaiserforen zutage. Die Qualität der im Faschismus entstandenen Bauten wird von Bauer differenziert und überwiegend positiv beurteilt. Ein besonders gelungenes Projekt seien etwa die Neubauten römischer Postämter in den 30er Jahren gewesen, sie seien „in der Balance von Funktion und Ästhetik beachtliche architektonische Meisterwerke ihrer Zeit. Sie waren zweifellos ‚modern‘, doch was an ihnen war spezifisch ‚faschistisch‘, was genuin ‚römisch‘?“ (S. 268). Bauer tritt entschieden dafür ein, Vorsicht bei solchen Etikettierungen walten zu lassen. Schließlich vertritt er am Beispiel des EUR-Viertels – „einer der faszinierendsten Schaustätten der Architekturgeschichte des 20. Jahrhunderts“ (S. 298) – die These, daß es überhaupt keine genuin faschistische Architektur gegeben habe. Ihre Schöpfer arbeiteten vielmehr mit einer axialsymmetrischen Ordnung und einem klassizistischen For-

menkanon, der dem Ausdruckbedürfnis der Epoche entsprach und rund um die Welt, von den USA des New Deal bis zur stalinistischen Sowjetunion nachweisbar sei. Das heißt, es handelt sich auch nicht um eine Architektur „der Diktaturen“, sondern um ein globales Paradigma, dessen künstlerischer Ausdruck von der jeweiligen politischen Ordnung relativ unabhängig sei. Diese Interpretation ist freilich strittig und wird zu weiteren Diskussionen Anlaß geben. Insgesamt überzeugt der Vf. nicht nur durch sein akribisches Quellenstudium, seine umfassenden Rom-Kenntnisse, die instruktiven Abbildungen und seine Bereitschaft, sich dem in der Öffentlichkeit emotional aufgeladenen Thema des zu Stein gewordenen faschistischen Erbes ohne ideologische Vorbehalte zu nähern, sondern auch durch die literarische Qualität seines sprachlichen Ausdrucks, die die Lektüre über ihren wissenschaftlichen Wert hinaus zum Vergnügen macht.

Michael Thöndl

San Nilo di Rossano e l'Abbazia greca di Grottaferrata. Storia e immagini, a cura di Filippo Burgarella, Roma (Comitato Nazionale per le Celebrazioni del Millenario della Fondazione dell'Abbazia di S. Nilo a Grottaferrata) 2009, XXIII, 296 S., Abb., ISBN 978-88-89940-09-9. – Das 1000jährige Jubiläum der Gründung des Klosters S. Maria / S. Nilo di Grottaferrata führte zur Gründung eines *comitato nazionale* mit einem ehrgeizigen wissenschaftlich-kulturellen Programm, einschließlich zahlreicher Veröffentlichungen. Teil dieses Programms war die Ausstellung „San Nilo di Rossano e l'Abbazia greca di Grottaferrata“ vom 14. November bis 10. Dezember 2009, zu der zeitgleich ein reich bebildeter Begleitband erschienen ist. Ausstellung und Aufsatzband verfolgen das Ziel, die ununterbrochene Tradition des italo-griechischen Ritus von der byzantinischen Zeit bis heute zu dokumentieren. Die geographischen Bezugspunkte bilden das Kloster in Grottaferrata und die kalabresische Heimat des Klostergründers. Damit ergibt sich die Möglichkeit, über die Daten der Klostergründung von S. Maria di Grottaferrata hinaus zurückzugehen und das Kloster als einen, wenn auch wichtigen, Mosaikstein in der Geschichte des griechischen Mönchtums in Italien zu sehen. Nach einem Vorwort des Vorsitzenden des *comitato*, Santo Lucà, führen die Aufsätze des Archimandriten Emiliano Fabbricatore, Il monastero basiliano di Grottaferrata e la tradizione liturgica bizantina, S. 5–8, und von Enrico Morini, Grottaferrata e il rito italogreco, S. 9–18, in die religiöse und liturgische Dimension ein. Die folgenden fünf Beiträge beleuchten das griechische Siedlungsgebiet in Kalabrien, insbesondere Rossano (Filippo Burgarella, La Calabria bizantina (VI–XI secolo), S. 19–38; Giuseppe Roma, Rossano tra tardo antico e alto medioevo: la documentazione archeologica, S. 39–54; Vivien Prigent, La Calabre bizantine au miroir des sources sigillographiques, S. 55–68; André Guillou, Il monache-

simo greco, S. 69–77; Pietro De Leo, Monachesimo latino in Calabria nell'altomedioevo, S. 79–86). In paradigmatischer Weise manifestiert sich der Kulturkontakt zwischen dem griechischen Süditalien und dem lateinischen Rom in der Biographie des hl. Nilos, in seinem „percorso geo-biografico“ von Rossano nach Grottaferrata, wie Vera von Falkenhausen eindrucksvoll belegt (S. 87–100). Dieser Kulturaustausch kann bis heute in der Feier einer griechischen Liturgie unmittelbar vor den Toren Roms persönlich erlebt werden. Von nicht geringerer Nachwirkung ist die Produktion griechischer Handschriften in einer eindeutigen paläographischen und kodikologischen Typologie, dem „Typ von Rossano“ bzw. der „kalligraphischen Schule des Nilos“, die Santo Lucà in seinem fundierten Überblick (*San Nilo e la „scuola“ calligrafica niliana*, S. 101–116) beschreibt, und die in folgenden fünf Einzelstudien dokumentiert wird (S. 117–144). Auf der Basis standardisierter byzantinischer Minuskelschriften hatten sich bereits im byzantinischen Süditalien stilistische Sonderformen entwickelt, die aufgrund des fehlenden Kontakts mit Konstantinopel und durch den Einfluß süditalienischer lateinischer Schriftformen und Ornamentik gerade in der Schule des Nilos einen eigenständigen Typ italo-griechischer Handschriften entstehen ließen. Eine ähnliche Entwicklung kann auch bei musikalischen Notationssystemen konstatiert werden (Donatella Bucca, *La musica bizantina e l'Abbazia di Grottaferrata*, S. 145–151). Der zweite Teil des Bandes zeichnet die Geschichte des Klosters nach, wobei neben der historischen Entwicklung auch archäologische und kunsthistorische Aspekte behandelt werden. Aus historischer Sicht sollen an dieser Stelle die fundierten und quellenreichen Studien von Gastone Breccia, *Il monastero di Santa Maria di Grottaferrata nel Medioevo*, S. 169–185, von Giovanna Falcone, *Il monastero di Grottaferrata dalla istituzione della commenda all'unità nazionale (1462 – 1870)*, S. 231–252, und von Claudio Sant'Angeli, *Il monastero nel periodo postunitario*, S. 253–261, erwähnt werden. Der entscheidende Übergang von der Abtei zur Kommende, der zudem mit der überragenden Figur von Kardinal Bessarion verknüpft ist, hätte freilich eine umfangreichere Würdigung verdient (vgl. Filippo Burgarella, *Il monastero al tempo del cardinale Bessarione*, S. 229–230). Den inhaltlichen Teil des Bandes rundet die Darstellung der Bibliothek ab (Mario Vitalone, *Le attività della Biblioteca del Monumento Nazionale di Grottaferrata*, S. 263–271). Der vorliegende Band stellt eine gelungene Synthese von gut lesbarer, allgemein verständlicher Wissensvermittlung und wissenschaftlicher Forschung dar und sollte unter beiden Aspekten breite Leserschaft finden. Die umfangreiche Bebilderung steigert zweifelsohne die Attraktivität. Von besonderem Wert ist die exzellente Bibliographie (S. 279–296), die eine wichtige Grundlage für alle weiterführenden Studien zu Grottaferrata und zum italo-griechischen Mönchtum liefern

kann. Die Lektüre des interessanten und abwechslungsreichen Bandes ist unbedingt lohnenswert, auch wenn der Kauf außerhalb Grottaferratas und Roms nicht immer leicht sein wird.

Thomas Hofmann

Rosa Canosa, *Etnogenesi normanne e identità variabili. Il retroterra culturale dei Normanni d'Italia fra Scandinavia e Normandia*, prefazione di Giuseppe Sergi, Collana del Dipartimento di storia dell'Università di Torino, Torino (Silvio Zamorani) 2009, 189 S., ISBN 978-8-87-158170-5, € 24. – Im Mittelpunkt des anzuzeigenden Bandes steht die Suche nach der *Normannitas* (oder der *gens Normannorum*) der süditalienischen Normannen mit Berücksichtigung der Verhältnisse in der Normandie und in England. Schon der Titel läßt dabei deutlich werden, dass die Vf. ihrer Studie sinnvoller Weise ein weitgefaßtes Konzept von „Ethnogenese“ und „Identität“ zugrundelegt, denn sie spricht von „le etnogenesi normanne“ und von „identità variabili“ im Plural und löst sich damit von einem starken und abgeschlossenen Identitätsbegriff. Auf der Basis der erzählenden Quellen und im Vergleich mit der normannischen Landnahme in der Normandie und in England sucht Canosa Hinweise auf die Herkunft der süditalienischen Normannen aus dem Norden oder auf eventuelle „Memorie nordiche“, ohne die zeitlichen und geographischen Besonderheiten der Eroberung Süditaliens aus den Augen zu verlieren. Das Buch ist nach einer Einleitung (S. 13–26), in der die Vf. ausführlich auf die aktuelle Forschungsdebatte zur normannischen Kultur und Identität eingeht, in vier Hauptkapitel unterteilt. Vor allem in Abgrenzung zum normannischen Identitätsbegriff Nick Webbers, der sich stark am französischen Vorbild der Normandie ausrichtet, an dem er als Parameter den Grad der Angleichung der süditalienischen Normannen an die normannischen Traditionen und Sitten mißt, betont Canosa die Bedeutung der politischen Dimension bei der Definition von ethnischen Identitäten. Sie versucht im Gegenzug die Quellen nicht wie „una sorta di specchi che si limitano a riflettere una realtà data, bensì come espressione di strategie culturali di costruzione di un'origine legittimante ogni volta potenzialmente diversa“ (S. 21) zu lesen. Das erste Kapitel (S. 27–122) widmet sich den „Memorie nordiche“ der Normannen vor allem anhand der fast zeitgenössischen Werke von Gaufredus Malaterra, Wilhelm von Apulien und des Amatus von Montecassino, die alle drei Ende des 11. Jh. entstanden sind. Während Amatus von Montecassino und Gaufredus von Malaterra in der Absicht, die Eroberung des Mezzogiorno zu legitimieren, zumindest einleitend auf den Ursprungsmythos der *gens Normannorum* eingehen, fehlt bei Wilhelm von Apulien jeglicher Hinweis auf die geographische Herkunft der Normannen (Normandie, Skandinavien). Das zweite Kapitel (S. 123–140) beschäftigt sich mit der Weitergabe von legendenhaften Erzählungen, die ursprünglich

aus der Normandie stammen und durch mündliche oder literarische Traditionen von den normannischen Chronisten (Amatus von Montecassino, Wilhelm von Apulien und Alexander von Telese) in abgewandelter Form aufgenommen wurden. Im dritten (S. 141–145) und vierten Kapitel (S. 147–156) faßt die Vf. die vorher gefundenen Ergebnisse zusammen und rekonstruiert noch einmal eingehend die normannische Ethnogenese. Dabei kommt sie zum Fazit, dass die normannische Ethnizität, die uns von den süditalienischen Chronisten vermittelt wird, zwar nicht auf ein gemeinsames Abstammungsprinzip zurückgeführt werden kann, trotzdem läßt sich für die süditalienischen Normannen ein Ethnogenese-prozeß ermitteln, der als „costruzione politica di un'identità connessa con l'*origo*“ (S. 149) zu verstehen ist. Ein Anhang zu den Naturelementen Wasser und Land sowie ein Quellen- und Literaturverzeichnis beschließen diese gelungene Arbeit.

Julia Becker

Hubert Houben, Roger II. von Sizilien. Herrscher zwischen Orient und Okzident, Gestalten des Mittelalters und der Renaissance, Darmstadt (Wissenschaftliche Buchgesellschaft) 2010, 264 S., ISBN 978-3-534-23113-3, € 39,90. – Beim vorliegenden Band handelt es sich um die zweite, ergänzte Auflage des 1997 erschienenen gleichnamigen Buches, dessen erste Auflage bereits vergriffen ist. Verlagsbedingt war es nicht möglich, Änderungen im eigentlichen Text vorzunehmen, wie dies bei der italienischen und englischen Übersetzung des Buches (1999, 2002) geschehen ist. Daher hat der Vf. in einem Anhang Korrekturen und Ergänzungen angebracht und ein Kapitel über das personelle und kulturelle Umfeld Rogers II. eingefügt, in dem er vor allem den Einfluss Georgs von Antiochia auf die arabische Herrschaftsrepräsentation Rogers II. aufgrund neuer Erkenntnisse der arabistischen Forschung neu bewertet. Vollständig aktualisiert hat Houben das Quellen- und Literaturverzeichnis, die Nachträge sind dort mit einem Asterisk (\*) gekennzeichnet, auch das Register wurde ergänzt.

Julia Becker

Gian Luca Borghese, Carlo I d'Angiò e il Mediterraneo. Politica, diplomazia e commercio internazionale prima dei Vespi, Collection de l'École française de Rome 411, Rome (École française) 2008, 336 S., ISBN 978-2-7283-0827-9, € 35. – Der Vf. der vorliegenden Arbeit ist allgemeiner (westlicher) Mediävist und Byzantinist, bringt also für dieses Thema angesichts der Quellenlage die besten Voraussetzungen mit. Und zudem besitzt er die notwendigen Kenntnisse moderner Fremdsprachen, die es ihm gestatten, bei der Benutzung der Forschungsliteratur aus den gerade auch in den neuesten Darstellungen über Karl I. von Anjou zu beobachtenden nationalen sprachlichen Grenzen auszurechnen, d. h. die gesamte internationale Forschung zu berücksichtigen.

Das gilt gerade auch für die deutsche Literatur, die verwertet und zumeist auch korrekt zitiert wird; so benutzte er (vermutlich beraten durch Andreas Kiese-wetter) selbst ältere, aber immer noch wertvolle Arbeiten von Sternfeld, Hopf, Caro, Norden u. a. Von deutschen Publikationen ist ihm lediglich das Werk von Joachim Göbbels, *Das Militärwesen im Königreich Sizilien zur Zeit Karls I. von Anjou (1265–1285)* (1984), entgangen, das für die Darstellung S. 73ff., 124ff. und 205ff. wichtig gewesen wäre. Die vom Vf. zitierten Arbeiten des Rezensenten und weitere einschlägige Abhandlungen sind in überarbeiteter Fassung in ders., *Gesammelte Abhandlungen und Aufsätze I* (1997), II/1 (2002) und II/2 (2005) erschienen. Ziel der Darstellung ist es, die Mittelmeerpolitik des Anjou unter besonderer Berücksichtigung der Wirtschafts- und Handelspolitik bis zum Ausbruch der Vesper 1282 darzustellen, darunter die Expansionspolitik im östlichen Mittelmeerraum und die Integration der dortigen „fränkischen“ Herrscher ins angiovinische Reich. Eine besondere Rolle spielen dabei die im wesentlichen wirtschaftlichen Auseinandersetzungen mit Genua und die Beziehungen zu Venedig, Byzanz, den Ritterorden und die Kreuzzugsbewegung. Die Arbeit besticht durch den unmittelbaren Quellenbezug. Unter Auswertung und teilweise ausführlicher Zitierung aller verfügbaren Urkunden, Chroniken, Viten usw., besonders natürlich der von Filangieri u. a. rekonstruierten angiovinischen Register, entwirft der Vf. ein umfassendes Bild, das es für die behandelten Fragen in diesem Detailreichtum bisher noch nicht gegeben hat. Eine etwas genauere Darstellung verdiente Karls Kirchenpolitik gegenüber der griechischen Kirche, vor allem auch in Unteritalien (S. 94ff., 132f.). In den ebenfalls sehr gut belegten Kapiteln über die Orientpolitik (S. 147ff.) und die Politik gegenüber den Resten der Kreuzfahrerstaaten (S. 147ff.) vermißt man lediglich die grundlegende Edition von Karl-Ernst Lupprian, *Die Beziehungen der Päpste zu islamischen und mongolischen Herrschern im 13. Jh. anhand ihres Briefwechsels* (Studi e testi 291, 1981), etwa über den Briefwechsel Abaqa mit Klemens IV. (zu S. 167ff.; bei Lupprian S. 220, 286 u. ö.). Heranzuziehen gewesen wären auch arabistische Arbeiten wie Reuven Amitai-Preiss, *Mongols and Mamluks* (1995), Linda S. Northrup, *From Slave to Sultan* (1998) (über Qalawun) und Peter Thorau, *The Lion of Egypt* (1992) (über Baybars) u. a. Auf Einzelheiten kann hier nicht eingegangen werden. Insgesamt gehört die Arbeit zum besten, was seit vielen Jahren über Karl I. von Anjou publiziert wurde.

Peter Herde

Salvatore Fodale, *Alunni della perdizione. Chiesa e potere in Sicilia durante il Grande Scisma (1372–1416)*, Nuovi studi storici 80, Roma (Istituto Storico Italiano per il Medio Evo) 2008, 876 S., ISBN 978–88–89190–54–8, € 90. – Die Geschichte Siziliens während des Schismas bis zur Konsolidierung der

Macht von Alfons (V.) stellt selbst den Experten vor ernste Probleme. Zu unüberschaubar sind die Interessenkonflikte und ständigen Kursänderungen der Akteure, zu umfangreich und zum Teil schwer zugänglich die Quellen – vor allem in der lokalen sizilianischen und aragonesischen Überlieferung –, zu unklar die Machtverhältnisse. Das Konfliktpotential des Schismas wird durch die verworrene politische Lage, die problematische Sukzession im sizilianischen Königshaus, die aus realpolitischen Gründen oft fehlende Stellungnahme zu einer Obödienz, die ständigen Aufstände lokaler Barone mit wechselnden Koalitionen, die Konfrontation mit dem politisch ebenfalls instabilen *Regno di Napoli* und die nicht immer spannungsfreie Bindung an die Krone von Aragon so verstärkt, daß klare Entwicklungslinien nur mit Mühe erkennbar sind. Seit fast 40 Jahren beschäftigt sich Salvatore Fodale intensiv mit dieser Periode seiner Heimatgeschichte (die Bibliographie listet 34 Studien zu diesem Thema auf) und kann nun auf über 800 Seiten die zusammenfassenden Ergebnisse seines Lebenswerks präsentieren. Besonders ist dem Reihenherausgeber zu danken, der mit der Aufnahme das Werk einer breiten Leserschaft zugänglich gemacht hat. Die Darstellung ist in vier Phasen gegliedert. Die erste Phase (1372 – 1392) ist durch die Annäherung des Königs von Sizilien und des Papstes charakterisiert. Der Tod Friedrichs IV. 1377 führte zum Problem der weiblichen Sukzession der Königin Maria und zur faktischen Herrschaft der vier *vicarii*, die mit allen Mitteln versuchten, die Königin in ihre Gewalt zu bringen. Nach dem Ausbruch des Schismas ergab sich kirchenpolitisch zunächst eine enge Bindung an Urban VI. Nach dem offiziellen Übergang der Krone von Aragon auf die Seite Clemens' VII. (1387) konsolidierten sich aus machtpolitischen und finanziellen Erwägungen die Kontakte zwischen Urban VI. und den sizilianischen Baronen. Diese Politik wurde unter Bonifaz IX. fortgeführt. Gleichzeitig konnte sich Martin d. Ä., der Bruder des aragonesischen Königs, der sizilianischen Thronfolgerin bemächtigen, die mit seinem gleichnamigen Sohn verheiratet wurde (S. 9–144). 1392 landeten aragonesische Truppen auf der Insel, die Folgezeit war von erbitterten Kämpfen mit den Baronen geprägt. Die Realpolitik führte die entschiedenen Gegner Martin und Bonifaz IX. zu langen Verhandlungen, die letztendlich an den lokalen Konflikten, den finanziellen Forderungen des Papstes und am Besetzungsrecht kirchlicher Ämter durch den Herrscher scheiterten (S. 145–260). 1396 übernahm Martin die Krone von Aragon, sein Sohn Martin I. versuchte zusammen mit Maria, die Herrschaft über Sizilien zu sichern. Kirchenpolitisch erschwerte sich die Lage Siziliens durch den schwankenden Kurs Aragons zwischen den beiden Obödienzen und ausgeprägte Eigeninteressen des lokalen Adels. Der Tod Marias (1401) stellte die aragonesische Legitimation auf der Insel vollends in Frage. Trotz enger Bindung des Königreichs Aragon an Benedikt XIII. nahm Martin d. Ä. ab 1406

intensive Kontakte zu Gregor XII. auf, seine Kernforderung war die definitive Trennung Siziliens vom *Regno di Napoli* und die päpstliche Investitur der Krone von Aragon mit Sizilien. Der Tod Martins d. J. 1409 und der seines Vaters 1410 verhinderten diese Pläne (S. 387–660). Die folgenden Jahre dominierten ergebnislose Kompromißlösungen der Witwe Martins I., Bianca von Navarra, im Machtkampf der Barone und der drei Päpste. 1412 erhielt Ferdinand I. von Aragon, der sich rückhaltlos auf die Seite Benedikts XIII. gestellt hatte, von diesem die Investitur mit Sizilien und die Personalunion beider Königreiche. Als Gegenleistung versuchte er, Sizilien vollständig in die avignonesischen Obödienz einzugliedern, scheiterte aber weitgehend am erbitterten lokalen Widerstand. 1416 kündigte sein Sohn Alfons V. die Parteinahme für Benedikt XIII. auf und reservierte die kirchlichen Einnahmen Siziliens dem rechtmäßig auf dem Konzil zu wählenden Papst. Die offizielle Anerkennung Martins V. erfolgte für die Insel Sizilien freilich erst 1418 (S. 661–743). Die völlig unklare politische Situation bewirkte, daß die innerkirchlichen Folgen des Schismas in Sizilien extrem zu Tage traten. Die Partikularinteressen des Adels und ständige Kriegshandlungen verschärfen die Lage ebenso wie der Anspruch der Krone auf die Besetzung kirchlicher Ämter. Kaum eine Bistums- oder Klosterbesetzung erfolgte reibungslos, langjährige Prozesse und Kompensationsverhandlungen waren an der Tagesordnung. Pfarreien, Priorate und Pfründe wurden vom König wie von den Päpsten aus rein politischen und finanziellen Motiven vergeben, zahlreich (bereits bezahlte) Ämter konnten nie in Besitz genommen werden. Gleichzeitig nahmen der moralische Niedergang des Klerus und die Korruption der kirchlichen Würdenträger auf allen hierarchischen Stufen erschreckende Formen an (S. 745–772). Der Vf. hat nach jahrzehntelanger intensiver Forschung ein monumentales Werk vorgelegt. Besonders beeindruckend ist die Menge der ausgewerteten Quellen. Die ausführliche Bibliographie (S. 773–795) ist gerade im Hinblick auf die lokalhistorischen und spanischen Publikationen äußerst gewinnbringend. Dennoch handelt es sich um keine einfache Lektüre, selbst bei guten Vorkenntnissen bedarf es Mühe, den Ereignislinien zu folgen und die zahlreichen Einzelfälle richtig zuzuordnen. Andererseits bilden gerade diese Einzelfälle den besonderen Gewinn des Buchs. Es handelt sich um eine fast unerschöpfliche Fundgrube für prosopographische Studien und Arbeiten zur Geschichte einzelner Diözesen und Klöster. Hierfür sind die umfangreichen und präzisen Indizes (Personennamen S. 797–849, geographische Begriffe S. 851–874) ungemein hilfreich. Dem Leser, der kein Lehrbuch zur sizilianischen Geschichte, sondern ein fundiertes, quellenreiches Nachschlagewerk sucht, kann der vorliegende Band nur uneingeschränkt empfohlen werden.

Thomas Hofmann

## VERZEICHNIS DER REZENSENTEN

Stefano Andretta	Lutz Klinkhammer
Stefan Bauer	Jobst Knigge
Julia Becker	Alexander Koller
Wolfram Benziger	Thomas Kroll
Martin Bertram	Ralf Lützel Schwab
Peter Blastenbrei	Mario Marrocchi
Pierpaolo Bonacini	Michael Matheus
Swen Holger Brunsch	Ricarda Matheus
Gianmarco Cossandi	Amedeo Osti Guerrazzi
Cecilia Cristellon	Kerstin Rahn
Arnold Esch	Andreas Rehberg
Enrico Faini	Nicole Reinhardt
Elisabeth Garms-Cornides	Maurizio Sangalli
Massimo Carlo Giannini	Bettina Scherbaum
Silvano Giordano	Ludwig Schmugge
Dieter Girgensohn	Vladimir von Schnurbein
Christine Maria Grafinger	Brigide Schwarz
Achim Thomas Hack	Jens Späth
Florian Hartmann	Thomas Szabó
Duane Henderson	Michael Thöndl
Peter Herde	Mirko Vagnoni
Ingo Herklotz	Jörg Voigt
Thomas Hofmann	Kordula Wolf
Ursula Jaitner-Hahner	

ALPHABETISCHES VERZEICHNIS DER AUTOREN DER IN  
DEN BESPRECHUNGEN ANGEZEIGTEN SCHRIFTEN

- Abela, E. 679  
Agnini, G. 639  
Ahsbahs, A. de 554  
Aimone, P. V. 559  
Alberigo, G. 668  
Alberti, A. 678  
Althoff, G. 539f., 542  
Álvarez de las Asturias,  
N. 559  
Ambroggio, G. 628  
Andenna, G. 538, 578  
Andreolli, B. 650, 664  
Anheim, É. 549  
Antinori, A. 688  
Arcangeli, L. 550  
Arnold, K. 528  
Ascheri, M. 683  
Assereto, G. 661
- Baldassarri, M. 673, 678  
Balzani, R. 624  
Barbero, A. 547, 642  
Barone, G. 547  
Bauer, D. 560  
Bauer, F. J. 690  
Becher, M. 539  
Behmer, M. 528  
Belcari, R. 673  
Bellingeri, G. 660  
Belting, H. 588  
Benvenuti, A. 545, 676  
Bernardi, E. 662  
Bernardi, P. 549
- Bernardini, P. 560  
Bertero, G. 643  
Berthe, P.-M. 549  
Bianchi, E. 668  
Bianchini, S. 679  
Bird, J. 560  
Bitschnau, M. 647  
Black, J. 644  
Bletschacher, R. 536  
Blumenthal, U.-R. 558  
Bocchi, F. 546  
Bodenschatz, H. 553  
Bombi, B. 549, 578  
Boone, M. 547  
Bordet, L. 600  
Borghese, G. L. 695  
Boschi Rotiroti, M. 556  
Bourin, M. 546  
Braidì, V. 547  
Breccia, G. 693  
Bresadola, M. 668  
Brett, M. 559  
Briner, J. 553  
Brundage, J. A. 560  
Brunelli, G. 549  
Bruschi, C. 580  
Bucca, D. 693  
Burgarella, F. 692  
Butters, S. B. 685  
Büttner, F. 536
- Caciorgna, M. T. 548  
Cammarosano, P. 681
- Canaccini, F. 671, 674  
Canosa, R. 694  
Canzian, D. 545  
Carraro, G. 653  
Casazza, L. 654  
Casini, T. 677  
Cassata, F. 640  
Castelnuovo, G. 549  
Catone, E. 593  
Cavazzini, P. 686  
Ceccarelli Lemut, M. L.  
679  
Cerami, D. 664  
Cherchiari, E. 562  
Cherubini, G. 543, 546,  
671, 676  
Cherubini, P. 554  
Chojnacki, S. 550  
Ciampoltrini, G. 673,  
678  
Cistellini, A. 600  
Classen, C. 530  
Coccoluto, G. 643  
Cohn, S. K. 547  
Collavini, S. M. 672, 677  
Comba, R. 547, 642  
Corciulo, M. S. 631  
Cordova, F. 636  
Cornelißen, C. 553  
Cortese, M. E. 677  
Cortonesi, A. 573  
Cosci, M. 678  
Covini, N. 551

- Cracco, G. 537  
 Cracco Ruggini, L. 537  
 Crouzet-Pavan, E. 544  
 Csendes, P. 543  
 Csorba, L. 685  
  
 D'Acunto, N. 668  
 Dall'Olio, G. 668  
 Dalla Francesca Hellmann, E. 655  
 De Angelis, A. 643  
 De Angelis, L. 680  
 De Benedictis, A. 667  
 De Leo, P. 693  
 De Robertis, T. 556  
 Decker, W. 590  
 Di Deo, C. 556  
 Di Paolo, S. 559  
 Dickie, J. 527  
 Dietz, K. 535  
 Domsta, H. J. 600  
 Donati, A. 670  
 Donghi, R. 670  
 Drews, W. 569  
 Duggan, A. 559  
 Dunajtschik, H. 554  
 Duranti, T. 665  
  
 Edelstein, B. L. 551  
 Engelhardt, M. 662  
 Esposito, A. 548  
  
 Fabbricatore, E. 692  
 Faini, E. 677  
 Fajen, R. 642  
 Falcone, G. 693  
 Falkenhausen, V. von 693  
 Febbraro, M. 678  
 Feci, S. 551  
  
 Fees, I. 555  
 Feld, H. 598  
 Filippini, E. 538  
 Filippini, O. 550  
 Finocchiaro, G. 552  
 Fischer Pace, U. V. 686  
 Fodale, S. 696  
 Folin, M. 551  
 Fonseca, C. D. 539  
 Franceschi, F. 545, 547  
 Freitag, F. 536  
 Frenz, T. 543  
 Freund, S. 536  
 Frommel, C. L. 686  
 Fubini, R. 532  
 Furiesi, A. 673  
  
 Gabbrielli, F. 682  
 Gabbrielli, V. 624  
 García y García, A. 561  
 Gardi, A. 550, 667  
 Garnier, C. 540  
 Garzella, G. 673, 680  
 Gattiglia, G. 678  
 Gatz, E. 610  
 Gaul, N. 533  
 Genequand, P. 548  
 Gentile, L. C. 643  
 Germinario, F. 640  
 Ghilardi, M. 552  
 Ghirardo, D. 551  
 Giacomelli, A. 667  
 Giannoni, A. 679  
 Giordano, L. 537  
 Giovè Marchioli, N. 556  
 Göbbels, J. 696  
 Golinelli, P. 552  
 Görich, N. 542  
 Greci, R. 545  
 Gresser, G. 559  
  
 Gries, R. 529  
 Grillo, P. 547, 642  
 Guazzelli, G. A. 551  
 Guidi Bruscoli, F. 548  
 Guillou, A. 692  
 Gulia, L. 551  
  
 Häberlein, M. 536  
 Hageneier, L. 575  
 Hajnóczy, G. 685  
 Hartmann, W. 559  
 Hayez, A.-M. 548  
 Hechberger, W. 541  
 Herde, P. 559  
 Hess, S. 553  
 Hilling, N. 562  
 Hitzbleck, K. 582  
 Höbelt, L. 615  
 Hoffmann, H. 571  
 Horodowich, E. 658  
 Houben, H. 695  
 Howard, E. G. 686  
 Hubert, É. 544  
 Huter, F. 647  
  
 Ingegneri, G. 614  
 Irace, E. 549  
 Isabella, M. 629  
 Israel, U. 659  
  
 Jamme, A. 548  
 Jarnut, J. 536  
 Jasper, D. 559  
 Jimeno, R. 558  
 Jugie, P. 549  
  
 Kamp, H. 541  
 Katajala-Peltomaa, S. 581  
 Kay, R. 560

- Kelly, H. A. 559  
 Kéry, L. 559  
 Kessel, A. von 640  
 Killermann, S. 561  
 Kinnebrock, S. 529  
 Klaniczay, P. 686  
 Knödler, J. 592  
 Koller, A. 536  
 Körner, H.-M. 535  
 Körntgen, L. 540  
 Kurznel-Runtscheiner, M.  
     688  
  
 La Rocca, C. 544  
 Lai, A. 537  
 Landau, P. 563  
 Lapucci, C. 602  
 Larson, A. A. 558  
 Laudage, J. 575  
 Lefebvre-Teillard, A.  
     559  
 Lehmann, E. 638  
 Leonardi, C. 537  
 Lersch, E. 529  
 Lohmer, C. 559  
 Lucà, S. 692  
 Luppryan, K.-E. 696  
  
 Magnago Lampu-  
     gnagni, V. 553  
 Maire Vigueur, J. C. 548  
 Malavolti, A. 673  
 Maleczek, W. 559  
 Malvolti, A. 672, 679f.  
 Manfredini, R. 674  
 Marchetto, G. 565  
 Marchiaro, M. 556  
 Märtil, C. 536  
 Masetti Zannini, G. L.  
     670  
  
 Mattioli, A. 552  
 Mazzoleni, D. 552  
 Meier, C. 539  
 Mele, G. 537  
 Melloni, A. 560  
 Meloni, G. 537  
 Meloni, P. 537  
 Menniti Ippolito, A. 548  
 Menzel, M. 536  
 Meo, A. 678  
 Merdinger, J. E. 558  
 Metzler, G. 603  
 Meyen, M. 530  
 Michetti, R. 551  
 Mierau, H. J. 560  
 Miethke, J. 560  
 Miglio, M. 660  
 Millet, H. 587  
 Minnich, N. H. 560  
 Minnucci, G. 559  
 Miranda, A. 593  
 Modigliani, A. 683  
 Monnet, P. 547  
 Montersino, M. 629  
 Morelli, P. 680  
 Moretti, I. 544, 676, 681  
 Morini, E. 692  
 Mouchet, V. 673  
 Mrkonjić, T. 606  
 Mucciarelli, R. 545  
 Müller, H. 560  
 Murano, G. 555  
 Murphy, P. V. 596  
  
 Nussdorfer, L. 684  
  
 Obermair, H. 647, 649  
 Oliva Herrer, H. R. 547  
 Onori, A. M. 680  
 Ortalli, G. 651, 662  
  
 Pacciani, S. 602  
 Pagano, S. 608  
 Pagliara, P. N. 686  
 Palermo, L. 573  
 Panero, F. 547  
 Pantarotto, M. 556  
 Papaccio, G. 677  
 Papi, C. 683  
 Patzold, S. 540  
 Pellegrini, P. 566  
 Pennington, K. 558  
 Pepe, L. 623  
 Peper, I. 621  
 Pergher, R. 554  
 Perotti, E. 554  
 Pescaglioni Monti, R. 678  
 Petersohn, J. 560  
 Peyronel, S. 550  
 Piasentini, S. 656  
 Piatti, P. 584  
 Piccat, 642  
 Picciotto, L. 640  
 Pieyre, C. 549  
 Pigozzo, F. 651  
 Pinna, T. 537  
 Pinto, G. 546f., 671, 679  
 Pirillo, P. 671, 676, 679  
 Pittarello, O. 650  
 Poncet, O. 548f.  
 Ponnelle, L. 600  
 Pöttker, H. 529  
 Pratesi, A. 554  
 Prigent, V. 692  
 Prospero, A. 666  
  
 Quantin, J.-L. 552  
  
 Rabai, S. 674  
 Rando, D. 590, 660  
 Raspanti, M. 640

- Raunio, A. 619  
 Reichert, F. 588  
 Reid, C. J. 560  
 Reinhard, W. 602  
 Repgen, K. 610  
 Reynolds, R. E. 560  
 Ricci, L. G. G. 536  
 Rochat, G. 638  
 Roeck, B. 661  
 Roma, G. 692  
 Ronchey, S. 533  
 Ronzani, M. 546, 679  
 Roolf, C. 626  
 Rosso, P. 643  
 Rotondò, A. 594  
 Rouchon, O. 549  
 Rugolo, C. M. 546  
 Ruzzenenti, M. 640  
  
 Sabanés Fernández, R.  
     559  
 Salazar, I. S. 676  
 Salonen, K. 549  
 Salvestrini, F. 676, 680  
 Sanna, M. G. 537  
 Santangeli, C. 693  
 Sarfatti, M. 639  
 Sartori, F. 652  
 Sauerländer, W. 542  
 Sawilla, J. M. 617  
 Scalon, C. 663  
 Schieder, W. 553  
 Schieffer, R. 540, 542,  
     560  
 Schmidt, P. 610  
 Schmidt, T. 559  
 Schneider, F. E. 561  
 Schneider, H. 560  
 Schneidmüller, B. 541  
 Schreiner, P. 533, 660  
  
 Schretter, C. 647  
 Schrör, M. 575  
 Schuller, F. 535, 541  
 Schwarz, W. F. 568  
 Scorza Barcellona, F. 551  
 Seibert, H. 540  
 Selge, K.-V. 577  
 Semrad, B. 528  
 Sergi, G. 694  
 Settia, A. A. 544  
 Shaw, C. 551  
 Signifredi, M. 552  
 Singer, K. 632  
 Soldini, N. 645  
 Sommar, M. E. 559, 563  
 Spagnesi, E. 560  
 Spataro, C. 673, 678  
 Spiegel, D. 553  
 Spierenburg, P. 530  
 Spinelli, G. 664  
 Steinacher, G. 552  
 Steinmann, E. 626  
 Stöber, R. 529  
 Stolberg-Vowinkel, M.  
     588  
 Storey, T. 686  
 Struve, T. 540  
 Stürner, W. 543  
 Szabó, T. 545  
 Szuromi, S. A. 559  
  
 Tabacchi, S. 549  
 Tamba, G. 665  
 Theis, V. 549  
 Thomas, B. 550  
 Tizon-Gemie, A.-C. 549  
 Tognetti, S. 680  
 Tosatti, G. 635  
 Tosini, P. 551  
 Tragbar, K. 553  
  
 Tramontana, S. 546  
 Trebeljahr, M. 604  
 Trivellato, D. 651  
 Trolese, F. G. B. 654  
 Turrini, M. 667  
 Turtas, R. 537  
  
 Unterburger, K. 536  
 Urso, C. 537  
  
 Vaccari, O. 673  
 Vanni, F. 566  
 Venturini, V. 652  
 Viejo-Ximénez, J. M.  
     559  
 Vitalone, M. 693  
 Vittozzi, E. 593  
  
 Wagendorfer, M. 592  
 Walther, H. G. 559  
 Wassilowsky, G. 612  
 Wauters, B. 559  
 Weber, W. E. J. 536  
 Weigand, K. 536  
 Weinfurter, S. 541  
 Weitlauff, M. 541  
 Welch, E. 550  
 Wetzstein, T. 559  
 Wilke, J. 529  
 Williman, D. 585  
 Wodrazka, P. B. 599  
 Wolodarski, A. 560  
 Wörsdörfer, R. 554  
  
 Zarri, G. 668  
 Zedler, J. 536  
 Zeindl, G. 647  
 Zorzi, A. 545, 548  
 Zubert, B. W. 559  
 Zuccotti, S. 640